Ein halbes Jahrhundert

Adolf Friedrich von Schack



Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen.

In drei Bänden.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Zweiter Band.

Mit dem Porträt des Verfassers.



Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1888.

Ein halbes Jahrhundert.

Zweiter Band.

Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen.

In drei Bänden.

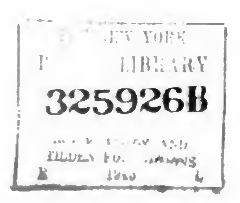
Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Zweiter Band.



Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1888.



Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Erstes Buch. Erinnerungen.

Vierzigstes Kapitel. Krieg von 1859. — Italienische Zustände. — Reise nach Palermo. — Das befreite Sicilien und Neapel 1

Einundvierzigstes Kapitel. Letzte Lebensjahre des Königs Maximilian's II.; dessen plötzliches Ableben. — König Ludwig II. — Richard Wagner 12

Zweiundvierzigstes Kapitel. G. Gervinus. — J. P. Fallmerayer. — Wien. J. v. Führich. K. Rahl. Friedrich Hebbel 26

Dreiundvierzigstes Kapitel. Koburg und Friedrich Rückert. — Halle. H. Leo 37

Vierundvierzigstes Kapitel. Reise nach Holland. — Reinhold Dozy. — Paris. Herr von O. — Julius Mohl. — Das Café de l'Ancienne Comédie. — Romantik in Mecklenburg. — Gäste in meiner Münchener Galerie 45

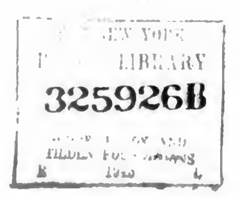
Fünfundvierzigstes Kapitel. Neue Reise nach Spanien und Portugal. — Napoleon III. in Biaritz. — Hof Isabella's II. in San Ildefonso. — Lissabon. — Cintra. — Wiedersehen von Andalusien. — Französische Luftschlösser 61

Sechsundvierzigstes Kapitel. Deutsch-französischer Krieg. — Besuch der wiedergewonnenen Reichslande 83

Siebenundvierzigstes Kapitel. Literarische Produktion 92

Achtundvierzigstes Kapitel. Reise nach Spanien, Aegypten, Griechenland und Konstantinopel. — Don Juan Valera. — Graf Prokesch. — Räuberunwesen bei Athen 98

Neunundvierzigstes Kapitel. Letzte Reise nach Aegypten, Palästina, Damaskus, dem Libanon und Griechenland 106



Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Erstes Buch. Erinnerungen.

Vierzigstes Kapitel. Krieg von 1859. — Italienische Zustände. — Reise nach Palermo. — Das befreite Sicilien und Neapel 1

Einundvierzigstes Kapitel. Letzte Lebensjahre des Königs Maximilian's II.; dessen plötzliches Ableben. — König Ludwig II. — Richard Wagner 12

Zweiundvierzigstes Kapitel. G. Gervinus. — J. P. Fallmerayer. — Wien. J. v. Führich. K. Rahl. Friedrich Hebbel . . . 26

Dreiundvierzigstes Kapitel. Koburg und Friedrich Rückert. — Halle. H. Leo 37

Vierundvierzigstes Kapitel. Reise nach Holland. — Reinhold Dozy. — Paris. Herr von O. — Julius Mohl. — Das Café de l'Ancienne Comédie. — Romantik in Mecklenburg. — Gäste in meiner Münchener Galerie 48

Fünfundvierzigstes Kapitel. Neue Reise nach Spanien und Portugal. — Napoleon III. in Biaritz. — Hof Isabella's II. in San Ildefonso. — Lissabon. — Cintra. — Wiedersehen von Andalusien. — Französische Lustschlösser 61

Sechsundvierzigstes Kapitel. Deutsch-französischer Krieg. — Besuch der wiedergewonnenen Reichslande 83

Siebenundvierzigstes Kapitel. Literarische Produktion 92

Achtundvierzigstes Kapitel. Reise nach Spanien, Aegypten, Griechenland und Konstantinopel. — Don Juan Valera. — Graf Prokesch. — Räuberunwesen bei Athen 98

Neunundvierzigstes Kapitel. Letzte Reise nach Aegypten, Palästina, Damaskus, dem Libanon und Griechenland 106

Seite

Fünfzigstes Kapitel. Rückkehr nach München. — Wilhelm v. Dönniges. — Justus v. Liebig. — General von der Tann. — Emanuel Geibel. — Bernh. v. Lepel. — Reise nach Dänemark, Norwegen und Schweden. — Winteraufenthalt in den südlichen Ländern 150

Zweites Buch. Aufzeichnungen — Tagebuchblätter . . . 159

1. Malta, Ende April 1839 161
2. Sparta, den 12. Mai 1839 175
3. — 20. Mai 1839 188
4. Nauplia, Anfang Juni 1839 193
5. Brussa, im Juni 1839 201
6. Unter dem Wüstenzelt, im Herbst 1839 210
7. Jerusalem, im Herbst 1839 222
8. Beirut, im Herbst 1839 225
9. Syra, im Herbst 1839 240
10. Stift Neuburg bei Heidelberg, im September 1845 . . 252
— — im Herbst 1847 258
11. Jerusalem, im Januar 1849 265
12. Kairo, im Februar 1849 280
13. Granada, im Juli 1852 293
14. — den 16. Juli 1852 302
15. Sevilla, im August 1852 316
16. — den 10. August 1852 326
17. Plasencia, im April 1853 338
18. Lissabon, den 1. Mai 1853 353
19. — den 10. Mai 1853 365
20. Santa Cruz auf Teneriffa, im Juni 1853 371
21. Orotava, im Juni 1853 379
22. Cadix, im August 1853 389
23. Toledo, November 1853 402
24. Ronda, im April 1854 414
25. Gibraltar, im April 1854 424
26. Cintra, im Mai 1854 434



Vierzigstes Kapitel.

Krieg von 1859. — Italienische Zustände. — Reise nach Palermo. — Das befreite Sicilien und Neapel.

Im Obigen bin ich, um den Zusammenhang nicht zu zerreißen, in etwas spätere Zeit herabgestiegen; ich knüpfe nun wieder beim Jahre 1859 an. Der zwischen Frankreich und Oesterreich ausbrechende Krieg bewegte mich, wie alle Welt, aufs lebhafteste. Da ich bei meinen früheren häufigen Aufenthalten in Italien die Trostlosigkeit der Zustände in diesem Lande kannte und auch in der österreichischen Herrschaft, die von der Lombardei aus den übrigen Gewaltherren der Halbinsel einen Halt gab, den Hauptgrund derselben erblickte, konnte ich natürlich die Fortdauer dieser Herrschaft nicht wünschen. Trotzdem vermochte ich den Freiheitskampf der Italiener nicht mit ungeteilter Sympathie zu begrüßen, indem er im wesentlichen nur unter der Aegide Napoleon's III. geführt wurde, und auch nur durch diesen schließlich der Sieg sich den italienischen Fahnen zuneigte. Beim Beginne des Krieges befand ich mich gerade auf schweizerischem Boden und hörte von Lugano aus mehrmals Kanonendonner. Um mich her schwärmte Alles für die italienische Erhebung und zugleich für die Franzosen; dagegen machte sich der Haß gegen die Oesterreicher oft in meiner Gegenwart in energischen Ausbrüchen Luft. Eine anderweitige Meinung auszusprechen, war oft sogar bedenklich, und ich hörte, daß Deutsche, die dies in öffentlichen

Lokalen zu thun gewagt, mißhandelt worden seien. Nach den ersten Niederlagen der Oesterreicher erscholl lauter Jubel, und insofern man hierin den Anfang einer Befreiung Italiens vom Joche seiner Zwingherren erblicken konnte, würde ich gern mitgejubelt haben, wenn nicht der Gedanke, daß der Erbfeind Deutschlands Triumphe über deutsche Waffen feierte, mir die Freude getrübt hätte. Nachdem mir später klar geworden, daß Oesterreich sich selbst gratuliren konnte, von der unnatürlichen Ankoppelung der welschen Provinzen erlöst zu sein, und als nach und nach infolge dieses ersten Anstoßes die ganze Halbinsel wie auch Sicilien ihre Unabhängigkeit erlangte, verlor sich das trübe Gefühl in mir, und ich schätzte mich glücklich, die von so vielen Generationen vergebens erstrebte Herstellung der Einigung Italiens erlebt zu haben.

Da ich schon seit meiner Jugend in diesem Lande fast heimisch war und an dessen Geschicken wie ein Eingeborener teilgenommen hatte, fühlte ich das lebhafte Bedürfnis, nach den großen Ereignissen, die sich vollzogen hatten, die nun bis auf wenige Teile befreite Halbinsel zu begrüßen, und begab mich im Herbst 1860 über Florenz nach Neapel und Sicilien. Noch freilich war Venedig der Fremdherrschaft unterworfen, noch hatte der Vers Platen's seine Geltung, welcher Italien anredet: „Du trägst an Deiner eigenen Brust den Krebs, den Antichrist, den Papst." Aber man konnte wohl mit Sicherheit sagen, daß die Zeit nicht ferne sei, wo die Unità zur vollen Wahrheit würde. Der Mut, die Ausdauer, die Hingebung und Aufopferung, welche die Italiener in dem Kampfe um ihre Unabhängigkeit und um diese Einheit gezeigt hatten, gehört zu den strahlendsten Beispielen von Vaterlandsliebe in der Geschichte. Seit mehr als zwei Menschenaltern ist die Heldenjugend dieses Volkes, unerschreckt von den Bajonetten und Kanonen der Feinde, von den Schergen ihrer einheimischen Tyrannen, solchem Ziele entgegengeschritten, hat sich, um es

zu erreichen, dem Kerker und Schafott trotzend, in den Schlachtentod gestürzt. War das eine Geschlecht hingesunken, so trat ein neues, noch kühneres an seine Stelle. Von den Alpen bis zu der Südspitze Siciliens ist kaum eine Familie, sei es nun in Hütte oder Palast, die nicht eines ihrer Mitglieder diesem Kampfe zum Opfer geweiht hätte, möge es von den Kugeln der Feinde hingestreckt worden oder den schlimmeren Tod in unterirdischen Kerkern gestorben sein. Es hat wenige so erhebende Schauspiele auf der Erde gegeben, wie dieser begeisterte Kampf einer ganzen Nation um ihre höchsten Güter. Selbst die verzweifelten und tollkühnen Unternehmungen Einzelner, welche von der Nüchternheit als unsinnig gescholten werden, zum Beispiel die Landung der Brüder Bandiera an der Küste von Neapel, um dort die Freiheitsfahne aufzupflanzen, haben etwas Erhabenes, und mir sind diese Bandiera immer so bewundernswert erschienen, wie die Helden des Plutarch. Ein denkwürdiger Beleg für die Allgemeinheit, mit welcher das patriotische Gefühl sämmtliche Schichten der Bevölkerung durchdrang, wurde mir von ganz zuverlässiger Seite erzählt. In den schrecklichen Kerkern von Neapel, wo die edelsten Männer ihres Landes, wie Settembrini und Poerio, mit Mördern zusammengekoppelt waren, sammelten die Verbrecher und Galeerensklaven unter einander Geldbeiträge für Förderung der italienischen Einheit! Wahrlich, diese Galeerensklaven in ihren Ketten beschämen manche Diplomaten in Galauniform, die im Dienste ihrer kleinen Zwingherren für die Unterdrückung ihres Vaterlandes wirkten.

Mit der Liebe zu ihrem Lande ging bei den Italienern der Haß gegen die Fremdherrschaft Hand in Hand, und da sie Oesterreicher und Deutsche nicht zu unterscheiden wußten, wurden auch wir von ihm mitbetroffen. Ich konnte von jeher nicht umhin, diesen Haß zu achten, wenn er auch zugleich gegen mich gerichtet war. Es mußte für einen Deutschen

schmerzlich sein, in Oesterreich den Unterdrücker Italiens zu erblicken. Hoffentlich ist die Zeit für immer vorbei, wo die Länder wie gewöhnliche Waren ohne alle Rücksicht auf die Bevölkerungen bald diesem, bald jenem Souverän zugeteilt wurden. Oesterreich hatte durch den Besitz der Lombardei und des Venetianischen von Anfang an ein unheilvolles Geschenk erhalten. Die Einwohner ließen sich ungern von Fremden beherrschen, und diese Abneigung in ihr Gegenteil zu verwandeln, wäre wohl keiner Regierung gelungen. Aber Oesterreich that, statt hierzu auch nur einen Versuch zu machen, wenigstens unter dem Metternich'schen Regiment, Alles, um die Erbitterung aufs Höchste zu steigern. Die Verfolgung jeder freieren Regung, auch wo sie keine politischen Zwecke hatte, das Märtyrertum, das über Silvio Pellico und seine Leidensgenossen verhängt ward, drückte den Stachel unversöhnlichen Grolles in jede italienische Brust, und als man später von Wien aus einzulenken versuchte, war es zu spät. Die Finanzmaßregel, durch welche die Lombardei vor den einheimischen Kronländern bevorzugt wurde, und das viele Geld, das durch die Festungsbauten in Umlauf gesetzt ward, konnte nur die unteren Klassen gewinnen. Der gebildete Teil der Bevölkerung vermochte die Erinnerung an die Gefängnisse des Spielberg nicht loszuwerden und verharrte in seinem Grimm. Auch that die Regierung, wenngleich sie keine Grausamkeiten wie früher mehr beging, durch kleinliche Polizeiplackereien das Ihrige, um die Versöhnung unmöglich zu machen. Man denke sich, wie es die Italiener zur Verzweiflung treiben mußte, wenn Solche von ihnen, deren Gesinnung mißliebig war, unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurden, wenn ihnen ein sogenannter precetto zuging, wonach sie die Weisung erhielten, sich des Umganges mit Diesem oder Jenem zu enthalten, mit Niemandem auf der Straße zu sprechen, kein Café zu besuchen und so weiter. Aber das Schlimmste war, daß Oesterreich

sein Joch, das in der letzten Zeit in Oberitalien noch erträglich sein mochte, über die ganze Halbinsel erstreckte und sich in Unteritalien zum Helfershelfer einer Despotie gemacht hatte, wie selten noch ein Volk eine gleich arge zu erdulden gehabt.

Es ist gegen Italien der Vorwurf erhoben worden, daß es sich nicht habe aus eigenen Kräften befreien können — mit höchstem Unrecht. Mit den einheimischen Dynastien und zugleich noch mit der kolossalen Uebermacht von außen her fertig zu werden, war eine physische Unmöglichkeit. Allein sobald Oesterreich die schirmende Hand, die es über die Fürsten der Halbinsel gebreitet hatte, zurückziehen mußte, waren die Tage dieser Regierungen gezählt. Die Duodeztyrannei von Modena, die in karikaturartiger Gestalt das Schreckliche mit dem Lächerlichen vereinigte, fiel unter allgemeinem Jubel. Und nun endlich war durch Garibaldi auch die Zwingburg im Süden gesunken. Schon vor dem Jahre 1848 war das Königreich Neapel eine Anomalie unter den zivilisirten Staaten Europas gewesen; es waltete hier, besonders aber auf der Insel Sicilien, eine auf bigottes Pfaffentum gegründete Willkürherrschaft, von deren Abscheulichkeit man sich schwer einen Begriff macht. Obgleich ich schon früher hiervon gesprochen, muß ich näher darauf zurückkommen. Das Volk wurde in der krassesten Unwissenheit gehalten. Für Schulen geschah gar nichts; der leiseste Verdacht liberaler Gesinnung brachte ins Gefängnis, wo Derjenige, auf den er fiel, jahrelang ohne Verhör schmachten konnte. König Ferdinand oder der Re Bomba, wie er mit dem Ausdruck des tiefsten Abscheues von jedem Italiener genannt wird, vereinigte in sich die finstere Tücke eines Galeazzo Visconti mit der Tigergrausamkeit des Ezzelino. Wenn er schon früher der Schrecken seiner Unterthanen gewesen war, so zeigte er sich in seiner ganzen Furchtbarkeit doch erst nach dem Jahre 1848. Wie der Sturm, der in diesem Jahre halb Europa durchbrauste, auch Neapel erreichte und welche

Bewegungen er dort hervorrief, lebt noch in Aller Gedächtnis. Nachdem der König die Verfassung, die er selbst unter dem Druck der Verhältnisse gegeben und beschworen, mit Hilfe seiner Soldateska und der Lazzaroni wieder vernichtet hatte, begann er eine Verfolgung der grausamsten Art gegen alle Patrioten und mit empörendem Cynismus sogar gegen Diejenigen, die er selbst früher zu den höchsten Staatsämtern berufen hatte. Die Kerker des Forts S. Elmo und die bis unter das Meer hinabreichenden Gefängnisse füllten sich mit sogenannten Verbrechern, das heißt mit den besten Männern, die dort ohne Urteil und Recht oder auf den Willkürspruch von Kriegsgerichten mit gemeinen Missethätern zusammengekoppelt wurden. Nachdem Rom und das übrige Italien wieder ihren früheren Gewaltherren unterworfen waren, glaubte sich König Ferdinand jeder weiteren Rücksicht entbunden und schwang mit Hilfe seiner Büttel Maniscalco, Ajossa und Anderer während eines Jahrzehnts die Geißel der furchtbarsten Tyrannei über sein Königreich. Ich habe während eben dieses Jahrzehntes, wie schon früher erwähnt, mehrmals Aufenthalte sowohl in der Stadt Neapel als in Palermo gemacht und die Ueberzeugung gewonnen, daß dort Zustände herrschten, wie sie unter einem Alba in den Niederlanden nicht schlimmer sein konnten. Schon damals war es mir nach den Aussagen zuverlässiger, seit lange im Lande ansässiger und mit dessen Verhältnissen vertrauter Personen unzweifelhaft, daß die Anwendung der Folter, um politisch Verdächtige zum Geständnisse zu zwingen, zu den alltäglichen Vorgängen gehörte. Noch gegenwärtig wird mir, wenn ich dies in Deutschland behaupte, oft unter dem Ausdruck des Unglaubens entgegengehalten, in Neapel sei ja die Folter schon im vorigen Jahrhundert abgeschafft worden. Ich erwidere hierauf, daß dies bei den Gerichten stattgefunden hat, und daß diese auch die Tortur unstreitig nicht wieder in Anwendung gebracht haben, daß aber die Polizei, besonders unter der

Leitung des abscheulichen Maniscalco, allmächtig war, ganz nach Belieben schaltete und waltete und nach Herzenslust gefoltert hat. Ob sich das nach dem Tode des Königs Bomba verändert hatte, habe ich seinerzeit nicht erfahren können. Sein Nachfolger scheint milder gesinnt gewesen zu sein, war jedoch zu schwach, um mit dem herrschenden System zu brechen, und mußte schon als Sohn eines solchen Vaters, von Jesuiten und feilen Höflingen erzogen, im wesentlichen in den Bahnen des Vorgängers fortwandeln. So ging mit der Krone die Wucht des Hasses, die auf Jenem geruht hatte, auch auf sein Haupt über; sein Thron begann zu wanken, sobald Garibaldi's kleine Schar herannahte, und das starke Heer des jungen Königs, das als eines der besten in Europa gepriesen wurde, weil es sich bei den Paraden sehr hübsch ausnahm, stob auseinander, fast ehe noch „die tausend Abenteurer", denen schon Sicilien zugefallen war, das Festland betraten.

Es ist zu beklagen, daß unsere Zeit keinen Dante aufzuweisen hat, der die Bourbonen (voran die neapolitanischen, aber auch die spanischen müßten ihr Kontingent stellen) in den Bagno seiner Verse sperren könnte, damit sie den kommenden Geschlechtern zum Abscheu und deren Fürsten als Warnung gegen despotische Gelüste dienten. Auch nur ein solcher Dichter von Genie wäre würdig, dem König Victor Emanuel den Ruhmeskranz zu flechten, den er um so mehr verdient hat, als es wohl manche Könige gegeben, die größere Eroberer waren, aber äußerst wenige, die für die Freiheit gestritten, wie er. Ich halte es für ganz falsch, zu glauben, das Glück einer Nation sei von der Form einer Regierung abhängig. Es hat Republiken gegeben, in denen ein sehr tyrannisches Regiment geführt wurde, und die Freiheit kann in einer Monarchie ebenso gut geschützt sein, wie in einem Freistaat. Aber die Zeiten der Gewaltherrschaft sind vorüber, und die Tage aller Derer, welche eine solche zu üben versuchen sollten,

gezählt. Nur den Fürsten, welche die Freiheit auf ihre Fahnen schreiben, gehört die Zukunft: in hoc signo vinces! Dem Herrscherhause Savoyen darf man, wenn es ferner dem Labarum folgt, das ihm Victor Emanuel vorauftrug, eine lange, glänzende Zukunft weissagen.

Mit welcher Herzensfreude begrüßte ich das endlich befreite Neapel! Wenn ich mich früher dort aufhielt, hatte ich zwar als Fremder nichts für mich selbst zn fürchten gehabt und persönlich nur an einigen Vexationen der Polizei die Segnungen des bourbonischen Absolutismus empfunden. Allein der Umgang mit den Eingeborenen, die sich in einer beständigen Angst vor den Sbirren ihres liebevollen Landesvaters befanden und kein unbefangenes Wort zu sprechen wagten, hatte etwas Peinliches gehabt. Selbst der Genuß der Natur in dieser vielleicht am schönsten gelegenen Stadt Europas war mir verbittert worden, weil ich mich in einem großen Kerker zu befinden glaubte. Wenn mir auch auf dem Posilip und dem Molo die fröhlichen Klänge der Tarantella und das Schellenrasseln der Tambourine entgegentönten, so hatten sie mich doch nicht zur Freude stimmen können, da sie in meinen Gedanken von dem Kettenklirren in den unterirdischen Kerkern von S. Elmo übertönt wurden. Mit wie ganz anderen Gefühlen schritt ich jetzt durch den Toledo, durch die Villa Reale, da ich in Aller Augen den Jubel der Erlösung von einem unerträglichen Joche leuchten sah. Ich besuchte alle meine Lieblingsplätze von neuem, um an jedem von ihnen den Hauch der Freiheit einzuatmen, der nun an diesen seligen Küsten weht.

Noch steigern mußten sich meine Empfindungen, als ich den Boden Siciliens betrat und auch hier das italienische Banner flattern sah. Denn diese Insel hatte unter noch schlimmeren Streichen des Despotismus geblutet, als das Festland von Neapel. Die glücklichere Zukunft wird kaum glauben,

was deren Bewohner erduldet haben, bevor die Stunde der Rettung schlug. Ein Faktum mag für viele sprechen. Als Palermo von den Kriegern Garibaldi's eingenommen war, wurden zunächst die von politischen Gefangenen überfüllten Kerker der Stadt aufgebrochen, und man fand in denselben zahlreiche, zu Skeletten abgemagerte Unglückliche, die dort jahrelang, fern von Luft und Licht, geschmachtet und die man, nach ihrer übereinstimmenden Aussage, der Folterung unterworfen hatte, um ihnen Geständnisse und besonders die Angabe von Mitschuldigen abzupressen. Auch entdeckte man Folterkammern mit Marterinstrumenten, wert der barbarischsten Zeiten des Mittelalters. Dies ist mir wiederholt von den achtungswertesten Sicilianern versichert worden. Als ein Beispiel von den vielen Greueln, die in Palermo unter der Regierung des Königs Ferdinand vorgekommen sind, mag folgender durchaus beglaubigter Fall genügen. Am Abende des 27. Januar des Jahres 1850 ertönten aus einer Schar von jungen Leuten auf einem Platz Palermos die Rufe: „Es lebe die Freiheit! Es lebe Italien!“ Als die Rufenden sich sogleich von zahlreichen Schergen und Soldaten angegriffen sahen, thaten sie ein paar Schüsse gegen dieselben und zerstreuten sich dann in die umliegenden Häuser und Straßen. Es war wirklich der Plan zu einer Revolte entworfen worden, aber aus Mangel an gehörigen Verabredungen nicht zum Ausbruch gekommen. Die Regierung hatte hiervon Kenntnis erlangt, indeß absichtlich jenem kleinen Auflaufe nicht vorgebeugt, vielleicht denselben sogar selbst angestiftet, um erst später eine angebliche furchtbare Konspiration in Blut zu ersticken. Am nämlichen Abend verhafteten die Patrouillen sechs Bürger und schleppten sie vor ein Kriegsgericht, obgleich die Letzteren nicht mit Waffen in der Hand ertappt worden waren und die Kriegsbehörde daher in keiner Art für sie kompetent sein konnte. Es lagen keinerlei Beweise vor, daß die Verhafteten sich eines Vergehens schuldig

gemacht hätten. Der jüngste unter diesen war Niccolo Garzilli, noch nicht zwanzig Jahre alt; er hatte zwei Jahre vorher eine Schrift über die philosophischen Ideen Gioberti's herausgegeben und wurde von allen Denen, die ihn kannten, als ein aufgehender Stern der italienischen Literatur angesehen. Auf die erste an ihn gerichtete Frage antwortete er: „Ich sehe hier keine Richter, sondern Henker. Tötet mich, da ihr es könnt und wollt, aber ich kann euch nicht das Recht zugestehen, eine Untersuchung gegen mich zu führen." Das gegen die sechs Verhafteten gefällte Urteil lautete auf Erschießung noch an demselben Tage. Alle sechs wurden durch die todesstillen und öden Straßen der Stadt zur Hinrichtung geführt. Nach vollzogenem Bluturteil jubelten und zechten die Schergen über den rauchenden Leichnamen. Eine Schwester des erschossenen Garzilli wurde über den Tod des Bruders wahnsinnig und starb einen Monat nachher. Den Vater, der neapolitanischer Offizier war, sah man am folgenden Tage in voller Uniform mit unnatürlicher und empörender Gleichgiltigkeit in den Straßen von Palermo auf und nieder gehen. Dieser ersten Hinrichtung, die eher Mord zu nennen war, folgte später die von etwa dreißig anderen Palermitanern, die der Teilnahme an der Verschwörung beschuldigt wurden, obgleich sie nicht auf der That überrascht worden waren. Diesmal wurden die Angeklagten vor ein Spezialgericht gestellt; unter ihnen waren Unschuldige neben Schuldigen. Aber Alle widersprachen bei der Verhandlung den Geständnissen, welche von zwei Leitern des Prozesses in die Akten aufgenommen worden waren, und protestirten gegen offenbare, in ihnen enthaltene Unwahrheiten, Suggestionen und Aussagen, die durch furchtbare Martern erpreßt worden seien. Sie hatten in unterirdischen Kerkerlöchern ohne Schlaf, ohne Speise und Trank geschmachtet; sie waren geschlagen und an allen Gliedern zerrissen worden und zeigten vor Jedermanns Augen (denn die Verhandlung

war öffentlich) ihre jüngst empfangenen Wunden. Den ersten Sitzungen wohnten eigens berufene Stenographen bei; dann ward es für passend erachtet, Letztere auszuschließen. Die Advokaten sprachen, sei es zu ihrer Ehre gesagt, mit Mut und Würde; vor Allen Emmanuele Bellia, ein Mann von vorgerückten Jahren, der nicht anstand, auszurufen: „Wir verabscheuen mit Recht die Tortur vergangener Zeiten, die wir barbarisch nennen; aber damals war sie wenigstens durch die Gesetze vorgeschrieben und trug nicht das Gepräge eines willkürlichen Exzesses. Die Folter wurde in jener Zeit nach bestimmten Normen und Regeln angewandt; sie hatte ihre gesetzlichen Vorschriften, Vorschriften, die gewiß verwerflich waren, aber die sie doch dem Belieben des gemeinsten Henkerknechtes entzogen. Wahrlich, jene Zeiten sind im Vergleich mit den unseren beneidenswerte gewesen!" Das richterliche Urteil verdammte die Angeklagten fast sämmtlich zu Kettenstrafe und zu den Galeeren. Drei von den Richtern, welche Anwandlungen von Gerechtigkeitsliebe und Mitleid gezeigt hatten, wurden sogleich dafür bestraft.

Dies ist nur Eine von den vielen schrecklichen Episoden in der langen Leidensgeschichte der Insel. Aber schon sie allein rechtfertigt den Ausspruch Gladstone's, der das Regiment des Königs Ferdinand eine Negation Gottes nannte. — Als ich einst noch lange den Erinnerungen an die furchtbare Vergangenheit nachgehangen hatte und dann auf einem Spaziergange nach dem Monte Pellegrino über die Stadt hinabblickte, in welcher wegen des Festtages an verschiedenen Punkten die italienische Flagge wehte, da war mir, als sei ein nächtlicher Alp von meiner Brust hinweggewälzt. Auch den Sicilianern wird wohl zu Mute gewesen sein, als wären sie aus einem bösen Traume erwacht.



Einundvierzigstes Kapitel.

Letzte Lebensjahre des Königs Maximilian II.; dessen plötzliches Ableben. — König Ludwig II. — Richard Wagner.

Um die hier in Rede stehende Zeit lud mich König Maximilian von Bayern ein, ihn auf einer Reise nach Spanien zu begleiten, welche, wie schon erwähnt, seit lange projektirt war. In dem König, der überhaupt mit Vorliebe seine Schritte nach dem Süden lenkte, war in jüngster Zeit ein besonderes Interesse für Spanien erwacht. Ich hatte ihm die einzelnen Abschnitte meines Buches über die „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien", noch ehe sie gedruckt wurden, vorgelesen, und er nahm so lebhaften Anteil daran, daß ich ihm nicht nur manche Partien wiederholen, sondern auch die Kapitel über Granada in einer Abschrift mitteilen mußte. Die Aussicht, dem Monarchen an den ehemaligen Stätten der arabischen Kultur als Führer dienen zu können, war natürlich sehr verlockend für mich und ich nahm die Einladung mit Dank an. Leider mußte der Reiseplan aus Ursachen, die hier darzulegen nicht der Ort ist, aufgeschoben werden. Sicher wäre er später ausgeführt worden, wenn das Schicksal dem edlen Fürsten ein längeres Leben vergönnt hätte. Für das Unterbleiben der Reise, die vorzüglich deshalb für mich eine vielversprechende war, weil sie mir gestattet hätte, auf längere Zeit in unmittelbarer Nähe des Königs Max zu weilen, fand ich Ersatz darin, daß dieser in den nächsten Jahren

mehr noch als sonst mich an sich heranzog. Zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehört diejenige an die Stunden, die ich bei ihm nicht nur in den schon erwähnten Abendversammlungen, sondern auch sonst im ganz engen Kreise verbrachte. Die Unterhaltung drehte sich immer um Wissenschaft, Poesie und Kunst, und wenn es schon überhaupt hoch erfreulich ist, einen Menschen zu treffen, der dieses Dreigestirn ehrt und liebt, wie hätte es mich nicht beglücken sollen, einen Monarchen zu finden, dessen Seele für dasselbe glühte? Wie echt, wie wahr und tief seine Empfindung für Dichtkunst war, das erkannte ich daraus, daß er bei Worten oder Versen, die sein Gefühl oder seine Phantasie besonders anregten, in lebhaften, beredten und ungekünstelten Ausdrücken sein Wohlgefallen kundgab. Ein nervöses Kopfleiden verbitterte schon seit frühen Jahren sein Leben; dasselbe war jedoch nicht bedenklicher Natur, und es ließ sich hoffen, der seltene Fürst werde zum Heile seines Volkes und Deutschlands noch lange regieren. Da raffte ihn völlig unvorhergesehen ein plötzlicher Tod hinweg. Wenn die Trauer um den Verstorbenen in seinem Lande und weit über dessen Grenzen hinaus eine allgemeine war, so konnte keiner sie stärker empfinden als ich, der ich die hohen und einzigen Eigenschaften des Dahingeschiedenen mehr als die meisten Anderen hatte kennen lernen.

Die Erschütterung über den Trauerfall war eine so mächtige in mir, daß ich längere Zeit zu jeder geistigen Beschäftigung unfähig blieb. In dem Wunsche, mich allmälich wieder aufzurichten, reiste ich nach Italien, um zu erproben, welche Wirkung Eindrücke der Natur und Kunst auf mich üben würden. Es zog mich besonders zu den Orten, von denen ich wußte, daß der König sie vorzugsweise geliebt hatte. In Rom besuchte ich wiederholt die Villa Malta, wo er noch kurz vor seinem Tode sich aufgehalten und von wo er so ungern, als habe er die Katastrophe vorausgesehen, aus Anlaß der

schleswig-holstein'schen Wirren nach Deutschland zurückgekehrt war. Ebenso begleitete mich die Erinnerung an den Verblichenen nach Palermo, für das er eine große Vorliebe gehegt, und von dessen sarazenischen Schlössern inmitten duftender Orangenhaine er mir oft mit Entzücken gesprochen hatte. Während ich so längere Zeit in der Hauptstadt Siciliens verweilte, mahnte ich mich zuletzt, daß ich dem Andenken des verstorbenen Königs mehr als durch fruchtlosen Gram um sein Hinscheiden dadurch gerecht würde, wenn ich das Werk, dem er so viele Teilnahme geschenkt, zur Vollendung führte. Ich hatte glücklicherweise die Handschrift meines Buches über die spanischen und sicilischen Araber, an welchem ich so viele Jahre lang gearbeitet, mitgenommen und legte nun die letzte Hand an das Manuskript, so daß ich es fast druckfertig mit nach Deutschland zurückbringen konnte. Als es bald darauf erschien und mir von vielen achtbaren Seiten große Anerkennung dafür ward, hatte ich doch keine rechte Freude an dessen Erfolg, weil mir Derjenige, dem ich es widmen gewollt, keinen Beifall mehr dafür spenden konnte.

Es kam mir nun der Gedanke, München gänzlich zu verlassen. Durch König Max war ich dorthin gezogen worden, und nur, um in seiner Nähe zu sein, hatte ich mich einen bedeutenden Teil des Jahres daselbst aufgehalten. Durch seinen Tod war dieses Motiv hinweggefallen; überdies war der Kreis von Männern, für die er der Mittelpunkt gewesen, auseinandergerissen worden. Wohl blieben manche derselben, deren Umgang für mich Wert hatte; aber jene regelmäßigen Vereinigungen, bei denen ich sie getroffen, fielen fort und wurden durch nichts Aehnliches ersetzt. So schwankte ich zwischen dem Entschluß, völlig nach Italien überzusiedeln, und dem, Frankfurt, das wegen meiner Jugenderinnerungen noch immer Reiz für mich hatte, zu meinem Aufenthalte zu nehmen. Keiner dieser Entschlüsse jedoch kam zur Ausführung; vielmehr gestaltete

sich mein Leben fortan so, daß ich den Winter in Italien, den Sommer teils auf dem Lande in Mecklenburg, teils in der Schweiz oder sonst auf Reisen zubrachte und mich nur noch im Frühjahr und Herbst einige Monate in München aufhielt. In diesen beiden Jahreszeiten, besonders im Herbst, hat die bayerische Hauptstadt sicher ihre Annehmlichkeiten. Es liegen diese nicht allein in der Nähe des schönen Gebirgs, sondern auch in der unmittelbaren Umgebung der Stadt selbst. Diejenigen, die von Norden herkommen und die öden Partien auf dieser Seite als Haupteindruck festhalten, haben falsche Ansichten hierüber verbreitet, und ich stimme dem feinsinnigen Rumohr völlig bei, wenn er die Umgebung Münchens in landschaftlicher Hinsicht derjenigen von Dresden vorzieht. Die wildzerrissenen Ufer der Isar, nun noch durch die herrlichen Gartenanlagen auf dem sogenannten Gasteig verschönert, sind höchst pittoresk, und der Spaziergang auf der Höhe an dem schäumenden Flusse mit der Aussicht auf das Hochgebirge kann jeden Vergleich herausfordern. Die anmutige Lage des Dorfes Harlaching über der Isar hat Rumohr auf den Gedanken gebracht, Claude Lorrain habe von dort die Motive zu manchen seiner Gemälde entlehnt. Es war nämlich bis in die jüngste Zeit hinein eine traditionelle Annahme, der große Landschafter sei einige Jahre lang Hofmaler in bayerischen Diensten gewesen und habe in Harlaching gewohnt, aus welchem Grunde ihm dort auch von König Ludwig I. ein Denkstein gesetzt worden ist. Dies soll sich nun freilich jetzt als Täuschung herausgestellt haben, indem aus alten Papieren erwiesen worden, jener Claude, der Lothringer, den man für den Maler gehalten, sei vielmehr ein Koch der bayerischen Kurfürsten gewesen. Uebrigens hätte die Gegend im Süden von München sicher verdient, von dem Pinsel eines Claude verherrlicht zu werden. Die tiefe Bläue und kristallene Klarheit des Himmels, welcher sich über dieser Hochebene

ausspannt, erinnern an Italien, und die Formen des zerklüfteten Gesteins mit den hier und da über die Felsen hingestreuten Wäldchen und den am duftigen Horizont auftauchenden schneebedeckten Alpen sind von größter malerischer Wirkung. Die Nähe des Starnberger Sees, wohin man schneller gelangt als von einem Ende Londons bis zum andern, ist endlich ein Vorzug, wie sich eines ähnlichen kaum eine andere Hauptstadt rühmen kann. Wenn man an einem Nachmittage München verläßt, kann man den ganzen umfangreichen See umschiffen, einen Spaziergang durch die schattenreichen Waldpartien seiner Ufer machen und noch an demselben Abend bequem wieder in der Stadt zurück sein.

Den Sohn und Nachfolger König Maximilian's II. hatte ich schon bei Lebzeiten des Vaters mehrfach gesehen und den angenehmsten Eindruck von dem schönen Knaben empfangen. Er war von seinem Gouverneur sehr streng erzogen worden, und dieser scheint nicht die Gabe besessen zu haben, die Zuneigung seines Zöglings zu gewinnen. Als nun der junge Prinz ganz unerwartet mit achtzehn Jahren den Thron bestieg, vermochte er, der bisher fast noch als ein Kind betrachtet worden war, in den plötzlichen Wandel seiner Lage sich kaum zu finden. Er zeigte eine gewisse Scheu und Bangigkeit und konnte sich nur schwer entschließen, unter Menschen zu gehen. Allerdings veranstaltete er in den ersten Jahren seiner Regierung noch Hoffeste, empfing Staatsbeamte, Gesandte und so weiter; allein er that dies nur, wo es durchaus nötig schien, und zog sich, sobald es anging, in die Einsamkeit zurück. Je mehr früher sein Hang zur Poesie unterdrückt worden war, desto leidenschaftlicher gab er sich jetzt demselben hin. Vor Allem war Schiller sein Lieblingsdichter, und er las ihn so viel, daß er manche von dessen Schauspielen zuletzt Wort für Wort auswendig wußte. Bei diesem dichterischen Sinn des Königs war es nun auffallend, daß er doch nie Neigung zeigte,

die Länder, in denen die Poesie besonders ins Leben getreten ist, namentlich Italien, zu besuchen, daß er vielmehr während des ganzen Jahres fast ausschließlich in München und in den naheliegenden Lustschlössern verweilte. Die wenigen kurzen Reisen, welche er machte, hatten fast nur den Zweck, Oertlichkeiten zu besichtigen, welche in Schiller's Dramen vorkommen, so namentlich den Vierwaldstätter See und die Kathedrale von Rheims, welche auf seinen Befehl an Ort und Stelle aufgenommen wurden, damit die Dekorationen in Wilhelm Tell und der Jungfrau von Orleans naturgetreuer ausfielen. Weniger als mit der Vorliebe Ludwig's II. für die Schauspiele unseres großen Dichters konnte ein deutscher Sinn mit dem lebhaften Interesse sympathisiren, welches er für alles auf Ludwig XIV. sich Beziehende zeigte. Letzteres bekundete sich nicht nur in den vielen Kopien, die er später nach den Gemälden in Versailles anfertigen ließ, und in der Nachbildung des dortigen Schlosses, sondern auch darin, daß er mit Vorliebe auf dem Münchener Theater die Aufführung solcher Schauspiele veranlaßte, in denen der französische Monarch eine Rolle spielte. Er spähte förmlich nach Dramen, worin dies der Fall war, und ordnete nicht selten an, daß dieselben dargestellt würden, ohne daß er sie noch gelesen hatte. So fiel ihm — und zwar geschah dies in seiner früheren Regierungszeit — ein Lustspiel, „Die Herzogin" von J. L. Klein, in die Hand, welches bloß dadurch seine Aufmerksamkeit auf sich zog, daß der französische Monarch darin auftrat. Das Stück enthielt zwar einige geistreiche Scenen, war indes, wie die meisten Dramen Klein's, ohne alle Rücksichten auf die wirkliche Bühne verfaßt und so lang, daß seine Darstellung mindestens zwei gewöhnliche Theaterabende ausgefüllt haben würde. Trotzdem befahl der König, ungeachtet aller dagegen erhobenen Bedenken, kategorisch, daß es völlig unverkürzt in Scene gehen sollte. Es war dies in der Zeit, als der junge Monarch das Theater

noch nicht für sich ausschließlich in Anspruch nahm, sondern auch noch dem Publikum den Zutritt verstattete. Der Erfolg der „Herzogin“ war vorauszusehen gewesen. Schon gegen Ende des ersten Aktes begann das Haus sich merklich zu leeren, und gegen Schluß des zweiten war kaum noch ein Zuhörer da. Auch der König selbst scheint keine Neigung verspürt zu haben, der Vorstellung bis zu Ende beizuwohnen. Die armen Schauspieler, welche nutzlos eine so endlos lange Komödie einstudiren mußten, waren zu beklagen; noch mehr jedoch that mir der Dichter leid. Ich kannte denselben seit längerer Zeit persönlich und schätzte ihn wegen seines Geistes, wie wegen seiner ungemeinen Kenntnisse, von denen seine unvollendete Geschichte des Dramas ein glänzendes Zeugnis ablegt. Daher bedauerte ich seinen Mißerfolg um so mehr, als ich aus seinen Briefen wußte, welche Hoffnungen er auf die Darstellung seines Stücks gesetzt hatte. — Da König Ludwig II. mich schon von früheren Jahren her kannte, richtete er jedesmal, wenn er mich bei Hoffestlichkeiten traf, das Wort an mich, ließ sich bisweilen auch in längere Unterhaltung ein. Bei seinem zurückgezogenen Leben, das ihm selten Gelegenheit zur Konversation gab, mußte es überraschen, ihn, sobald er sich einmal entschlossen hatte, unter Menschen zu gehen, lebhaft und fließend reden zu hören. Mehrmals, schon in den ersten Jahren seiner Regierung, sprach er gegen mich die Idee aus, ein Lustschloß im maurischen Stil zu bauen. In früherer Zeit hatte ich einmal im Liebig'schen Hörsaal einen Vortrag über die Alhambra gehalten, in welchem alle Lokalitäten dieses Schlosses ausführlich geschildert worden waren. Der Vorlesung hatte der junge König zur Zeit, da er noch Kronprinz, beigewohnt und dadurch, wie er mir selbst sagte, ein lebhaftes Interesse für die arabische Architektur gewonnen. Wie ich höre, hat er später wirklich den Auftrag zur Anfertigung eines Grundrisses für ein Lustschloß im Alhambrastil gegeben. Jedenfalls würde

die Ausführung eines derartigen Plans, wenngleich die maurische Bauweise sich nicht eben für unser Klima eignet, für Kunstfreunde größeres Interesse dargeboten haben, als die Nachahmung des Versailler Schlosses auf der Insel im Chiemsee. Weil sich der König nachher immer mehr in die Einsamkeit zurückzog und ich überdies die Wintermonate, in denen er sich in München aufhielt, stets in Italien zubrachte, sah ich ihn in späterer Zeit kaum noch. Desto mehr hörte ich, ebenso wie alle Welt, von ihm, namentlich von seinen Bauunternehmungen und der absonderlichen Art, in der er seiner Theaterpassion dadurch fröhnte, daß er Opern und Schauspiele für sich allein, mit Ausschluß jedes andern Zuschauers, aufführen ließ. Vornehmlich beklagenswert erschien mir dies, weil ich darin die Ausartung eines ursprünglich hochachtbaren Strebens, Gutes und Schönes zu schaffen, erblicken mußte. Wie Großes hätte sich, wenn das ideale Streben dieses Fürsten richtig geleitet worden wäre, nicht mit dessen reichen Mitteln zur Förderung von Kunst und Literatur hervorbringen lassen — eine Sammlung von wunderbaren Kunstschätzen, die zugleich vielen brachliegenden Talenten eine fruchtbringende Thätigkeit gegeben hätte — ein Theater, das seine Aufgabe statt in Begünstigung des Dekorationswesens und Virtuosentums der Darsteller in liebevoller Pflege der dramatischen Dichtkunst erblickt hätte — und wie viel Anderes noch. — Allein wenn solche Pläne hier und da, namentlich während der ersten Zeit, in der Seele des jungen Königs auftauchten, so wurden sie doch mit keinerlei Konsequenz verfolgt und nach und nach in den Hintergrund gedrängt. Es war das Unglück, daß derselbe in seiner Einsamkeit sich gegen jeden Rat, jede Belehrung Anderer abschloß, während solche ihm doch besonders nötig gewesen wären, da er bei der Art der Erziehung und der großen Jugend, in der er zur Regierung gelangte, unmöglich die erforderliche Vorbildung erhalten, die gehörige Erfahrung

gesammelt haben konnte. So kam es nach und nach dahin, daß er, statt Ersprießliches und Dauerndes für sein Land und sein Volk zu schaffen, sich auf große Bauunternehmungen einließ, welche ungeheure Summen, mehr als ihm zu Gebote standen, absorbirten und in keiner Weise der Kunst, sondern nur dem Luxus dienten. Von vornherein war es das Verkehrteste, in Bayern neue Schlösser zu erbauen, da dies Land deren schon mehr und bedeutendere besitzt, als vielleicht irgend ein anderes, und eine Anzahl davon gar nicht benützt wird. Die ungeheuren Kosten, welche diese Bauten verschlangen, wurden noch durch die innere Ausstattung mit goldgestickten Decken, Teppichen, Bildhauerarbeiten und massenweise angefertigten großen Malereien in das Maßlose gesteigert, wozu weiter noch mit fabelhaftem Aufwand hergestellte Hofwagen, Schlitten und so weiter kamen. Ein einziges wirkliches Kunstwerk von geringem Umfang, das für den tausendsten Teil des verschwendeten Geldes zu haben gewesen wäre, würde an wahrem Wert alle diese Prunkgegenstände aufgewogen haben. Nun lag noch ein Widersinn darin, daß solche riesenhafte Paläste auf einen glänzenden Hofhalt wie denjenigen Ludwig's XIV., auf zahlreiche, die Gemächer bewohnende Beamte und auf prachtvolle Feste berechnet waren, daß aber Ludwig II. gegen dies Alles die entschiedenste Abneigung hegte und die kolossalen Räume völlig allein bewohnte, ja für sich allein mit tausenden von Kerzen erleuchten ließ; daß er seine Schöpfungen sorgfältig gegen jeden Blick absperrte, während derjenige Monarch, den er sich zum Vorbild gewählt hatte, doch gerade darauf ausgegangen war, die Welt durch den Luxus seiner Umgebung in Erstaunen zu setzen. In solchen und ähnlichen Widersprüchen hatte sich schon früh der Keim zu jener geistigen Störung kundgegeben, die mit den Jahren mehr und mehr hervortrat. — Doch ich will von diesem Thema abbrechen, um neben den Schatten- auch die Lichtseiten im Leben des jungen Königs

hervorzuheben. Unter diesen ist eine so groß und strahlend, daß sie wohl jene in den Hintergrund drängen kann. Sein sogleich nach der im Jahre 1870 erfolgten Kriegserklärung Frankreichs ins Werk gesetzter Entschluß, auf Seite Preußens und Deutschlands zu stehen, war ein nie hoch genug zu preisender. Man wird dessen erst recht inne, wenn man die unseligen Folgen erwägt, welche hätten eintreten müssen, wenn ein solcher Entschluß auch nur um einige Tage verzögert worden wäre. Es würden dann auch andere Fürsten gewankt haben; vielleicht wäre schließlich derselbe Sieg erfochten worden, allein jener glorreiche Aufschwung hätte nicht stattgefunden, welcher jetzt ganz Deutschland wie Ein Mann dem Erbfeinde gegenübertreten hieß. — Ein zweites, nicht weniger zu schätzendes Verdienst Ludwig's II. ist es, daß besonders durch ihn die genialen Tonschöpfungen Richard Wagner's, die ein Menschenalter hindurch nicht gehörig zur Anerkennung gelangen konnten, triumphirend in Deutschland durchdrangen.

Seit dem Jahre 1864 begann von München aus der Stern dieses Komponisten nach und nach heller als bisher in der Musikwelt aufzuleuchten. Ich hatte schon der ersten Aufführung seines Tannhäuser zu Weimar im Jahre 1850 beigewohnt und habe diese Oper, ebenso wie die späteren des Meisters, immer hochgeschätzt. Wenn ihm die Zukunft dauernd eine Stelle unter den großen Komponisten, die Deutschland schon hervorgebracht hat, anweist, so glaube ich, daß ihm hierdurch nur zu teil wird, worauf er gerechten Anspruch hat. Es ist sicher des Ruhmes genug, einem Händel, Bach, Haydn, Mozart, Gluck, Beethoven und Weber — ohne von späteren, kaum geringeren Meistern des Faches, wie Schubert und Schumann zu reden, angereiht zu werden; denn nach einem höheren Kranz soll kein Sterblicher begehren, noch soll ein solcher ihm von seinen Bewunderern zugesprochen werden. Nach meiner Meinung können diejenigen Anhänger Wagner's,

welche, nicht zufrieden, den Musiker zu ehren, ihn auch als großen Dichter preisen, ihm nur schaden. Poesie ist die Mutter aller Künste, und Maler wie Musiker dürfen nur dann als echte Künstler gelten, wenn sie ebenso wie der Dichter von poetischem Geiste erfüllt sind. Allein das Reich, in dem die drei walten, die Art, auf die sie sich aussprechen, ist sehr verschieden; und um in dem Einen Fache Eminentes hervorzubringen, muß der Künstler besonders für dasselbe organisirt sein, auch seine Kraft, wenn nicht ausschließlich, so doch sehr überwiegend in der Einen Richtung conzentriren. Man kann zwar ein tüchtiger Gelehrter und zugleich ein ausgezeichneter Dichter sein, auch Uebersetzungskunst und Geschichtsschreibung mit poetischer Produktion verbinden, wie die Beispiele Goethe's, Schiller's, Rückert's und andere beweisen. So lange jedoch die Welt steht, ist noch kein wahrhaft bedeutender, zugleich ein hervorragender Maler oder Dichter gewesen oder umgekehrt; und schwerlich wird die Natur je ein solches Wunder hervorbringen. Michel Angelo konnte zugleich ein großer Bildhauer, Maler und Architekt sein; dies sind nahe mit einander verwandte Künste. Wenn er jedoch sein Gefühl in Sonetten ausströmte, darunter einige sehr schöne sind, so kommen diese doch neben seinen Gemälden, Statuen, Bauwerken wenig in Betracht. Auch ergoß er sein Herz nur in Nebenstunden in Gedichte. — Goethe beschäftigte sich sein ganzes Leben hindurch mit Zeichnen und Malen, machte aber nie den Anspruch, darin mehr als ein Dilettant zu sein. Dieser Analogie gemäß würde man, wenn Wagner nach der Behauptung einiger seiner Bewunderer ein großer Dichter wäre, annehmen müssen, daß er als Musiker einen viel geringeren Rang behaupte. Es ist nahezu undenkbar, daß der Dichter des König Lear eine Partitur wie die des Fidelio hätte schreiben, daß der Komponist des Don Juan auch eine Tragödie wie Macbeth hätte verfassen können, oder daß in der Zukunft je ein Genius erscheinen

werde, der auf beiden Gebieten zugleich so Großes schüfe. Noch entschiedener indes steht fest, daß Tragödie und Oper niemals in einem sogenannten Kunstwerke der Zukunft auf die Art verschmelzen können, wie das unbedachtsam behauptet wird, daß niemals die beiden Gattungen in einander aufzugehen vermögen, um eine neue, höhere Form zu bilden. Vielmehr muß immer entweder die Musik der Dichtkunst untergeordnet sein, oder diese jener. In der Tragödie der Griechen herrschte die Poesie vor, und der Gesang in den Chören bildete zwar einen hervorragenden, jedoch verhältnismäßig untergeordneten Bestandteil derselben. Bei den Festspielen des Calderon war das Nämliche der Fall; in der Oper, wie sie sich seit mehr als einem Jahrhundert ausgebildet hat, ist jedoch der Musik weitaus die erste Rolle zuerteilt. Ein Drittes gibt es nicht. Ein Theaterstück in dem beide Faktoren als gleichberechtigt aufträten, würde etwas Ungeheuerliches sein und Drama wie Oper nicht etwa auf eine höhere Stufe führen, sondern alle beide ruiniren. Glücklicherweise jedoch sind Wagner's Werke, auch seine späteren, keine solche Monstra; sie sind und bleiben Opern und zwar vortreffliche. Die Musik behält in ihnen die Oberhand, die Theorie des Meisters ist falsch; allein sein Genius hat ihn, ihr zum Trotze, richtig geleitet. Auch seinen Textbüchern muß alles Lob gespendet werden. Außer denjenigen zu Gluck's Alceste und bei den Iphigenien gibt es deren kaum gleich gute. Immerhin sind es jedoch nur Scenarien, die ihre Ausfüllung, Belebung und Beseelung erst durch die Musik erhalten. Es ist das kein Tadel für sie; denn sie entsprechen damit ihrem Zwecke vollkommen. Wenn man aber nun solche Scenarien, deren poetische Ausführung selbst hinter den bescheidensten Anforderungen zurückbleibt, als bedeutende dichterische Werke preist, so zeigt man damit, daß man gar keine Ahnung von dem hat, was Poesie ist. Es kann gewiß dem Verfasser dieser Librettos kein schlimmerer

Dienst erwiesen werden, als wenn der Standpunkt zu ihrer Beurteilung dergestalt verrückt wird. Dadurch sind auf gegnerischer Seite Kritiken hervorgerufen worden, die ich auch wieder für ungerecht halten muß. Bei der Uebermacht, mit der die Musik in unseren Opern und auch in denjenigen Gluck's und Wagner's, die am meisten Rücksicht auf das Dramatische der Handlung genommen haben, das Scepter führt, kommt im Grunde nicht so viel auf die Worte und Verse an. Die Worte zu Mozart's Don Juan sind in der gewöhnlichen Uebersetzung nahezu lächerlich; dennoch bemerkte ich nie, daß Jemand bei der Aufführung hierdurch gestört worden wäre. Auch hat schwerlich die neue, wirklich gute Uebertragung von Wolzogen, die man jetzt hier und da zu Grunde legt, den Genuß der Zuhörer erhöht. So haben mich auch die Stabreimverse der Nibelungen mit ihren vielen prosaischen Ausdrücken und Wendungen, über die von Solchen, die sie lesen, so viel Spott ergossen wird, bei der Darstellung nicht verletzt, und das Gleiche ist mir von Anderen versichert worden.

Wagner bewohnte geraume Zeit hindurch ein an das meinige angrenzendes Haus. Daher lag es ihm nahe, meine Gemäldegalerie häufiger zu besuchen. Auf diese Art lernte ich ihn kennen und habe so mehrfach angenehme Unterhaltung mit ihm gepflogen. Er betrachtete vor allen, ja studirte bis in jede Einzelheit hinein, die Bilder Genelli's. In früheren Jahren war er persönlich zu Leipzig mit diesem Maler bekannt gewesen und er sagte mir, er habe immer eine große Bewunderung für denselben gehabt; auch hätten dessen Kompositionen bedeutenden Einfluß auf seine eigene Kunst geübt. Ein weiteres Thema des Gesprächs zwischen Wagner und mir bildete Firdusi. Er hatte diesen, wie er versicherte, in meiner Nachbildung wiederholt gelesen und trug sich mit dem Gedanken, eine der Episoden aus dem Gedicht des großen Persers zu einem Musikdrama — so nannte er seine Opern immer —

zu gestalten. Seine Wahl schwankte zwischen der Sage von Rustem und Isfendiar und der vom Untergange des Sijawusch. Es ist sehr zu beklagen, daß der Meister diese Absicht nicht ausgeführt hat. Hätte er eine jener Episoden auf die Bühne gebracht, so würde dadurch die Aufmerksamkeit der Lesewelt mehr, als es bisher der Fall ist, auf das große Werk gerichtet worden sein, das ich, da ich es nur in ein deutsches Gewand gekleidet habe, wohl eines der herrlichsten, je gedichteten nennen darf. — Wagner sagte mir auch, ihm sei schon oft die Idee gekommen, eine der indischen Legenden, die ich in meinen „Stimmen vom Ganges" bearbeitet habe, zur Grundlage für eine seiner Kompositionen zu machen. Welche der Legenden er hierbei im Auge hatte, weiß ich nicht; doch höre ich, daß er sich noch in seinem letzten Lebensjahre mit einer solchen Idee beschäftigt hat und daß der von ihm projektirte Text den Titel „Die Büßer" führen sollte. Dieser Titel paßt freilich gleichmäßig auf mehrere der Sagen, welche sich in den Stimmen vom Ganges befinden.



Zweiundvierzigstes Kapitel.

G. Gervinus. — J. P. Fallmerayer. — Wien. J. v. Führich. K. Rahl. Friedrich Hebbel.

Von noch lebenden literarischen und künstlerischen Persönlichkeiten, mit denen ich in Berührung gekommen, anders als in flüchtig erwähnender Weise zu reden, habe ich mit seltenen Ausnahmen vermieden und werde dies auch ferner thun, und zwar aus folgenden Gründen. Wenn man auf die Schriften früherer Perioden, seien sie auch nur durch ein Jahrzehnt von uns getrennt, zurückgeht, so erstaunt man, welche Bedeutung in ihnen oft Produktionen und deren Urhebern beigelegt wird, die wir entweder kaum noch kennen, oder die wir des Aufhebens, das einst von ihnen gemacht wurde, als unwürdig erkannt haben, wie dagegen Andere, welche erst jetzt in ihrer Bedeutung hervorgetreten sind oder mehr und mehr hervortreten, in ihnen teils gar nicht erwähnt, teils unter gepriesene Mittelmäßigkeiten des Tages herabgesetzt werden. Der Blindheit und dem Vorurteil, von denen in dieser Hinsicht das Publikum jeder Zeit befangen ist, sind natürlich auch die Einzelnen unterworfen. Wohl mag sich Dieser und Jener auch im Urteil über seine Zeit erheben und dasjenige, was von der Menge überschätzt oder verkannt wird, seinem Wert oder Unwert nach richtig würdigen; aber den allgemein seine Zeitgenossen beherrschenden Ansichten wird er sich doch nicht völlig

entziehen können. Wir sehen dies sogar in den Werken der größten Autoren. Wer möchte die hochlobenden Auslassungen Goethe's über die Maler Hackert und Tischbein, über die Tragödien von Manzoni heute noch unterschreiben? Wer teilt noch seine Vorliebe für die Luise von Voß, worin er offenbar mit den meisten der damals Lebenden übereinstimmte? Es kommt nun aber hinzu, daß Jeder, möge er noch so sehr nach Unparteilichkeit streben, selbst unbewußt und wider Willen in seinem Urteil bald von persönlicher Freundschaft oder Abneigung beeinflußt, bald durch unabweisliche Rücksichten verhindert wird, seine Meinung unumwunden auszusprechen. — In Bezug auf Dahingeschiedene und deren Werke dagegen verhält es sich hiermit anders. Allerdings ist auch die Nachwelt keineswegs immer gerecht; Geringfügiges in Kunst und Literatur hat sich in einzelnen Fällen Jahrhunderte hindurch in unverdientem Ansehen erhalten, während vielleicht manches Ausgezeichnete erst nach Geschlechtern oder gar nie zur Anerkennung gelangte. Allein günstiger für eine richtige Schätzung ist die Situation doch in Bezug auf die Leistungen Verstorbener, insofern sich, sobald das Grab einen Künstler oder Schriftsteller verschlungen hat, die öffentliche Meinung über ihn meistens zu klären beginnt, was auch auf den Einzelnen zurückwirkt. Noch mehr indeß aus anderen Gründen. Ist der Aufrichtige und Wahrhafte bestrebt, schon gegen die Lebenden möglichst gerecht zu sein, vermag er dies aber oft bei dem besten Willen nicht, so fühlt er sich bei dem Anblick eines Toten noch viel gebieterischer hierzu gemahnt, und es wird ihm auch viel leichter. Er kann den dahingegangenen Freund oder Gegner unparteiischer beurteilen, nachdem die persönlichen Beziehungen zu Beiden aufgehört haben, ihn zu Gunsten des Einen zu bestechen oder gegen den Anderen zu verblenden. Er wird den Verdiensten Jenes feuriges Lob spenden, wenn sie ihm noch als wahrhafte erscheinen, ihm aber nicht mehr solche beilegen, die dem Lebenden zuzuschreiben,

ihn vielmehr der Wunsch, sie möchten vorhanden sein, als die Ueberzeugung, sie seien es wirklich, verleitet haben mochte. Er wird das, was ein Gegner Tüchtiges geleistet, williger anerkennen, aber auch, wenn derselbe ein Geschmacksverderber oder ein Stümper gewesen, wenn seine Wirksamkeit Unheil gebracht, um so strenger über ihn Gericht halten; denn die Rücksichten, die er vielleicht zur Zeit von dessen Leben zu nehmen hatte, sind nun weggefallen. Von dem Spruch de mortuis nil nisi bene, der überhaupt nur eine beschränkte Geltung haben kann, sich hier bestimmen zu lassen, würde ein wahres Verbrechen sein. Auch ist dieser Grundsatz wie in Bezug auf Könige und Staatsmänner, so auch in Bezug auf Schriftsteller und Künstler wohl nie proklamirt worden. Niemand hat es dem Historiker zur Pflicht gemacht, die Fehler und Sünden Ludwig's XV. oder des spanischen Ministers Godoy mit dem Mantel der Liebe zuzudecken, oder Marino und Bernini, diese Verderber der italienischen Poesie und Kunst, als gute Dichter und Bildhauer zu preisen. Selbst Pietät, die wir für den Charakter eines Verstorbenen hegen, darf uns nicht abhalten, über dessen Thätigkeit, insofern wir sie für eine schädliche halten müssen, den Stab zu brechen.

Schon in Heidelberg war ich mit einem Manne in Berührung gekommen, der bereits damals sich durch geschichtliche und literarische Aufsätze einen Namen gemacht hatte und bald darauf mit einem großen Werk hervorgetreten war; ich meine Gervinus. Noch später bin ich verschiedentlich, und so auch jetzt in München, mit ihm zusammengetroffen und habe ihn als Menschen recht umgänglich, durchaus nicht so exklusiv und in Theorien befangen gefunden, wie er in seinen Schriften erscheint. Er hatte unbegreiflicherweise sich zuerst mit poetischen Versuchen beschäftigt, unter anderem eine Bearbeitung der Gudrun in Hexametern begonnen, aber wohl rechtzeitig eingesehen, daß ihm hierzu jede Begabung abgehe. Wollte man

boshaft sein, so könnte man sagen, er habe sich nun auf die literarische Kritik geworfen, gerade so wie Maler, die mit ihren Gemälden Fiasko gemacht, Kunstkritiker werden; er habe an der deutschen Poesie wenig Gutes übrig gelassen, um sich für die schlechte Aufnahme, die er selbst als Dichter gefunden, zu rächen und um dem Publikum vorzuhalten, die Werke Anderer, die es hochschätze, seien nicht viel besser als seine eigenen. Da er unstreitig ein Mann von Kenntnissen und Gelehrsamkeit war, scheint es mir besonders beklagenswert, daß er sich ein Feld der Literatur zur Bearbeitung erwählte, für das er gerade am wenigsten Beruf hatte. Wie sehr er auch Shakespeare zu bewundern vorgab, muß ihm doch dessen Ausspruch von „des Dichters Auge, das in schönem Wahnsinn rollt", ganz unfaßlich gewesen sein; denn gerade von der Begeisterung, die der Born ist, aus welchem alle Poesie fließt, hatte er keine Ahnung. Die Dichter waren ihm, was für einen Insektensammler die Käfer sind: er brachte sie unter verschiedene Kategorien, spießte sie der Reihe nach auf, betrachtete sie durch die Lupe, schrieb die Wahrnehmungen nieder, die er an den unglücklichen, eingefangenen und ausgetrockneten Geschöpfen machte, und nannte das Literaturgeschichte. Es ist ein trauriges Los für einen Poeten, auf solche Art, oft schon bei lebendigem Leibe, aufgespießt und für die Nachwelt konservirt zu werden. Die Urteile, die Gervinus über Byron, Shelley, Novalis, Jean Paul, Platen gefällt hat — Männer, zu denen er, nach Goethe's Ausdruck, wie zu höheren Wesen hätte emporblicken müssen, machen es der Nachwelt zur Pflicht, jede Schonung gegen ihn fahren zu lassen. Im Grunde war es jedoch noch besser, von einem Gervinus geschmäht, als gepriesen zu werden. — Ich traf diesen Literarhistoriker einmal in Liebig's Arbeitszimmer. Der Zufall wollte, daß sich das Gespräch der Poesie zuwandte, für welche der große Chemiker, der ein intimer Jugendfreund Platen's gewesen war, einen lebhaften Sinn hatte. Gervinus



war sogleich bei der Hand, seine überlegene Weisheit dadurch darzulegen, daß er alles, was die deutsche Dichtkunst in den letzten Dezennien geleistet, als nicht der Rede wert behandelte und den Satz als unwiderlegbar hinstellte, daß unsere Poesie nun mindestens ein halbes Jahrhundert brach liegen müßte. Nachdem er eine Zeit lang geredet, unterbrach ihn Liebig, indem er sagte: „Wenn also in diesem Zeitraum ein bedeutender Dichter auftritt, so muß er nach Ihrer Meinung totgeschlagen werden?" Gervinus schwieg betroffen und mochte wohl einen Augenblick selbst die Abgeschmacktheit seiner Doktrin fühlen, die nicht treffender hätte lächerlich gemacht werden können.

Eine der für mich interessantesten Persönlichkeiten, welche München barg, war J. P. Fallmerayer, und ich beeilte mich daher, seine Bekanntschaft zu suchen. Die Werke dieses Mannes gehören sicher zu den schönsten Zierden der deutschen Literatur, und die beiden letzten Generationen haben ihrem Geschmack und ihrer Urteilskraft eine schlimme Blöße gegeben, indem sie so wenig Notiz von ihnen genommen. Fallmerayer, als Sohn armer Bauern bei Brixen geboren, hatte seine Erziehung in einem Tyroler geistlichen Stift erhalten, und gerade hierdurch scheint in ihm die antiklerikale Gesinnung geweckt worden zu sein, die sich in seinen Schriften kundgibt. Nachdem er unter Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art in Bayern seine Studien vollendet hatte, die besonders der Geschichte gewidmet waren, begünstigte ihn das Glück, daß er, ich glaube als Begleiter eines russischen Generals, Griechenland, Aegypten und die Türkei bereisen konnte. Als Schriftsteller machte er sich zuerst durch eine Geschichte des Kaisertums Trapezunt bekannt, welche sich ebenso durch gründliche Gelehrsamkeit, als durch glänzende historische Darstellung auszeichnet. Er ward hierauf als Professor an die Universität Landshut berufen, und nun ließ er die Geschichte der Halbinsel Morea erscheinen, in welcher er die vielbesprochene, durch manche

triftigen Gründe unterstützte Behauptung aufstellte, das Volk der Neugriechen stamme gar nicht von den alten Hellenen ab, sondern sei slavischen Ursprungs. Die Vorzüge seines ersten Werkes besitzt dieses zweite in noch weit höherem Grade. Fallmerayer, der den Wahlspruch hatte: Non multa, sed multum! schwieg nun lange Zeit hindurch. Erst eine zweite Reise, welche er in die schon früher besuchten Gegenden unternahm, gab ihm Anlaß, mit zwei Bänden, welche den Titel „Fragmente aus dem Orient“ führten, wieder vor das Publikum zu treten. In diesem Buche sind die Schilderungen des Berges Athos, sowie der Stadt Trapezunt und ihrer Umgegend von wahrhaft berauschender Pracht. Im Jahre 1848 ward der Tyroler Historiker in das Frankfurter Parlament gewählt und nahm seinen Sitz auf den Bänken der äußersten Linken ein, blieb auch dieser extremen Partei so lange treu, bis er vor der hereinbrechenden Reaktion in die Schweiz flüchten mußte. Das hatte denn den Verlust seiner Professur zur Folge; und als er später wieder zu Gnaden in Bayern aufgenommen wurde, mußte er in den bescheidensten Verhältnissen in München leben. — Seine Persönlichkeit entsprach nicht ganz dem Bilde, das ich mir von ihm entworfen hatte. Während er in seinem politischen Wirken die größte Unabhängigkeit und Rücksichtslosigkeit, in seinen Schriften oft große Schärfe der Polemik gezeigt, war er im Leben höchst geschmeidig, von übertriebener Höflichkeit und sagte denjenigen, mit denen er sprach, wenigstens mir, Komplimente ins Gesicht, die nicht eben angenehm berührten, weil sie nicht an ihre Aufrichtigkeit glauben ließen. Er hat sich selbst hierdurch Verlegenheiten bereitet, wie eine Geschichte beweist, die ich von zuverlässiger Seite erzählen hörte. In der „Allgemeinen Zeitung“ war eine ebenso witzige wie äußerst kaustische Kritik von ihm erschienen, welche die damals vielbesprochene Schriftstellerin Gräfin Ida Hahn-Hahn wegen ihrer Reise nach dem Orient lächerlich machte. Als sich nun

Fallmerayer einige Zeit nach dem Erscheinen dieser Kritik bei einem Freunde an einem der bayerischen Seen zum Besuche befand, beschloß Letzterer, ihm einen lustigen Streich zu spielen. Er veranstaltete eine Abendgesellschaft, bei welcher verschiedene Herren und Frauen erschienen und unter Anderen auch eine vornehme Dame aus Norddeutschland, die sich leicht bestimmen ließ, die Rolle der Gräfin Hahn zu übernehmen. Der Wirt erklärte nun an Fallmerayer, der als literarische Celebrität Aller Augen auf sich zog, es sei unerläßlich, daß er sich der Gräfin vorstellen lasse. Der „Fragmentist", in tödlicher Verlegenheit, wehrte sich lange hiergegen, faßte aber zuletzt, da er dachte, daß er durch längere Weigerung den Gastgeber erzürnen würde, einen Entschluß und trat mit tiefen Verbeugungen zu der vermeintlichen Gräfin hin, indem er sagte, er sei ein armer Sünder; allein die edle Dame werde ihm seine gehässige Kritik vielleicht vergeben, wenn sie erfahre, daß er oft an Anfällen von Spleen und düsterer Misanthropie, die aus einem körperlichen Leiden hervorgingen, laborire. In solchen Momenten besitze er dann keine Gewalt mehr über sich selbst und verfolge die edelsten, reinsten Wesen mit seinem unsauberen Spott. Diese Scene gereichte natürlich allen Anwesenden zum größten Ergötzen; aber sie soll so gut gespielt worden sein, daß Fallmerayer nie etwas von der Mystifikation erfahren hat. Nach seinen „Fragmenten" ließ er nichts weiter erscheinen als einige akademische Abhandlungen und manche kritische und literarische Aufsätze, wie auch Reiseberichte in der Allgemeinen Zeitung. Seine vermischten Schriften sind nach seinem 1860 erfolgten Tode in drei Bänden erschienen und bieten einen reichen Schatz der Belehrung und Unterhaltung. Ich kenne nur wenige Autoren, die sich an Gedankenreichtum, Fülle des Humors und Witzes, Beobachtungsgabe und Talent zur Naturschilderung mit dem schon fast vergessenen Tyroler Bauernsohn messen können.

In Kunstangelegenheiten begab ich mich einige Male nach Wien und pflog dort besonders mit den Malern Joseph von Führich und Karl Rahl, welche mit Arbeiten für meine Galerie beschäftigt waren, Umgang. Die Beiden hatten höchst verschiedene künstlerische, politische und religiöse Anschauungen, so daß ein persönlicher Verkehr zwischen ihnen kaum stattfinden konnte. Mich aber hinderte das nicht, da ich das Talent eines Jeden von ihnen schätzte, auch mit Jedem einzeln umzugehen. Bei Rahl, der ein mannigfaltig, auch literarisch gebildeter Mann war, brachte ich mehrmals den Abend in Gesellschaft von Friedrich Hebbel zu. Ich lernte in Letzterem eine sehr anregende Persönlichkeit kennen, die besonders durch ungemeine Rednergabe glänzte. Dem Wohlgefallen, welches ich sonst an ihm fand, that der Umstand einigen Abbruch, daß er die hohe Meinung, die er von seiner eigenen dichterischen Bedeutung hatte, gar zu stark an den Tag legte. Er erinnerte mich einigermaßen an meinen schon erwähnten Universitätsbekannten B., welcher das „Große Weltgedicht" schreiben wollte. Aber wenn dieser seinen Freunden gegenüber leichtes Spiel hatte, indem er nur von etwas erst zu Lieferndem sprach, so war Hebbel in schlimmerer Lage. Denn er ließ deutlich merken, daß er seine Nibelungen und seinen Herodes für Kolossalwerke von der Art jenes „Weltgedichts" hielt. Etwas an der Entschiedenheit, mit welcher der Dichter sein Selbstgefühl kund gab, mochte wohl Rahl Schuld tragen, der den Werken seines Freundes keineswegs einen großen Wert zuschrieb und eine kleine boshafte Freude daran fand, das Gespräch so zu lenken, daß er dadurch provozirt wurde, die Bedeutung, die er seinen eigenen Erzeugnissen beimaß, aufs bestimmteste hervorzuheben. Was mir ferner nicht eben zusagte, war der doktrinäre Ton, welchen Hebbel anschlug, sein Aufstellen von Theorien für das Drama. Er

entfaltete dabei vielen Geist; aber ich hege gegen Denjenigen, der sich Theorien für sein poetisches oder künstlerisches Schaffen bildet, einen gewissen Verdacht. Kann man sich wohl denken, daß Shakespeare oder Rafael es gethan hätten? Nicht sie, sondern Männer, die in tiefstem Abstand gegen sie stehen, wie Ben Jonson und die Caracci, waren solche Theoretiker. Die ungewöhnliche Beredsamkeit, über welche Hebbel gebot, und die bestechende Art, in welcher er seine Doktrinen vorzutragen wußte, haben auf einige seiner Freunde einen so blendenden Eindruck gemacht, daß sie sein Talent und seine Leistungen stark überschätzten. Den heiligen Ernst, mit dem er sich der Dichtkunst widmete, ehre ich hoch; allein es scheint mir, daß seine Werke weit mehr aus dem berechnenden Verstande hervorgegangen sind, als aus Begeisterung und poetischer Anlage. Otto Ludwig sagt von seiner Agnes Bernauer, der schlimmste Fehler, an dem ein poetisches Werk leiden könne, sei, daß es vollkommen kalt lasse, und diesen Fehler habe genanntes Trauerspiel in hohem Grade. Nun aber zeigt nach meiner Meinung unter Hebbel's Dramen die Agnes Bernauer noch am wenigsten solchen Mangel; neben ihr möchte ich seiner Maria Magdalena nachrühmen, daß sie einen bedeutenden, wenn auch peinlichen Eindruck hervorbringt. Aber in seinen übrigen Stücken, besonders den in Versen geschriebenen, finde ich allerdings jene Kälte, von welcher Ludwig spricht, und ich glaube, Jeder, der aufrichtig ist, wird von sich dasselbe gestehen. Wem hätte je bei einer Scene dieser Dramen das Herz höher geschlagen, wer wäre von einer derselben gerührt, bewältigt, hingerissen worden? Oft sind solche Scenen geschickt angelegt und auf eine starke Wirkung berechnet; aber es fehlt an dem Hauch, der sie beseelen und beleben sollte, an Leidenschaft und deren mächtigem Ausdruck, ohne welche eine Tragödie nicht existiren kann. Und was hilft alle Schärfe des Verstandes, die sich in Disposition und Ausführung des Planes verrät, gegenüber einem derartigen

radikalen Gebrechen? Hebbel wandte erstaunlichen Fleiß auf, um seine Gestalten mit allen möglichen kleinen Zügen zu charakterisiren; er läßt sie Anekdoten von sich selbst erzählen, oder Andere solche über sie mitteilen und bildet sich nicht wenig hierauf ein; allein ich glaube, daß er dadurch seinen Figuren keineswegs so prägnante Umrisse verliehen hat, als er glaubt. Leider ist diese seine Manier auch von unseren Aesthetikern empfohlen worden; man hat gesagt, ohne derartige kleinen Züge seien die Gestalten eines Dramas bloße Schemen. Nun aber frage ich, ob denn die Personen der antiken Tragödie Schemen sind? Es liegt dem ganzen Stil des altgriechischen Trauerspiels, es liegt besonders der Kunstweise des Aeschylus und Sophokles völlig fern, „mit kleinen Zügen“ zu charakterisiren. Sie zeichnen ihre Figuren nur in großen, allgemeinen Rissen, und doch treten letztere in ganz anderer Bestimmtheit vor unsere Einbildungskraft, als irgend eine der Hebbel'schen. Ueber dieses Thema war an einem der Abende, die ich mit dem Dichter zubrachte, viel die Rede; ich vermochte gegen die Suada, mit der er seine Ansicht vortrug, nicht aufzukommen; er überzeugte mich jedoch nicht, und die Beispiele, die er für seine Ansicht anführte, schienen mir übel gewählt oder nichts zu beweisen. Shakespeare schafft seine Gestalten aus dem Ganzen und Vollen, nicht durch Zusammentragen von anekdotischen Einzelheiten, und wenn dergleichen bei ihm vorkommt, so ist nicht abzusehen, weshalb diese Manier zu charakterisiren die einzige sein soll, weshalb moderne Dichter nicht auch in die Fußstapfen der alten treten dürften, die bei viel allgemeinerer Charakteristik die höchste tragische Wirkung erreichten. — Hebbel sowohl wie Rahl starben wenige Jahre, nachdem ich angenehme Stunden mit ihnen verbracht; da beide in voller Manneskraft standen, wären wohl noch schöne Früchte von ihrem Talent zu erwarten gewesen. Von Rahl glaube ich dieses sicherlich, denn der Carton zu dem großen Gemälde der Cimbernschlacht,

das er für mich ausführen wollte, aber unvollendet lassen mußte, versprach Außerordentliches. Indes auch bei Hebbel wäre der poetische Geist unter der Eisesdecke des klügelnden Verstandes, die über ihm lagerte, vielleicht später hervorgebrochen. Wenn Einige, wie ich dies mehrfach gelesen, ihn überhaupt für keinen Dichter halten wollen, so darf man sie wohl auf seine lyrischen Poesien verweisen, unter denen besonders die Naturbilder von echt poetischer Anschauung und Empfindung zeugen.



Dreiundvierzigstes Kapitel.

Koburg und Friedrich Rückert. — Halle. H. Leo.

In dem freundlich gelegenen Koburg, durch das ich einige Male gelegentlich meiner Reisen nach Norddeutschland kam, war es mir das Wichtigste, einen Ausflug nach dem nahen Neuseß zu machen, um dort mit Friedrich Rückert zu sprechen. Beim Eintritt in das freundliche Landhaus, welches dieser dort bewohnte, wehte mir ein Hauch des Friedens und der Stille entgegen, und ich begriff wohl, wie der Dichter sich aus dem Lärm der norddeutschen Hauptstadt, in den er eine Zeit lang hineingerissen wurde, mit leidenschaftlicher Sehnsucht in sein kleines weltentrücktes Ohnesorgen zurückwünschte. Den Freunden der Poesie ist die Villa von Neuseß so heilig, wie das Sabinergut des Horaz und das Haus des Petrarca in Arqua. Rückert zeigte mir in seinem Wesen eine äußerst wohlthuende Milde, wahre Herzensgüte sprach aus seinen Zügen, er hatte die Einfachheit eines Anachoreten, und ich glaubte den Brahmanen vor mir zu sehen, dem er so zahlreiche Weisheitssprüche in den Mund gelegt hat. Er trat mir übrigens, obgleich schon in weit vorgerückten Jahren stehend, in einer Tracht entgegen, welche eine Reminiszenz an diejenige war, die nach den Befreiungskriegen eine Zeit lang bei der deutschen Jugend, besonders auf den Universitäten, herrschte und nicht so bald wieder hätte aus der Mode kommen sollen. Rückert führte mich in sein Arbeitszimmer, wo unser Gespräch sich natürlich

den morgenländischen Sprachen und Literaturen zuwandte. Er war einer der ausgezeichnetsten Philologen, und nur seine Fachgenossen wissen, welche erstaunlichen Kenntnisse des Arabischen, Persischen und Sanskrit er besaß und in seinen gelehrten Aufsätzen in den Wiener Jahrbüchern niedergelegt hat. Diese seine von enormem Fleiß und eindringendem Scharfblick zeugenden Leistungen sind natürlich dem großen Publikum gar nicht bekannt geworden. Aber auch als Dichter gewann er erst im höheren Mannesalter Anerkennung, während in seinen früheren Jahren und noch lange, nachdem er seine besten Werke herausgegeben hatte, die Lesewelt nichts von ihm wissen wollte. Seit er zur Zeit der Befreiungskriege mit seinen Geharnischten Sonetten einiges Aufsehen erregt hatte, war er wieder in Vergessenheit zurückgesunken. Der erste Band seines Meisterwerks „Die Makamen des Hariri“ fand so wenig Absatz, daß die Verlagshandlung sich weigerte, den zweiten Band zu drucken. Die „Oestlichen Rosen“, welche die vielleicht schönsten seiner Gedichte enthalten, wurden sehr lau aufgenommen. Zugleich befand er sich als Professor der orientalischen Sprachen zu Erlangen in einer drückenden Lage, indem die Lehrstellen für dieses Fach überhaupt, besonders an den kleinen Universitäten, schlecht dotirt sind und die Zahl der Studenten, die sich denselben widmen, eine äußerst geringe ist. Erst als er sein fünfzigstes Jahr schon überschritten hatte, trat eine günstigere Wendung in seinem Schicksal ein, indem er nach Berlin berufen wurde. Allein während seine äußere Lage sich hierdurch besserte, fand er bei seinem Hange zu einem beschaulichen Einsiedlerleben seine neue Situation höchst unbehaglich. Wenn andere Gelehrte es als das Ziel ihres Ehrgeizes betrachten, Zutritt zu hohen Personen zu erlangen, so war die Pflicht, bei Hofe zu erscheinen, welcher er sich in Berlin nicht entziehen konnte, für Rückert eine drückende Last. Ein hoher Orden oder Titel, der ihm vielleicht einmal bei seinem Jubiläum zu teil

geworden wäre, hatte für ihn nichts Verlockendes. Wie erzählt ward, machte Alexander von Humboldt ihm einmal bei einem Hoffest Vorwürfe darüber, daß er seinen Orden pour le mérite nicht angelegt, worauf der Dichter ihm antwortete: als er sich mit der Dekoration schmücken gewollt, habe sich herausgestellt, daß das Band derselben von seiner Frau anderweitig verwandt worden sei. Nach und nach ward der Aufenthalt in Berlin für Rückert unerträglich, und er schätzte sich glücklich, als ihm verstattet wurde, zunächst auf längeren Urlaub, dann unter Belassung einer bedeutenden Pension gänzlich nach Neuseß zurückzukehren. In der preußischen Hauptstadt hatte ich ihn etwa im Jahre 1843 flüchtig kennen gelernt; er war mir damals mürrisch und wenig umgänglich erschienen. Dagegen glaubte ich jetzt, als ich ihn in seinem Landhause besuchte, einen ganz andern Mann vor mir zu haben, und ich vernahm keine Aeußerung des Unbehagens und Mißmuts aus seinem Munde. Nachdem seine lyrischen Gedichte in zahllosen Almanachen und Journalen zerstreut gewesen, hatte die erste Sammlung derselben in einem starken Bande großen Beifall gefunden. Diesem letzteren folgten nachher noch mehrere andere von gleichem Umfange, und so oft Rückert zu Beiträgen für ein Taschenbuch oder ein anderes Sammelwerk aufgefordert wurde, sandte er deren in solcher Menge ein, daß die Herausgeber dadurch in Verlegenheit gerieten, indem sie ihre Bogen doch nicht allein mit Liedern Rückert's anfüllen konnten. Er scheint sein ganzes Leben hindurch die Gewohnheit gehabt zu haben, jeden Tag zum mindesten ein Gedicht zu verfassen, ebenso wie man aus den unzähligen kleinen Kompositionen Sebastian Bach's schließt, daß er täglich Eine solche niedergeschrieben habe. Wenn Kenner der Musik behaupten, daß sich unter diesen Giguen, Sarabanden, Gavotten, Louren, Bourrées, Passacaglien, und so weiter, des großen Leipziger Organisten nichts Wertloses finde, so kann das Gleiche schwerlich von den Gedichten Rückert's behauptet

werden. Es ließe sich aus ihnen eine Auswahl in einem kleinen Bande machen, welcher lauter lyrische Stücke von höchster Schönheit enthielte; jetzt aber liegen diese Perlen unter einer Masse von Schutt verborgen. Ich habe oft Leser gefunden, die mir sagten, es sei ihnen völlig unbegreiflich, wie man Rückert für einen guten Lyriker halten könne; sie zeigten mir dann eine Anzahl Lieder von ihm, in Bezug auf welche ich zugeben mußte, sie seien äußerst mittelmäßig. Aber als ich ihnen hierauf die herrlichen Ghaselen aus den „Oestlichen Rosen", als ich ihnen die „Sterbende Blume", das Gedicht „Aus der Jugendzeit" und so manche andere vorlas, wandelte sich ihre Meinung um, und sie wurden begeisterte Bewunderer Rückert's. Der Umstand, daß die Sammlung der Poesien des Letzteren durch so viel Geringes angeschwellt ist, muß nun zwar beklagt werden; doch läßt sich ihm schwer abhelfen: denn wem möchte man das Geschäft des Auswählens anvertrauen? Autoren haben in der Regel am wenigsten ein richtiges Urteil über ihre eigenen Werke. Es gibt eine vom Dichter selbst getroffene Auswahl, in welcher, obgleich sie beinahe ein halbes Tausend enggedruckter Seiten umfaßt, doch manches vorzüglich Schöne fehlt, während sie vieles recht Unbedeutende enthält. Indes ebensowenig wie dem Verfasser wird man es einem Dritten, möchte er selbst den ausgesuchtesten Geschmack besitzen, anheimgeben wollen, ob ein Gedicht aus einer Sammlung verschwinden, ein anderes in ihr aufbewahrt werden solle. Die Ansichten in ästhetischen Dingen sind zu verschieden. Der Eine schätzt nur das Schwungvolle und Pathetische, der Andere nur das Volkstümliche; was diesem wegen seiner vollendeten Form imponirt, wird von Jenem „marmorglatt, aber kalt" genannt. — Die profuse Fruchtbarkeit der Produktion war Rückert von früh an eigen und hat verursacht, daß er neben den herrlichsten Liedern nicht etwa bloß, wie behauptet worden ist, in seinem Alter, sondern auch schon in seiner

Jugend, die man gewöhnlich für die Blütezeit des Lyrikers ansieht, eine ungeheure Menge von unbedeutenden Reimereien in die Welt gesetzt hat. Dies zeigt sich besonders in dem dicken Bande von patriotischen Gedichten aus der Zeit der Franzosenkriege, unter denen sich nur wenige hervorragende finden. Was ein Spanier von Lope de Vega gesagt hat: „Vielleicht kein anderer Dichter habe so viele gute Schauspiele geschrieben, sicher aber auch keiner so viele schlechte," kann man von Rückert in Bezug auf seine lyrischen Gedichte wiederholen. Wenn Platen etwa acht Sonette auf Venedig schrieb, deren jedem der Stempel der Unsterblichkeit aufgedrückt ist, so verfaßte Rückert gleich hunderte von Sonetten über einen und denselben Gegenstand (siehe zum Beispiel „Agnes' Totenfeier"), und die guten Stücke müssen mühsam aus diesem Haufen hervorgesucht werden. Vieles scheint er, besonders in seiner ersten Periode, nur als Exerzitium in den metrischen Formen der verschiedensten Völker geschrieben zu haben, und es läßt sich nicht leugnen, daß bei manchen der Ghaselen, Sicilianen, Ritornelle, Sonette, und so weiter, das metrische Schema die Hauptsache ist. Aber in unerwarteter Herrlichkeit bricht dann plötzlich in einem einzelnen Stücke inmitten dieses Wustes der Genius des Dichters hervor. Dem Leser wird es, wenn er auf ein solches gestoßen, schwer, das Blatt umzuschlagen; doch ist ihm zu raten, dies zu thun; denn nach einigen Seiten wird er sicher bald wieder auf einer neuen Oase ausruhen können. — Rückert's Lehrgedicht „Die Weisheit des Brahmanen" ist reich an tiefsinnigen Sprüchen; aber die Endlosigkeit, in der sich diese aneinander reihen, erdrückt den Leser beinahe. Er scheint sich hier die riesenhaften Gedichte des Orients zum Vorbilde genommen zu haben, zu deren Durchlesung nahezu ein Menschenalter erfordert wird; allein die kolossalen Epen der Inder, obgleich sicher Wenige sich rühmen können, bei der Lektüre bis zu ihrem Ende vorgedrungen zu sein, wirken doch, weil sie erzählend

sind, noch weniger ermüdend, als es ein Gedicht thun muß, das in einer Reihe von Bänden im Wesentlichen nur Weisheitslehren enthält. — Auf dieses endlose Gedicht, sowie auf die nicht minder verfehlten Dramen Rückert's, hat Geibel folgendes Epigramm verfaßt, das bisher wohl nicht gedruckt worden:

„Lehrgedicht zehntausend Ellen
Spann ich als indischer Brahma.
Nun schöpf' ich aus der Spreea Wellen
Zehntausend Eimer Drama.“.

Während seines ganzen Lebens war Rückert eifrig damit beschäftigt, der deutschen Literatur die Schätze der morgenländischen Poesie anzueignen. Seine derartigen Arbeiten zerfallen in zwei Abteilungen, die strikten Uebersetzungen und die freieren Nachbildungen. Unter den letzteren ist die schon erwähnte des Hariri sicher seine glänzendste Leistung. Deutsche Sprachvirtuosität hat schwerlich je einen größeren Triumph gefeiert, als hier; man kann sagen, daß vieles Künstelei und Spielerei sei, aber das war durch das Original geboten, und die Seiltänzerkünste der Sprache sind mit einer Meisterschaft ausgeführt, welche Staunen erregt. Wie hier ein merkwürdiges Werk der arabischen Literatur, so hat Rückert in „Nal und Damajanti“ eine indische, in „Rustem und Sohrab“ eine persische Erzählung frei verdeutscht. Es heißt diese beiden Arbeiten maßlos überschätzen und zeugt von Unkenntnis des Gegenstandes, wenn man Rückert wegen derselben einen „großen Epiker“ genannt hat; denn beide sind nicht selbständige Werke, sondern freie Uebertragungen. In dem ersten bewährt sich des Dichters Herrschaft über Vers und Reim von neuem. Schlegel hat zwar in einem witzigen Epigramm seine „Sanskritpoesiemetriknachahmungen voll goldfunkelnagelneublanker Benamungen“ verspottet; doch die Gerechtigkeit verlangt zu sagen, daß Rückert die langen indischen Komposita in seinen Wortbildungen, so fremdartig sie uns auch klingen mögen, mit

Geschmack nachgeahmt hat. Auf der andern Seite kann es zweifelhaft sein, ob Geist und Stil des Originals nicht in den Uebersetzungen von Kosegarten und Bopp besser wiedergegeben sind. — Die Sage von Rustem und Sohrab im Schahname ist von so unergründlicher Tragik, daß sie, auf welche Art auch erzählt, einen gewaltigen Eindruck hervorbringen muß. Sie macht diesen in der prosaischen Form, in welcher Görres sie im Heldenbuch von Iran mitgeteilt hat, desgleichen in der englischen Uebersetzung von Atkinson, welcher die seinige lange vor Rückert herausgab, und ebenso in der Bearbeitung des letztern. Aber wer das Original kennt, wird nicht zugeben können, daß unser Dichter in dessen Wiedergabe glücklich gewesen sei. Er hat statt des ernsten und pathetischen Tones des Firdusi oft einen spielenden und tändelnden angeschlagen, der dem Charakter des Ganzen durchaus widerstrebt und, so wohl angebracht er bei Hariri war, eine Versündigung an dem großen Perser ist. Während er ferner an manchen Stellen den Text fast wörtlich übersetzt, hat er ihn an anderen willkürlich verlassen, um eigene Erfindungen einzuschalten, die keineswegs gerühmt werden können. Endlich wurde das Gedicht dadurch von ihm verstümmelt, daß er eine der schönsten und ergreifendsten Partien desselben, die Klage der Mutter um den erschlagenen Sohrab und deren Tod, wegließ. Nur daraus, daß Firdusi selbst noch so wenig bei uns bekannt ist, läßt sich der Beifall erklären, welcher dieser Arbeit Rückert's noch jetzt hier und da gespendet wird. Alexandriner waren sicher auch das unpassendste Metrum, das sich irgend wählen ließ, um dem Stil des iranischen Epos im Deutschen gerecht zu werden. Rückert war so gutmütig, daß ich mir ein Herz faßte, ihm meine Bedenken gegen seine Bearbeitung des Sohrab auszusprechen; ich sagte ihm, nach meiner Meinung könne man an Meisterstücken, wie diese Episode des Schahname, allenfalls Nebensächliches kürzen, jedoch nichts Wesentliches von ihr hinwegnehmen und noch weniger

Eigenes hinzufügen; mit Firdusi verhalte es sich ebenso, wie mit Homer, in den etwas einzuschalten oder aus dem etwas Wesentliches auszuscheiden doch Niemand wagen würde. Er hörte mich freundlich an und schien zum mindesten zuzugeben, daß er Unrecht gehabt, den erwähnten Abschnitt von Rudabe's Tod wegzulassen. Während seiner späteren Lebensjahre gewann in Rückert der Philolog die Oberhand über den Dichter, und er strebte nun dahin, möglichst wörtliche Uebersetzungen zu liefern. Dieses Streben ist gewiß lobenswert, wenn man zum Nutzen der Studirenden das Verständnis eines Originaltextes erleichtern will. Trachtet man dagegen dahin, ein fremdes Dichtwerk poetisch zu reproduziren, so läßt sich, wenn die Dichtung einer der morgenländischen, ihrem ganzen Genius nach von der unsrigen so verschiedenen Sprachen angehört, dies Ziel bei Beobachtung wörtlicher Treue nicht erreichen. Vielmehr wird größere oder geringere Freiheit erfordert, wenn letztere auch nicht bis zu dem Extrem zu gehen braucht, welches Rückert in seinen früheren Arbeiten sich verstattete. Durch solche Beobachtung buchstäblicher Genauigkeit, bei welcher man fragen kann, wozu dabei die metrische Form dienen solle, sind denn einige der späteren Uebersetzungen des schließlich ganz im Philologen aufgegangenen Dichters schwer beeinträchtigt worden. Wenn schon aus seiner Hamasa wenig poetischer Genuß zu schöpfen ist, so gilt das in noch viel höherem Grade von den einzelnen Fragmenten aus dem Schahname, die er in seiner letzten Zeit übertragen hat und mir handschriftlich mitteilte. Sie mögen ihren sprachwissenschaftlichen Wert haben; aber es scheint mir nicht beklagenswert, daß die Arbeit nicht fortgesetzt worden ist, da sich die poetische Schönheit des persischen Gedichts daraus auch nicht einmal ahnen läßt.

Mit Rückert's philologischer Thätigkeit ging übrigens die dichterische bis an sein Lebensende Hand in Hand. Mir scheint

aber in diesen seinen späteren Produktionen sich eine merkliche Abnahme seiner poetischen Gabe kundzugeben. In welcher überschwenglichen Fülle, wenigstens der Masse nach, seine poetische Ader bis zuletzt floß, zeigen seine Kindertotenlieder, die einen starken Band bilden. Während der schleswig-holsteinischen Wirren griff er auch nochmals in die Saiten der politischen Leyer, die er seit seiner Jugend nicht mehr in die Hand genommen hatte, und mahnte die deutschen Fürsten in teils ernsten, teils spottenden Versen, ihre eigene, wie die Ehre Deutschlands nicht der frechen Anmaßung des kleinen Dänemark preiszugeben. Diese Gedichte bekunden, daß ihm der patriotische Sinn, den er als Jüngling in die Geharnischten Sonette ergossen, während seines langjährigen Weilens in den Wüsten Arabiens wie unter den indischen Palmen nicht abhanden gekommen war. Wenige Jahre vor dem deutsch-französischen Kriege starb er, und ich beklage lebhaft, daß ihm nicht vergönnt gewesen ist, die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches zu erleben; er würde den Tag, wo ihm diese Kunde geworden, als den schönsten seines Daseins angesehen haben.

In Halle, das übrigens von meinem Aufenthalt auf dem Pädagogium her in schlechtem Andenken bei mir stand und mich daher nicht zu längerem Bleiben lockte, besuchte ich den Historiker Heinrich Leo. Seine Geschichte Italiens hatte mich schon früh mit Begeisterung erfüllt, und ich halte dieselbe für ein Meisterstück der Historiographie, dem sich nur wenige gleichstellen können. Wie unvergleichlich sind darin die verschiedenen Teile der Halbinsel mit ihrer Bevölkerung charakterisirt, wie weiß der Verfasser den Geist der einzelnen Epochen vor uns lebendig zu machen und uns ebenso in den Strudel der wilden Parteikämpfe zwischen Schwarzen und Weißen, Guelfen und Ghibellinen hineinzureißen, wie uns in dem Florenz der Medicäer inmitten seiner Erzgießer, Bildhauer und Architekten heimisch zu machen! Ich fand in Leo einen

äußerst lebhaften, wie es schien, nervös aufgeregten Mann; er redete gleich bei meinem Eintritt so viel, daß ich nur mit Mühe zu Worte kommen konnte. Als ich ihm unverhohlen meine Bewunderung für seine Geschichte Italiens ausdrückte, verdroß es mich, daß er von diesem Werk, der weitaus bedeutendsten seiner Leistungen, als von einer Jugendarbeit sprach. Eben nur auf dieser beruhte meine Verehrung für ihn; in seinen späteren Produkten, namentlich seiner Universalgeschichte, konnte ich nur einen tiefen Abfall von seinem ersten Auftreten auf dem Felde der Geschichtsschreibung erblicken. Es ist schwer zu erklären, wie ein Mann von so hohem und freiem Geist, als welcher er sich hier zeigte, nachher ein reaktionärer und frömmelnder Zelot werden konnte. Diese Richtung gibt sich auf höchst unerquickliche Weise in seiner Universalgeschichte kund. Er leistet hier vom Standpunkt des orthodoxen Protestantismus mehr, als ein Joseph de Maistre von dem des Katholizismus gethan hat. So rechtfertigt er geradezu Calvin's empörendes Verfahren gegen Servet. Der Band, welcher die französische Revolution behandelt, ist ganz im Sinne der Haller'schen Restauration der Staatswissenschaften gehalten; über Alle, die sich irgend an der großen Umwälzung beteiligt, auch über die Girondisten wird Haß, Hohn und giftiger Spott ergossen. Das Buch ist übrigens unterhaltend genug zu lesen, da Leo, was freilich bei einem so hochernsten Gegenstande übel angebracht war, die ganze Geschichte der Revolution in eine Art von Farce umzuwandeln gesucht hat. Zu diesem Zweck wendet er die seltsamsten Mittel an; er gebraucht zum Beispiel nicht die neu aufgekommenen französischen Monatsnamen Vendemiaire und Brumaire, sondern sagt statt dessen Weinleserich und Herbstdunsterich. Wahrscheinlich in der nämlichen Absicht führt er die jetzt ganz vergessenen altdeutschen Ortsnamen wieder ein; so liest man bei ihm von Graswalde, Wälsch-Jena, Wälsch-Leyden, Depen, Antorf, Wälsch-Bern und so weiter, und nur

wenige Leser wissen, welche Städte damit gemeint sind, nämlich Grenoble, Siena, Lyon, Dieppe, Antwerpen und Verona. Wenn ich an diese späteren Schriften von Leo oder gar an die publizistische Thätigkeit, die er damals entfaltete, gedacht hätte, würde ich ihn vermutlich gar nicht aufgesucht haben. Aber mir lag nur seine Geschichte von Italien im Sinne, nur den Verfasser dieses Werkes, das in meinen Augen alle die anderen auslöschte, wünschte ich kennen zu lernen. Um so peinlicher war es mir, daß der Halle'sche Professor gar nicht auf die Themata einging, von denen ich ihn gerne hätte reden hören, sich vielmehr in leidenschaftliche Invektiven nach verschiedenen Richtungen hin ergoß. Besonders waren der Liberalismus und seltsamerweise auch der Katholizismus die Zielscheibe seiner Angriffe. Vorzugsweise heftig schmähte er die „Hegelinge", wie er alle Bekenner der Hegel'schen Philosophie nannte. Ich bin nun niemals ein Freund dieser modernen Scholastik gewesen; aber Leo's Auslassungen gegenüber, der überhaupt alle Philosophie zu verdammen und nur einem auf der Augsburgischen Konfession und dem Luther'schen Katechismus fußenden Buchstabenglauben Berechtigung zuzuerkennen schien, war ich versucht, die Partei der Hegelianer zu nehmen. Da ich erkannte, daß bei der Unterredung nichts für mich Erquickliches herauskam, verabschiedete ich mich denn bald, indem ich beklagte, nicht zwanzig Jahre früher gekommen zu sein, wo ich wohl noch den echten Leo gefunden hätte, der jetzt in dem engherzigen religiösen und politischen Eiferer untergegangen war.



Vierundvierzigstes Kapitel.

Reise nach Holland. — Reinhold Dozy. — Paris. Herr von O. — Julius Mohl. — Das Café de l'Ancienne Comédie. — Romantik in Mecklenburg. — Gäste in meiner Münchener Galerie.

Im Jahre 1864 machte ich zum ersten Mal einen Ausflug nach Holland, das ich bis dahin nur auf der Durchreise berührt hatte. Wenn ich bisher von den südlichen Ländern, mit deren Geschichte, Kunst und Literatur ich mich so viel beschäftigt, zu immer neuen Besuchen gelockt worden war und gegen die des Nordens beinah Abneigung gefühlt hatte, so änderte sich dies in meinem späteren Leben, und ich lernte auch die Vorzüge des letzteren schätzen. Da sich nun Holland leicht erreichen ließ, drängte es mich auch, das Volk, dem die Welt so viel Großes verdankt, in der Nähe zu sehen. Wenn diese Nation in der Poesie und den bildenden Künsten nicht gleich Hohes geleistet hat wie die Italiener, auf dem ersten Gebiet auch nicht wie die Spanier, so sollte man es ihr doch nie vergessen, daß von ihr zuerst der Stoß ausging, durch den die spanische Weltmonarchie, die so lange halb Europa knechtete, nach und nach zertrümmert wurde. Zum unsterblichen Ruhm Hollands gereicht es auch, daß dort früher als irgendwo sonst im Gefolge des Protestantismus wahre Aufklärung und Humanität herrschend wurden. Während in England und in den protestantischen Gegenden Deutschlands, ja auch in Nordamerika noch dumpfer Aberglaube herrschte und daselbst die

fürchterlichen Hexenprozesse noch gleich arg wüteten, wie in den katholischen Ländern, bot Holland den der Zauberei Verdächtigten ein Asyl, wo die Verfolgten vor Folter und Scheiterhaufen Sicherheit fanden. Die weisen holländischen Richter trugen bisweilen dem Wahne der Zeit noch so weit Rechnung, daß sie die der Hexerei Angeschuldigten auf eine Wage setzten. Aber letztere war so eingerichtet, daß die Angeklagten nie zu leicht befunden wurden. — Ein ganz spezielles Verdienst um die Wissenschaft hat sich Holland seit zwei Jahrhunderten durch die Pflege der orientalischen Studien erworben. Seine Universität Leyden war für das Arabische eben das, was Florenz und Venedig für das Griechische, und Derjenige, welcher weiß, wie unermeßliche Schwierigkeiten sich noch heute der Erlernung dieses semitischen Idioms entgegenstellen, wird die unsäglichen Anstrengungen bewundern, mit denen die Erpenius, Golius und Schultens die ersten Ausgaben und Uebersetzungen arabischer Werke zu stande brachten. Dieses Studium hat zu Leyden bis in die neueste Zeit geblüht, und ein Hauptmotiv, das mich nach Holland trieb, war es, den größten Gelehrten dieses Fachs, Reinhold Dozy, persönlich kennen zu lernen.

Einer bedeutenderen wissenschaftlichen Leistung, als sie Dozy vollbracht hat, kann sich wohl Niemand rühmen. Nachdem er sich schon in den Jünglingsjahren durch unermüdlichen Fleiß die eingehendsten Kenntnisse des Arabischen erworben hatte, kam er zu der Einsicht, daß die so unendlich wichtige Geschichte der spanischen Araber noch völlig im Argen liege, daß die bisher darüber publizirten und von allen Historikern verdachtlos benützten Arbeiten ganz unzuverlässig, ja nahezu Fälschungen seien, und beschloß, sein Leben daran zu setzen, diese große Lücke in unserem Wissen auszufüllen. Das nächste Hindernis, das sich ihm hier entgegenstellte, bestand darin, daß der von den Muhammedanern des Westens geschriebene Dialekt bedeutend von dem abweicht, der in den östlichen

Gegenden herrscht, und daß in demselben zahllose Worte vorkommen, die in keinem Lexikon zu finden sind. Er begann daher selbst ein Glossar auszuarbeiten, das nur ein Resultat rastloser Lektüre spanisch-arabischer Schriften und unaufhörlicher Vergleichung der einen Stelle mit der andern sein konnte. Er war hierbei ganz auf seinen eigenen Fleiß angewiesen; auch hätten ihm arabische Gelehrte, wie es deren in Kairo noch vorzügliche gibt, von keinem Nutzen sein können; denn diese befassen sich nur mit dem östlichen Zweige der arabischen Literatur. Das Nächste, was nun Dozy unternahm, war die Herausgabe der für die Geschichte Spaniens im Mittelalter wichtigsten Geschichtsquellen. Nachdem er deren eine genügende Anzahl zu Tage gefördert, begann er sodann das Werk zu schreiben, dem alle jene Ausgaben nur als Grundlage dienen sollten, und so erschien schließlich (1861) seine Histoire des Musulmans d'Espagne (711—1110), welcher als Vorläufer seine, die wichtigsten bisher ganz unbekannten Thatsachen enthaltenden Recherches vorausgegangen waren. Es ist unbegreiflich, daß ersteres Werk, welches sich durch vortreffliche Darstellung ebenso wie durch fesselnden Inhalt auszeichnet, doch über den Kreis der Fachgelehrten hinaus wenig Anerkennung erlangt hat. — Wie ich ihn mir nach dieser Geschichte vorgestellt, fand ich in Dozy einen Mann von universeller Bildung und von lebhaftem Interesse auch für solche Gebiete der Wissenschaft und Literatur, die ganz außerhalb seines speziellen Faches lagen. Sein allzu früh erfolgter Tod hat die Welt um manche Früchte betrogen, die seine rastlose Arbeitskraft noch geliefert haben würde.

Bei der Leichtigkeit, mit welcher Deutsche die holländische Sprache erlernen können, und bei den vielfachen Beziehungen, die zwischen uns und dem Nachbarvolke bestehen, muß es auffallen, daß wir uns so gut wie gar nicht um die holländische Literatur kümmern. Es ist dies eine ganz analoge Erscheinung,

wie sie in Spanien mit Rücksicht auf die portugiesische Literatur vorkommt. In den größten spanischen Buchhandlungen sucht man vergebens nach einem in der Sprache des Nachbarlandes abgefaßten Buche, und ebenso fruchtlos in den deutschen nach einem niederländischen, während man in beiden Ländern überall französische, englische und italienische Werke findet. Unstreitig liegt der Grund hiervon besonders darin, daß uns der Dialekt des Vondel, wie den Spaniern der des Camoens, als ein Patois erscheint, was beide gegenwärtig, nachdem sich das Oberdeutsche und das Castilianische zur Schriftsprache ausgebildet haben, auch offenbar sind. Obgleich ich im voraus wußte, daß ich wenig verstehen würde, besuchte ich in Amsterdam doch mehrmals das Theater, und besonders interessirte es mich, den Gysbrecht van Amstel, welcher für das Meisterstück des größten holländischen Dichters Vondel gilt, zu sehen. Wie mir geahnt hatte, konnte ich wenig von den Reden im einzelnen, vielmehr nur den Zusammenhang des Ganzen, als ob es eine Pantomime gewesen wäre, auffassen. Das Stück schien mir nur geringes dramatisches Leben zu haben; aber natürlich maße ich mir nicht an, über dasselbe nach Art unserer Kritiker abzuurteilen, die auch, nach ihren Theaterberichten zu schließen, von einem Schauspiel meist nicht mehr kapirt haben, als ich von diesem Gysbrecht van Amstel. Vondel ist übrigens in den Augen aller Holländer einer der großen Dichter der Weltliteratur, ihr Dante, Shakespeare, Calderon und Goethe. Es begreift sich schwer, daß dies sein hohes Ansehen nur auf seine Heimat beschränkt geblieben ist, daß sein Ruhm nicht, wie derjenige der vorhin Genannten, einen Triumphzug durch alle Länder gehalten hat. Sollte es einzig der Patriotismus oder der Wunsch, auch einen großen Dichter zu besitzen, sein, der die Holländer dem Vondel einen so hohen Rang zuschreiben läßt? Oder will nur die Mißgunst des Auslandes einem Autor, dem wirklich eine solche Stellung gebührt, dieselbe streitig machen?

Durchaus nicht literarischer Art ist eine Erinnerung aus diesen und früheren Jahren, die zu Papier zu bringen ich der Mühe für wert halte. Während ich mehrere Male im Sommer die Seebäder von Dieppe besuchte, verweilte ich auch wieder einige Wochen in Paris und kam hier häufiger mit einem Manne zusammen, der eine höchst eigentümliche Physiognomie besaß und mit vollem Recht ein Original heißen konnte. Es war Herr von O., damals bereits in hohem Greisenalter stehend, aber noch von wunderbarer Rüstigkeit. Schon im Beginne der ersten französischen Revolution als Arzt nach Paris gekommen, hatte er zur Zeit des Direktoriums dem damaligen Großherzog von Mecklenburg-Schwerin wichtige Dienste erwiesen und zum Dank dafür die Stelle von dessen Ministerresidenten erhalten. Durch den Ankauf eines Grundstückes in Nordfrankreich, auf dem später große Eisenminen entdeckt wurden, war er in den Besitz eines sehr bedeutenden Vermögens gelangt; aber obgleich er unverheiratet geblieben und nur entfernte Verwandte zu Erben hatte, huldigte er einem unbegreiflichen Sparsamkeitssystem. Es wurde behauptet, er trüge noch im Jahre 1857 einen Hut und einen Frack aus dem Jahre 1797. Schon frühmorgens wurde er in diesem Fracke gesehen, und selbst im Winter schützte ihn kein Mantel oder Oberrock vor der Kälte. Dabei setzte er voraus, daß auch jeder Andere so sparsam sei wie er selbst. Einmal begegnete ich ihm auf dem Boulevard, als ich im Begriffe stand in einen Laden zu treten und mir ein Paar Handschuhe zu kaufen. Herr von O. faßte mich vertraulich unter den Arm und zog mich fort, indem er sagte, dort dürfe ich nicht kaufen, er wolle mir den rechten Laden zeigen. Wir gingen nun weiter von Straße zu Straße, und da seine Gespräche sehr interessant waren, bemerkte ich erst nach einer Stunde Gehens, daß wir uns in einem ganz abgelegenen Stadtteile befanden. Hier zeigte er mir dann das Magazin, wo ich die Handschuhe

um ein paar Sous wohlfeiler erhielte, als auf dem Boulevard. Herr von O. hatte eine kleine, höchst bescheiden eingerichtete Wohnung, und wenn einer seiner Landesangehörigen ihm einen Besuch machen wollte, ward derselbe regelmäßig durch den Portier beschieden, sich zu einer bestimmten Stunde in einem nahen Café einzufinden, wo der Gesandte ihn treffen werde. Daß die Regierung einen so seltsamen Vertreter in seiner Stellung beließ, kann auffallend erscheinen, zumal da derselbe bisweilen auf längere Zeit verschwand und Niemand wußte, ob er noch am Leben sei, bis er plötzlich wieder in Paris auftauchte. Nun muß man aber wissen, daß Herr von O. bei allen seinen seltsamen Eigenheiten ein geistvoller und gewandter Mann war, auch bei mehreren der leitenden französischen Staatsmänner einen nicht unbeträchtlichen Einfluß besaß. Er hatte ein gutes Herz und wandte bei geeigneter Gelegenheit trotz seines Geizes sein großes Vermögen in einer Weise an, die ihm manche dankbare Freunde erwarb. So hatte er zum Beispiel dem später allmächtigen Minister Guizot in der Zeit, da dieser noch als armer Literat in der französischen Hauptstadt sein Fortkommen suchte, Verpflichtungen auferlegt, deren derselbe immer eingedenk blieb. Ich selbst erfreute mich der besonderen Gunst dieses Diplomaten, und auch jetzt zeigte er sie mir, indem er mich, was er nur sehr Wenigen gewährte, in seinem Arbeitszimmer empfing. Hier befand sich ein mächtiger Bücherschrank, in welchem man die Rückseiten schön gebundener Ausgaben der alten Klassiker, sowie der Encyklopädie der Oeuvres de Rousseau, de Diderot gewahrte. Nachdem ich etwas Gespräch mit ihm gepflogen, trat mein Gönner an den Bücherschrank, und ich glaubte, er wolle einige Bände aus ihm hervorholen. Nun aber zeigte sich, daß dieselben nur die Rückseiten von solchen waren, und daß sich hinter ihnen Flaschen in langen Reihen befanden. Herr von O. war ein Liebhaber der exquisitesten Weine. Niemand

hat ihm je Schuld gegeben, daß er dem Bacchus im Uebermaße gehuldigt, niemals ist er berauscht gesehen worden. Er trank immer mit weisestem Maß, aber trieb einen wahren Kultus mit edlen Rebensäften. Von einigen der Weine, die er besaß, behauptete er, daß sie durch keine Geldsumme der Welt, sondern nur durch Tausch gegen andere gleich treffliche Gewächse von Kennern und Sammlern zu erwerben seien. Verschiedene Male, als ich ihn besuchte, mußte ich mich mit ihm an diesem oder jenem Göttertrank erlaben, und er vermehrte solchen Hochgenuß durch Erzählungen, die so interessant waren, daß mir die Stunden dabei wie Minuten verflossen. Man denke sich, was er alles in den mehr als sechzig Jahren, die er schon in Paris verbracht, erlebt haben mußte. Wenn er, der so frisch und gesprächig vor mir saß, von der uns jetzt schon fast wie ein Märchen erscheinenden ersten französischen Revolution als deren Augenzeuge sprach, mußte ich fast glauben, er besitze das Lebenselixir, um sich so lange zu erhalten. Und dann, was wußte er nicht alles von dem Konsulat und ersten Kaiserreich, vom Einzuge der Alliirten, dem Hofe der Bourbonen, Louis Philipp's und demjenigen Napoleon's III. zu berichten! Wenn er schon den Fall so vieler Dynastien gesehen, so behauptete er, die Minister, von deren Sturz er Zeuge gewesen, nach hunderten zählen zu können. Die Anekdoten über Vorgänge in den Tuilerien, wie in den verschiedenen Kabineten, die von seinem Munde sprudelten, ließen das ganze Treiben der Regierenden, Staatsmänner und politischen Parteien als eine große Posse erscheinen, in der Eigennutz und Eitelkeit die Hauptrolle spielten. Der trockene, aber schneidende Sarkasmus, mit dem mein Wirt seine Erzählungen würzte, trug nicht wenig dazu bei, deren Eindruck zu erhöhen. Daneben vernahm ich von ihm eine Menge Geschichten aus der vornehmen Pariser Gesellschaft, Geschichten zum Teil von so abenteuerlicher und fast unglaublicher Art, daß ich daraus die

Ueberzeugung gewann, im wirklichen Leben ereigneten sich täglich Begebenheiten, hinter denen die ausschweifendsten Erfindungen unserer Sensationsromane noch weit zurückbleiben. — Nach dem Jahre 1858 sah ich Herrn von O. nicht mehr; aber er gab mir noch bei meinem Abschied von Paris ein Zeichen seiner freundlichen Gesinnung. Als ich kurz vor meiner Abreise aus dem Fenster meines Gasthofs auf die Straße hinabsah, erblickte ich den greisen Diplomaten mit seinem wohlbekannten Cylinderhut und Frack, wie er mit schnellen Schritten auf mein Hotel zusteuerte. Als er in mein Zimmer eintrat, überreichte er mir zwei Flaschen Weins, die er unter den Armen trug, und bat mich, sie auf die Reise mitzunehmen.

So oft ich nach Paris kam, besuchte ich auch seit einer Reihe von Jahren den Orientalisten Julius Mohl, zu welchem mich zuerst meine Beschäftigung mit seinem Hauptfache, dem Persischen, geführt hatte. Ein geborener Württemberger, war er schon in seinem zwanzigsten Jahre nach Paris gekommen und hatte dort seinen dauernden Aufenthalt genommen. Allein obgleich er das Französische elegant und mit Leichtigkeit schrieb, vermochte er es doch nie so zu sprechen, daß man nicht bei den ersten Worten schon den Deutschen, ja den Schwaben in ihm erkannt hätte. Er war der Typus eines Philologen, dem die Sprachwissenschaft alles ist; und letzteres war wohl nötig, damit sein eiserner Fleiß das kolossale Unternehmen zu Ende führte, den stark korrumpirten Text des Schahname möglichst gereinigt in seiner ursprünglichen Gestalt herzustellen. Mit eigener Hand hat er das ungeheure Gedicht abgeschrieben, indem er sämmtliche ihm zugänglichen Handschriften verglich. Das Verdienst ist sicher nicht zu unterschätzen, das er sich durch diese Riesenarbeit erworben hat. Aber ich, der ich das Studium der Sprachen nie um ihrer selbst willen, sondern zu literarischen Zwecken betrieben habe, stand ihm auf diesem rein philologischen Gebiete ziemlich fremd gegenüber. Noch mehr als für die

poetischen Vorzüge des Gedichts, das er mit dem Aufwande des Fleißes eines ganzen Menschenlebens herausgegeben hatte, war Julius Mohl für die Schönheiten der bildenden Kunst unempfindlich. Wie ein Muhammedaner, der wegen des Verbotes durch den Propheten einen Horror vor Abbildungen lebender Wesen empfindet, hatte er einen wahren Abscheu vor Statuen und Gemälden, und ich bin selbst Zeuge gewesen, daß er, als er es nicht vermeiden konnte, eine Galerie zu passiren, mit hastigen Schritten hindurchstürzte, ohne nach rechts oder links zu blicken. Das Theater zu besuchen, schien er eines vernünftigen Menschen für unwürdig zu halten. Als ich einst, von einer Reise nach Madeira und den kanarischen Inseln zurückkehrend, ihn aufsuchte, vermochte er nicht zu begreifen, wie man, bloß um fremde Länder kennen zu lernen, sich den Anstrengungen einer solchen Reise unterziehen könne. Trotz dieser Trockenheit seiner Ansichten, die er stets unumwunden aussprach, war er ein angenehmer Gesellschafter. Dank seiner Frau, einer geborenen Engländerin, bildete sein Haus den Mittelpunkt eines ausgewählten politischen und literarischen Kreises. Auch sie war, was man ein Original nennt, ebenso ungenirt in ihren Meinungsäußerungen wie in ihrer Kleidung, die sie ungemein vernachlässigte. Durch ihren Geist und die mannigfachen Interessen, denen sie nachhing, übte sie eine Anziehungskraft auf die ersten Notabilitäten der französischen Hauptstadt, und es galt als ein seltenster Vorzug, wenn man Zutritt zu ihrem Salon hatte. Madame Mohl war eine heftige Gegnerin Napoleon's III., und es machte ihr große Freude, wenn es ihr durch ihre Verbindungen gelang, die Wahl eines vom Kaiser vorgeschlagenen Gelehrten zum Mitgliede des Institut de France zu vereiteln. Wenn sie von Napoleon sprach, nannte sie nie seinen Namen, sondern sagte nur Celui-là, indem sie nach den Tuilerien deutete. Schon ehe sie Mohl, dem sie an Alter um zehn Jahre voraus war,

heiratete, bewohnte sie mit ihrer Mutter, Mrs. Clarke, das dritte Stockwerk des Hauses 120, rue du Bac, dessen erste Etage Chateaubriand inne hatte, und versammelte hier geistvolle Männer um sich. Damals war Thiers einer der eifrigsten Besucher ihres Salons; auch wenn die anderen Gäste sich entfernt hatten, blieb er oft noch so lange, daß der Concierge erklärte, er werde die Hausthür schließen; Herr Thiers könne den Rest der Nacht auf der Treppe zubringen — was dann den Letzteren nötigte, früher aufzubrechen. Nachdem später Julius Mohl als Gatte von Miß Clarke in das nämliche Stockwerk gezogen war, blieb der Geschichtsschreiber Napoleon's auch als Minister und als Präsident der Republik daselbst Hausfreund. Ich habe diesen Salon zu verschiedenen Zeiten aufgesucht und dort interessante Bekanntschaften gemacht, zum Beispiel mit St. Beuve, dem geistvollen Verfasser literarischer Porträts, mit den beiden auf dem Gebiete der Geschichte und Literarhistorie hervorragenden Gelehrten Fauriel, Ampère und mit Quatremère, dem Kolosse orientalischen Wissens.

Wenn viele der berühmten öffentlichen Lokalitäten von Paris, deren sich alle, welche die französische Hauptstadt in früheren Jahren besuchten, sicher noch erinnern (zum Beispiel das Café de Foy im Palais Royal, wo Horace Vernet einmal, um dadurch seine Zeche zu bezahlen, eine Taube an die Wand gemalt hatte, das Café de Paris auf dem Boulevard des Italiens, die von den Feinschmeckern vielbesuchten Restaurants von Philippe in der Rue Montorgueil, Véry und den Frères Provençaux), verschwunden sind, hat sich das in einer abgelegenen Gegend befindliche Café de l'Ancienne Comédie noch so ziemlich in demselben Zustande erhalten, in welchem es zur Zeit Voltaire's der Versammlungsort der Literaten und Schöngeister war. Besonders die Journalisten, die das Referat über das Theater in den bedeutendsten Zeitschriften hatten, besprachen sich hier über neue Erscheinungen des Dramas, und ihre

Urteile galten in Frankreich, ja in der ganzen Welt für unumstößlich. Es wird erzählt, Voltaire habe sich einmal, nach der Aufführung eines neuen Trauerspiels von ihm, in diesen Areopag verkleidet eingeschlichen, um dessen für ihn hochwichtige Meinung über sein Werk zu erfahren. Wie viele schlechte und mittelmäßige Tragödien sind hier als Meisterwerke ausposaunt und von der halben Welt gläubig als solche hingenommen worden! Jetzt sind die weitaus meisten derselben der Mißachtung verfallen oder völlig verschollen, und das Café selbst, in das ich der Kuriosität wegen bisweilen auf meinen Spaziergängen trat, in seiner heutigen Herabgekommenheit ist doch noch in minderem Verfall, als all der falsche Ruhm, der einst in ihm geschmiedet wurde.

In den meisten dieser Jahre, sowie auch seitdem, brachte ich während des Sommers einige Zeit in Mecklenburg zu. Daß in selbigem guten Lande, wo nach der Meinung Mancher nur die Pferdezucht und der Kartoffelbau gedeihen sollen, auch die Romantik blüht, zeigt folgender Fall, der sich in meiner Nähe begab. Ein junger Fähnrich, Sohn eines Gutsbesitzers, hatte eine hohe Dame bei verschiedenen Gelegenheiten in auffallender Weise mit den schmachtenden Augen eines Verliebten angesehen und sich dadurch die Ungnade des Hofes zugezogen, so daß er den Dienst verlassen mußte. Der junge Mann trat hierauf in das niederländische Heer, machte auf Java eine ausgezeichnete Carrière und vermählte sich mit der Tochter eines der Fürsten, die im Innern jener Insel unter dem Titel von Sultanen noch eine Art von Unabhängigkeit behaupten. Nachdem die Gattin ihm drei Töchter geboren hatte, dann aber gestorben war, nahm er, inzwischen zum General avancirt, Urlaub, um seine Verwandten in Mecklenburg zu besuchen. Auf einem Ausflug, den er von dem väterlichen Gute aus nach dem nahen Hamburg machte, gewann er durch seine Liebenswürdigkeit das Herz der schönen und interessanten

Gemahlin eines bei dem dortigen Senat akkreditirten Diplomaten. Dieselbe, als Schriftstellerin der damals hochgefeierten George Sand nacheifernd, hielt es für ein Zeichen von Genialität, wenn sie dem Beispiele von deren Heroinen, den Indianas, Lelias und Valerien, folgte, und verließ den Gemahl, indem sie dem General ihre Hand reichte. Das neue Ehepaar begab sich nun nach Java, und die junge Frau machte es sich zur besonderen Aufgabe, diese Insel zu studiren, indem sie dachte, sowohl die wilden Naturscenen derselben, wie das Leben der Eingeborenen in einem Roman darzustellen, der durch seine Neuheit Furore machen müsse. Aber sie strengte sich bei ihren Streifzügen durch unwirtbare, von gefährlichen Sumpffiebern heimgesuchte Gegenden zu sehr an und wurde von einer schweren Krankheit hinweggerafft, bevor sie noch die Vorstudien zu ihrem Roman vollendet hatte. Der trostlose, zum zweiten Mal Witwer gewordene Gemahl verließ nun den Militärdienst und zog sich auf sein väterliches Gut in Mecklenburg zurück. Mit ihm erschienen zum großen Erstaunen der Gutsnachbarn drei junge Malayinnen, Sprößlinge jener Sultanstochter, die den General in erster Ehe beglückt hatte. Diese Mädchen konnten anfänglich nur malayisch sprechen, lernten jedoch bald deutsch und fanden durch ihre exotische Schönheit so vielen Beifall, daß sich zahlreiche Bewerber bei ihnen einfanden und alle drei „ausgezeichnete Partien machten“.

Ein Vergnügen, das mir durch meine Münchener Gemäldegalerie zu teil geworden, bestand noch darin, daß ich Gelegenheit hatte, auf ungezwungene Art manche interessante Bekanntschaften zu machen. Mit Monarchen und Fürsten begegneten sich dort Demokraten vom reinsten Wasser, und nachdem ich eben mit einem jener hohen Herren gesprochen, konnte ich vielleicht eine Unterredung mit Gottfried Kinkel, dem einst zum Tode verurteilten Revolutionär, den ich mehrmals dort fand, oder Georg Herwegh, dem nun mit Unrecht fast

verschollenen Freiheitsdichter und Agitator anknüpfen. Streng konservative Staatsmänner sah ich ebenso vor Genelli's und Feuerbach's Bildern in Betrachtung versunken, wie Oppositionsmitglieder der Kammer, welche am Sturz besagter Minister arbeiteten. Philosophen, die noch in Hegel'scher Phraseologie schwelgten und die Identität des Widerspruchs lehrten, setzten mir den „Begriff" dieses oder jenes Gemäldes auseinander, während vielleicht bald darauf ein Schopenhauerianer im Umherwandern durch die Galerie sich mir gegenüber in heftige Invektiven wider den „Charlatan" Hegel und die „faden, widerlich süßlichen Aesthetiker" ergoß. Daß ich das Vergnügen hatte, fast alle hervorragenden deutschen Künstler, von dem Altmeister Cornelius bis zu den Koryphäen der neuesten Schule, in meinen Räumen zu begrüßen, versteht sich von selbst. Vor allem fand eine wahre Pilgerfahrt der Verehrer Genelli's zu dessen Bildern statt, und ich habe oft gewünscht, daß der Meister hätte Zeuge sein können von der innigen Bewunderung, die sie ihm zollten.



Fünfundvierzigstes Kapitel.

Neue Reise nach Spanien und Portugal. — Napoleon III. in Biarritz. — Hof Isabella's II. in San Ildefonso. — Lissabon. — Cintra. — Wiedersehen von Andalusien. — Französische Lustschlösser.

Im Jahre 1865 lud mich der Großherzog von Mecklenburg ein, ihn bei beginnendem Herbste auf einer Reise nach Spanien und Portugal zu begleiten. Gern entsprach ich diesem Rufe des edlen Fürsten, der mir seit seiner Jugend so viel Zuneigung und Vertrauen bewiesen hat. Zuerst verweilte ich einige Zeit mit demselben zu Bagnères de Bigorre in den Pyrenäen — ein höchst anmutiger Aufenthalt, dessen Glanzpunkt die von uns häufig unternommenen Fahrten in das Campanerthal bildeten. Durch Jean Paul's wundervolle Schilderung hatte diese Oertlichkeit seit früh in zauberischem Licht vor meinem Geiste gestanden, so daß ich beim Betreten derselben die Besorgnis hegte, die Wirklichkeit werde dem Bilde, das ich in mir trug, nicht ganz entsprechen. Allein dem war nicht so; ich fand, daß Jean Paul, der nie dort gewesen, mit dem Auge des Dichters in einer Art von Hellseherei das herrliche Thal leibhaftig geschaut und den davon empfangenen Eindruck so lebendig, wie treu wiedergegeben hatte. Freilich ist seine Schilderung nicht die trockene eines Topographen; aber gerade dergleichen Beschreibungen, welche Stück für Stück die Bestandteile einer Landschaft aufzählen, sind für mich ganz wertlos. Sie geben nicht einmal von den äußeren Umrissen

einer Gegend ein Gesammtbild, noch viel weniger aber vermögen sie uns den höheren, seelischen Reiz zu vergegenwärtigen, mit welchem die Natur uns in schönen Gegenden umfängt. Letzteres aber haben nur Wenige so meisterhaft verstanden, wie unser Jean Paul. Auf einem Hügel oberhalb des Adour las ich angesichts der von den Riesen der Pyrenäen überragten Halden und grünenden Matten sein unvergleichliches Buch, und erst durch dasselbe wurde mir der Sinn für Schönheiten der Umgebung erschlossen, die mein profanes Auge bis dahin nicht entdeckt hatte. — Von Bagnères ging die Fahrt nach Pau, wo vor dem alten Schlosse der Herrscher von Béarn sich ein prächtiges Panorama der Pyrenäen ausbreitet, hinter dem mir selbst die Aussicht auf die Alpen von der Terrasse zu Bern zurück zu bleiben scheint. Biarritz fand ich im Lauf der fast dreißig Jahre, seit ich zuerst dort gewesen, wunderbar verwandelt. Damals ein einfaches Fischerdorf, hatte es sich in einen eleganten Badeort umgestaltet, und überall auf den Höhen und Klippen, die auf das schäumende Meer hinausschauten, prangten glänzende Gasthöfe und Landhäuser. Seitdem Napoleon III. und seine Gemahlin Eugenie den Ort zu ihrem Sommersitz gewählt hatten, war derselbe zum Sammelpunkt der eleganten Pariser Welt geworden, und ebenso strömten vornehme Spanier zahlreich dorthin, um einen huldvollen Blick ihrer kaiserlichen Landsmännin zu erhaschen. Der Großherzog wurde nach vorhergehender Meldung vom Kaiser zu einem Diner in die Villa Eugenie geladen und seine Begleiter mit ihm. Bei der Tafel ward mir der Platz neben dem noch im Knabenalter stehenden Prinzen Lulu angewiesen. Mit dem etwa Zehnjährigen konnte natürlich keine eigentliche Konversation geführt werden; doch richtete er von Zeit zu Zeit huldvolle Worte an mich, welche zeigten, wie zeitig er auf ein für einen Imperator geziemendes würdevolles und doch zugleich verbindliches Wesen dressirt worden war. Ich habe den damals

allgemein für den Thronerben Frankreichs angesehenen Prinzen später, als er so vielen französischen Königssöhnen in die Verbannung nachgefolgt war, in Florenz und etwa ein Jahr vor seinem unglücklichen Tode in Stockholm wiedergesehen. Um zu dem Diner zurückzukehren, so wandte sich die Kaiserin Eugenie, welche neben dem Großherzog saß, über Tafel mehrmals an mich, da sie gehört hatte, daß ich viel in Spanien gewesen wäre und auch ihre Mutter, die Gräfin Montijo, kenne. Sie sprach mit Entzücken von Granada, wo sie einen Teil ihrer Jugend verlebt, und schien sich zu freuen, als ich sagte, ich hielte Granada mit seiner Umgebung für den schönsten Punkt in Europa. Die Kaiserin, obschon nicht mehr in der ersten Blüte der Jahre stehend, zeigte doch noch Spuren von Reizen. Da ich letztere aber in überschwenglicher Weise hatte preisen hören, war ich dennoch gelinde enttäuscht. Wo wirklich hohe Schönheit vorhanden gewesen, da zeigt sich diese auch noch, wenn die Jugend vorüber, und ich meine, unter den Spanierinnen manche Frauen von schon vorgerücktem Alter gesehen zu haben, die schöner waren, als die gefeierte Eugenie. Für Kaiserinnen und Königinnen ist es eben leichter, in den Ruf außerordentlicher Schönheit zu kommen, als für andere Erdentöchter. Napoleon III. selbst, der nur durch seinen Sohn von mir getrennt saß, war auffallend schweigsam und in sich versunken. Man hätte glauben können, er brüte über einen neuen Staatsstreich. Nach Tische, als man sich in den Garten der Villa begab, schien er aufzutauen. Zuerst sah ich ihn, lange, lebhafte Gespräche führend, mit dem Großherzog umherwandern; später trat er plötzlich an mich, der ich mit den Herren seiner Umgebung redete, heran und gab das Zeichen, daß ich ihn auf einem Gange begleiten sollte. Ich war nicht so gewöhnt, mit Kaisern zu reden, daß ich mich einer gewissen Befangenheit hätte erwehren können, als ich mich so an der Seite des Mannes sah, der damals nahezu als der allmächtige Herrscher

von Europa betrachtet wurde. Meine Verlegenheit wich jedoch schnell, als er mit wirklicher Bonhommie das Wort nahm und zuerst, was freilich nur Höflichkeitsphrasen waren, mich zu überreden suchte, den Großherzog zu einem längeren Verweilen in Biarritz zu veranlassen, da es in dieser Jahreszeit keinen schöneren Aufenthalt gebe. Er fuhr dann fort: ihm selbst gefalle diese ländliche Zurückgezogenheit überaus, er sei hier weniger von Staatsangelegenheiten erdrückt und beschäftige sich in solcher Muße eifrig mit Lektüre, besonders von historischen Werken. So lese er nun die Geschichte Attila's von Thierry; diese interessire ihn sehr; aber es habe sich ihm während des Lesens der beängstigende Gedanke aufgedrängt, daß auch unsere ganze europäische Kultur durch einen neuen Einfall von Barbaren zu Grunde gehen könne. Ob ich das für möglich hielte? Ich erwiderte, jene Verheerungszüge der Hunnen und Gothen hätten sicher nicht stattfinden können, wenn das römische Reich in der späteren Kaiserzeit nicht heillos desorganisirt gewesen wäre. Gegenwärtig aber würden solche wilden Völkerstämme nichts gegen die militärische Macht vermögen, von welcher die europäischen Staaten umgeben seien. Napoleon erwiderte: „Da haben Sie freilich recht; zunächst haben wir keine Katastrophe zu befürchten; aber wird es möglich sein, auf die Dauer so bis an die Zähne bewaffnet dazustehen? werden die Völker die ihnen zu diesem Zwecke aufzubürdenden Lasten tragen können? Ach, es ist traurig, zu denken, daß die Zivilisation so durch Zerstörungswerkzeuge geschützt werden muß, daß wir Millionen, die weit besser verwendet werden könnten, für Mordinstrumente ausgeben müssen! — Und doch ist dies nötig, nicht nur zur Abwehr der neuen Hunnen, sondern auch wegen des Zwiespaltes, der Eifersucht und der nationalen Antipathien, die zwischen den verschiedenen Staaten und Völkern walten. Wenn *ein* Herrscher entwaffnen wollte, so würde sicher bald einer der anderen über ihn herfallen. Ich verabscheue

den Krieg von ganzem Herzen und muß mir leider doch sagen, daß wir noch sehr fern von einer Periode des ewigen Friedens sind." Als er dies gesprochen, trat ein Adjutant mit einer Meldung zu ihm heran, und so wurde das Gespräch abgebrochen. Ich war höchlich erstaunt über die Worte des Kaisers und konnte kaum glauben, daß sie aus dem Munde desselben Mannes gekommen, den Victor Hugo, in seinem „Napoléon le petit", als den nichtswürdigsten Tyrannen dem Hasse der Welt preisgegeben. Der Eindruck, den der Beherrscher von Frankreich in seiner Erscheinung wie in seinen Reden auf mich machte, war durchaus kein ungünstiger und keineswegs der eines finstern, tückischen Despoten. Das Bild des Letzteren hatte ich früher in dem König Ferdinand von Neapel gesehen; aber Napoleon stellte sich mir, soviel sich nach dem Gesichtsausdruck und den Worten urteilen läßt, als ein ganz Anderer dar. In der leidenschaftlichen Aufregung, welche fünf Jahre später durch den französisch-deutschen Krieg hervorgerufen wurde, trat dieser erste Eindruck völlig zurück, und ich hatte nur Haß und Abscheu für den Urheber des Krieges. Nachdem indes jene Erregung gewichen, hat sich bei mir nach einer ruhigeren Betrachtung die Ueberzeugung festgestellt, daß Napoleon III., ungleich seinem Oheim, kein eigentlich böser Charakter gewesen ist, sondern sich nur durch die Umstände zu seinen schlimmen Handlungen hat fortreißen lassen. Er litt von vornherein unter dem Fluche, ein Abenteurer zu sein, und hieraus unter Mitwirkung der Verhältnisse, deren nahezu willenloses Werkzeug er wurde, entsprangen die weiteren Konsequenzen seines Handelns. Nachdem er, wie sein Sohn und seine Gattin, die eine Hauptursache zu dem Kriege gegeben, von einem schweren Gerichte getroffen worden, ist in mir jener Haß gewichen, um so mehr, als der Untergang, ebenso wie die ganze Episode des zweiten Kaiserreichs in der Geschichte nicht als

ein großartiges Heldengedicht, sondern als eine Art von Satyrdrama fortleben wird.

Von der französischen Grenze aus entführte uns die Eisenbahn rasch in die rauhe Hochebene von Altcastilien, wo schon in den ersten Tagen des September sich der Herbst sehr bemerklich machte. Diese Gegend hat, wie ich das schon früher in vorgerückterer Jahreszeit empfunden, ein ganz nordisches Klima, und ich habe einmal in Burgos die Winterkälte stärker gefühlt, als in Berlin oder München. Wenn auch das Thermometer nicht so tief unter den Gefrierpunkt fällt, so macht doch der Mangel an jedem Wärmungsapparat in den Wohnungen den Aufenthalt daselbst während einiger Monate des Jahres fast unerträglich. In dieser, die Nerven stählenden Luft gedieh das Heroentum, durch das im Laufe der Jahrhunderte die christlichen Waffen ein muhammedanisches Reich nach dem andern den Arabern abrangen und endlich die ganze Halbinsel wieder dem Kreuze unterwarfen. In Burgos, das sich mit seinem gothischen Dom sehr stattlich ausnimmt, wie in der nahen Karthause von Miraflores, spricht Alles von diesen frühen Tagen der castilischen Monarchie, ebenso wie in Cordova, Sevilla und Granada — trotz der vielen Baudenkmale, die das Christentum dort gegründet hat, — noch der Geist des Islam zu wandeln scheint. Wenn durch die Gärten Andalusiens der Hauch der orientalischen Poesie weht, so schreiten durch die Städte Altcastiliens die geharnischten Gestalten der spanischen Ritterromanzen dahin. In beiden Fällen war die Wirklichkeit gewiß sehr verschieden von dem Bilde, welches unsere Phantasie sich von jenen Zeiten entwirft. Von der Farbenpracht, mit welcher dieselbe die Kultur der Araber ausstattet, wird im Licht der strengen historischen Wahrheit mancher Schimmer erbleichen. Noch mehr ist klar geworden, daß ein romantisches Rittertum, wie es die Cidromanzen schildern, niemals existirt hat. Der Held dieser Dichtungen

hat ein seltsames Schicksal gehabt. Nachdem die wandernden Sänger ihn als das Urbild eines tapfern, gottvertrauenden, ganz seiner heiligen Sache hingegebenen Ritters gefeiert, nachdem er auf den Bühnen Spaniens und hernach auch auf denen Frankreichs in gleichem Lichte dargestellt, und dies Gemälde noch durch die weichen, seine Liebe zu Ximene schildernden Pinselstriche verschönert worden war, ging der Skepticismus des vorigen Jahrhunderts so weit, zu behaupten, ein Don Rodrigo de Vivar habe niemals gelebt. Ein gelehrter Spanier, Masdeu, hat einen dicken Quartband in diesem Sinne geschrieben. Die Stellen der Chroniken, in welchen vom Cid die Rede war, wurden für spätere Einschiebsel erklärt, und der große Nationalheld der Spanier löste sich in ein Phantasiegeschöpf auf, ebenso wie Wilhelm Tell längst der Ehre entkleidet worden ist, leibhaftig auf der Erde gewandelt zu haben. Allein in Bezug auf den Cid fand vor etwa dreißig Jahren ein Umschlag statt. Aus arabischen Geschichtschreibern und durch Abdruck der Beweisstellen that Dozy unumstößlich dar, daß ein Don Rodrigo mit dem arabischen Beinamen „der Cid“ oder „der Herr“ wirklich vorhanden gewesen sei. Für die Bewunderer des spanischen Volkshelden war diese Entdeckung allerdings ein schwererer Schlag, als der frühere Beweis von dessen Nichtexistenz. Denn aus den arabischen Quellen geht hervor, daß der Cid ebensoviel, wenn nicht mehr in den Heeren der kleinen muhammedanischen Fürsten gekämpft hat, wie unter den Fahnen des Kreuzes. Wollen wir auch annehmen, daß die Anklage scheußlicher Grausamkeit und verräterischer Tücke, welche die moslimischen Historiker gegen Don Rodrigo, zum Teil von Glaubens- und Rassenhaß diktirt ist, so steht der Cid als historische Figur doch jetzt in einem Lichte da, das mit dem durch Romanze und Drama über ihn ausgegossenen verklärenden Schein in grellen Kontrast tritt. Indessen wenn die Geschichte ihr Recht hat, so hat die Poesie

ein gleiches, ja höheres; ich schätze die Entdeckungen jener, lasse mir jedoch den Morgenduft, den die Dichtkunst um Erscheinungen der Vergangenheit gewoben hat, durch sie nicht zerstören. Wie die Helden des Homer und Firdusi, so lebt für mich auch der Cid der Romanzen fort und fort, ohne Rücksicht darauf, ob er je eine menschliche Gestalt gehabt, oder wie er in dieser Gestalt beschaffen gewesen ist. Der Krieg der christlichen Spanier gegen die Moslimen, in welchem sein Schwert den Heeren Don Alonzos voranflammte, in denen noch seine Leiche auf dem Rosse Babieza Schrecken in den Reihen der Ungläubigen verbreitete, ist eine herrliche Epopöe, wenn auch diese weder im alten Gedicht, noch in den späteren Romanzen die volle kunstmäßige Ausbildung erlangt hat. Jene wandernden Sänger, die nicht lesen noch schreiben konnten, haben um die öden Ufer des Arlanza, um das kahle Plateau von Altcastilien mit seinen nun zerfallenden Burgen und dem nur noch halbaufragenden Gemäuer des Turms von Fuensaldaña einen Reiz gewoben, wie manche der blühendsten, mit tropischem Pflanzenwuchse prangenden Gegenden ihn entbehren. Für Den, der würdig ist, solche von der Sage und Dichtung geweihte Stätten zu betreten, ertönt in Burgos fort und fort das Saitenspiel Rodrigo's vor dem Balkongitter der Geliebten, wie die Totenklage der Tochter um den erschlagenen Vater, erschallen die gewundenen Gassen vom Waffenklirren der Ritter, die beim Geläut der Sturmglocke zum Kampf wider die Heere des Propheten ausziehen. Für ihn lodert am nächtlichen Himmel rote Flammenglut, und fernher hallt der Allahruf der Mauren, die über die Sierra hereingebrochen sind. Und der Cid, der wahre Unsterbliche der Dichtkunst, welcher jenen der Geschichte überlebt hat, jagt unter dem Siegesgeschrei seiner Krieger die Grimmen über die Grenze heim, die von Tag zu Tag mehr nach Süden zurückweicht.

Als wir über den Sierrapaß, der Alt- mit Neucastilien

verbindet, nach Madrid kamen, fanden wir hier, obgleich die Hauptstadt Spaniens die höchstgelegene Stadt in Europa ist, noch volle Sommerglut vor. Es war uns daher sehr willkommen, daß der Großherzog alsbald nach vorgängiger Meldung an das königliche Hoflager in San Ildefonso eingeladen wurde. Dieser Sommersitz der spanischen Könige liegt nämlich inmitten hoher Berge der Sierra von Guadarrama, und es herrscht daher dort, selbst in den heißesten Monaten, eine angenehme Frische, wie ich dies schon früher erprobt hatte. Die Ankunft bei der Königin Isabella gestaltete sich auf etwas bizarre Weise. An einer Station der Bahn, welche von Madrid nach dem Escurial führt, sollten, wie telegraphisch berichtet worden war, den Großherzog und seine Begleiter Hofequipagen aufnehmen, um sie von dort weiter zu führen. Durch ein Versehen waren aber die Hofwagen an eine entferntere Station gesandt worden, während wir dem Telegramm gemäß die Eisenbahn schon auf einer früheren verließen. Da sich nun hier die erwarteten Equipagen nicht vorfanden, mußte Rat geschafft werden, so gut es ging, und es blieb nichts übrig, als einen zu diesem Zweck gemieteten Omnibus zu besteigen. Als wir im Begriff waren, abzufahren, näherte sich eine Bäuerin, die ein Kind auf dem Arme trug, und bat flehentlich, ihr einen Platz in dem Fuhrwerke zu gönnen, da eine dringende Veranlassung sie sofort nach San Ildefonso rufe und ihr sonst kein Mittel zu Gebote stehe, um schnell dorthin zu gelangen. Der Großherzog mit seiner ungemeinen Leutseligkeit gewährte die Bitte; die Bäuerin mit ihrem Kinde nahm an der Thür des Omnibus Platz, und so ging es von dannen. Nach etwa einer Stunde, als es bereits zu dunkeln begann, näherten wir uns dem Ziele der Fahrt, nachdem schon vorher ein reitender Bote ein Schreiben des Hofmarschalls mit lebhaften Entschuldigungen über das vorgefallene Versehen überbracht hatte. Der Großherzog beabsichtigte, in einiger Entfernung von dem Lustschlosse

auszusteigen, um lieber zu Fuß als in einem solchen Aufzuge anzulangen. Allein plötzlich, als wir um eine Ecke gebogen, erschollen, von einem militärischen Musikcorps ausgeführt, die Klänge der marcha real, und ein langer Zug von königlichen Hofbeamten und Granden Spaniens in prächtigen Uniformen bewegte sich den Ankommenden entgegen. Dies Alles kam so rasch, daß sich nichts mehr ändern ließ. Als der Omnibus still hielt, und der mit Ordenssternen bedeckte Oberceremonienmeister sich an den Ausgang desselben hinstellte, um den hohen Gast im Namen der Königin mit feierlicher Anrede zu begrüßen, stieg die Bäuerin mit ihrem Kinde aus und empfing die erste Huldigung. — Königin Isabella und ihr Gemahl suchten ihrem nordischen Gast den Aufenthalt in San Ildefonso so angenehm wie möglich zu machen. Der Palast, obgleich er den Namen La Granja oder die Scheune führt, ist geräumig genug, um alle Regenten von Europa zu beherbergen, und die Prachtgemächer, die den Großherzog aufnahmen, boten wundervolle Blicke auf die umliegenden ausgedehnten Gärten und die hochaufragenden Gipfel der Sierra. Die Wasserkünste dieses Wonnesitzes sind die schönsten, die ich je gesehen, und wie die Fontainen ihre flüchtigen Strahlen hoch in die Lüfte sprühten, die Wasserstürze über die Marmorstufen rauschten, glaubte man, der Aether sei, in Tropfen gelöst, zur Erde herabgeronnen. Täglich wurden von der Königin Lustfahrten veranstaltet, darunter eine nach dem nicht sehr fernen Segovia, wo leider seit meiner früheren Anwesenheit der maurische Alcazar durch die Flammen zerstört worden war.

In La Granja traf ich die Witwe des ehemaligen Ministers Calderon de la Barca als Aya der Kinder Isabellens wieder. Ich verbrachte angenehme Stunden bei der hochgebildeten Frau und sah bei ihr den noch in den Knabenjahren stehenden Alfonso, der, nachdem seine Mutter Isabella vertrieben worden und Spanien einige Jahre hindurch einen italienischen Fürsten-

sohn zum Herrscher gehabt, den Thron bestiegen hat. Am königlichen Hoflager lernte ich auch den vielbesprochenen Marschall Serrano kennen, wie ich denn schon früher mit Narvaez, Prim und anderen berühmten Generalen und Staatsmännern in Berührung gekommen war. Ich kann nicht sagen, daß diese Bekanntschaften mein lebhaftes Interesse erregt hätten; habe ich doch immer die politischen Zustände in Spanien mit einem Gefühl von Unbehagen betrachtet! Man kann sicher den alten Despotismus der Philippe und die zugleich hassenswerte und verächtliche Tyrannei Ferdinand's VII. nicht zurückwünschen; aber auch der Konstitutionalismus hat sich auf spanischem Boden mehrenteils in einer Gestalt gezeigt, die nur wenig Sympathien für ihn erwecken kann. Die Namen Progressisten, Gemäßigte und wie sie noch weiter lauten, sind meist nur Devisen, die der Parteigeist auf die Fahnen schreibt, und unter welchen der persönliche Ehrgeiz sein Spiel treibt. Journalisten und Deputirte wählen das Programm, das sie und ihre Freunde am besten ans Staatsruder zu bringen vermag; das Wohl des Landes ist dabei Nebensache. Als ein noch schlimmeres Uebel erscheint es, daß auch die Generale, die vor Allem dem Souverain zur Aufrechthaltung der Ordnung dienen sollten, Politik machen und, wo ihre Ambition dadurch das Ziel erreichen kann, vor Umsturzplänen nicht zurückschrecken. Wie viele verschiedene Systeme habe ich, seit ich Spanien kenne, dort schon proklamirt gesehen: das liberale, das konservative, das demokratische, das gemäßigte! Aber unter ihnen allen, eben weil es ihren Vertretern kein Ernst damit war, wurde kaum etwas Anderes, als der Ruin des Landes gefördert. Die Spanier selbst erzählen oft Beispiele von Maßregeln, welche die Regierenden unter offenbarer Schädigung des Gemeinwohls, nur in ihrem eigenen Interesse treffen, und setzen dann achselzuckend hinzu, „Son cosas de España!" „Das kann nur in Spanien geschehen." Ich glaube

freilich, daß Aehnliches auch in anderen Ländern, zum Beispiel in Griechenland, vorkommt.

Ueber die westgothische Königsstadt Toledo, die in ihrer malerischen Erscheinung unvergleichlich ist, ward nun die Reise nach Portugal fortgesetzt. Da die Eisenbahn dorthin erst im Bau begriffen war, mußte der weite Weg durch Estremadura auf altspanische Weise in Wagen, die mit langen Zügen von Maultieren bespannt waren, zurückgelegt werden. Der Führer auf seinem hohen Sitze dirigirte die Fahrt, indem er die Tiere abwechselnd bei ihren, oft sehr romantisch klingenden Namen rief, die trägen fragte, ob sie denn gar keinen Ehrgeiz hätten, und wenn seine Ermahnung nichts fruchten wollte, mit Steinen nach ihnen warf. Ein junger Bursche, der bald mit der Peitsche in der Hand neben den Maultieren einherlief, bald auf den Wagen emporkletterte, unterstützte die Bemühungen des Mayoral. Noch brannte die Sonne glühend heiß über dem braunen, von der Sommerglut gedörrten Boden Estrema-duras, der sich wellenförmig unabsehbar hindehnte. Schaf-heerden mit ihren Hirten und hier und da verstreute elende Dörfer waren die einzige Abwechselung, die sich den Blicken bot. In Talavera de la Reyna wurde ein längerer Halt gemacht, weil der Großherzog das Feld der im Napoleonischen Kriege dort geschlagenen Schlacht sehen wollte. Während er mit seinen Adjutanten den Ritt dorthin machte und die Lokalität im Detail betrachtete, blieb ich in der kleinen Stadt zurück. Welch seltsames Gefühl der Abgeschiedenheit von der ganzen übrigen Welt befiel mich hier, wohin nur sehr selten ein Fremder kommt! Das Gasthaus war von der primitivsten Art, und die ganze Stadt hatte sich sicher nur wenig seit der Zeit verändert, da der Eroberer von Peru, Pizarro, als Schäferknabe die Heerde auf den Weiden seines heimatlichen Estremadura gehütet. Als der Großherzog Abends zurückkehrte waren in dem Wirtshause große Anstrengungen gemacht worden,

um ihm ein würdiges Nachtmahl vorzusetzen. Allein dieselben hatten kaum etwas anderes Genießbares hervorgebracht, als das Nationalgericht, welches jetzt gewöhnlich Puchero genannt wird, ehemals auch Olla hieß. Man kann immer noch von Glück sagen, wenn man ein solches, sehr schmackhaftes Ragout erhält; und das Ueble an vielen anderen Orten ist, daß die Gastwirte die Fremden durchaus nur mit französischer Küche, auf die sie sich gar nicht verstehen, bedienen zu dürfen glauben. In Merida sahen wir die Ruinen der altrömischen Stadt, die, obgleich nicht so berühmt, ausgedehnter und weit besser erhalten sind, als die von Sagunt und Numantia. Sodann ging es nach der malerisch auf einer Höhe gelegenen Grenzfestung Badajoz. Es war mir interessant, hierher zu kommen, wei Badajoz einst die Hauptstadt eines arabischen Königreichs unter der Dynastie der Aftasiden gewesen war. Ich dachte, daselbst Reste maurischer Architektur zu finden; allein alles, was ich zu erkunden vermochte, waren gestaltlose Steinhaufen, die kaum noch ein charakteristisches Zeichen der maurischen Baukunst trugen.

In Lissabon konnte der Besuch bei der portugiesischen Königsfamilie nur ein kurzer sein, da der König, mit einer Tochter Viktor Emanuel's vermählt, im Begriffe stand, sich nach Italien einzuschiffen. Nach vielen vorhergegangenen Stürmen erfreut sich Portugal jetzt einer lang entbehrten Ruhe — und scheint im Aufblühen begriffen zu sein. Der junge König selbst, ebenso wie sein noch lebender Vater, ein Prinz von Coburg, bemühen sich, wie dies allgemein anerkannt wird, eifrig für das Wohl des Landes, und es ist hoch zu rühmen, daß sich Beide in ihren Mußestunden noch literarischen Beschäftigungen hingeben. Sie haben die portugiesische Literatur mit Uebersetzungen deutscher und englischer Dichter bereichert. — Der Aufenthalt des Großherzogs in Lissabon währte nicht lange, aber genügte vollkommen für diese Stadt. Ich kenne keine

andere, die einen so melancholischen Eindruck auf mich machte. Ihre Lage ist prächtig; stattliche Gebäude mit üppigen Gärten und weiten Plätzen dazwischen breiten sich in fast endloser Reihe über die hügeligen Tajoufer hin; allein sie stehen über dem Grabe des alten Lissabon, das ein Erdbeben, wie die Welt kein furchtbareres gesehen, in die Tiefe hinabgeschlungen. Ihre Orangen- und Granatbäume blühen aus dem Verwesungsstaube einer ganzen Generation von Menschen, die drunten modert. Und wie die Hauptstadt des großen Emanuel, so ist — und schon lange vor jenem Erdbeben — auch sein altes Portugal versunken. Fast wie ein Traum will es uns jetzt bedünken, daß dies Land einst durch die gewaltigen Entdeckungsfahrten, die von seinen Küsten ausgingen, allen anderen vorangeleuchtet hat. Ich gebe mich jedoch dem Glauben hin, daß eine Epoche neuen Glanzes für Portugal in der Zukunft anbrechen werde. Durch seine in den atlantischen Ozean vorgeschobene Lage ist es berufen, in Handel und Schiffahrt, besonders in derjenigen nach Amerika, mit England zu wetteifern. Ja es scheint in dieser Beziehung durch den Umstand vor dem letztern noch bevorzugt zu sein, daß seine Küsten nicht von den Gefahren der Klippen und Stürme umdroht sind, welche an denen der britischen Insel alljährlich so viele tausende von Fahrzeugen scheitern lassen. — In der Nähe von Belem zeigt man einen uralten Orangenbaum, von welchem behauptet wird, er sei als der erste überhaupt nach Europa gekommen und von den Portugiesen aus Indien dorthin verpflanzt. Der Umstand, daß die süßen Orangen in Italien „Portogalli" genannt werden, scheint dieser Angabe zur Stütze zu dienen; doch weiß ich dieselbe nicht recht damit in Uebereinstimmung zu setzen, daß schon in den Schriften der spanischen Araber häufig nicht bloß, wie behauptet worden ist, von Limonen, sondern auch von Orangen (arabisch: Narendsch) die Rede ist. — Das herrliche Cintra mit seinem Feenschlosse

Penha begrüßte ich auf dieser Reise von neuem, und es regte sich in mir der Wunsch, den ich im vergangenen Jahre ausgeführt, dort nochmals einen Frühling zuzubringen. Wir machen meines Bedünkens noch viel zu wenig Gebrauch von den Reiseerleichterungen, welche uns das jetzt sich über ganz Europa hinziehende Eisenbahnnetz darbietet. Wie sind unsere Söhne, wie erst unsere Enkel zu beneiden, denen sich das weite Asien zu Ausflügen darbieten wird, die sie mit größerer Leichtigkeit ins Werk setzen können, als Goethe oder Stolberg ihre Reisen nach Italien!

Aus der Mündung des Tajo trug uns ein Dampfer nach Cadix. Leider ward uns hier die Kunde, die Cholera sei in sehr verheerender Weise in verschiedenen spanischen Städten, besonders in Sevilla, ausgebrochen, und auch in Cadix hätten sich Erkrankungsfälle gezeigt. Es trat daher die dringende Pflicht für die Begleiter des Großherzogs ein, demselben vorzuhalten, wie er sein für das Wohl des Landes unersetzliches Leben nicht in Gefahr bringen dürfe, und demgemäß ward in Sevilla nur ein etwa zwölf Stunden langer Halt gemacht. Wie in einem Rausch gingen die Wunder dieser Stadt an uns vorüber: die Straßen mit den Thürgittern ihrer Häuser, durch welche der Blick in ihre maurischen, mit Springbrunnen und Orangenbäumchen geschmückten Höfe streift, der aus grünenden Gartenanlagen aufragende goldene Turm am Guadalquivir, an welchem einst die Schätze der neuen Welt ausgeladen wurden, und die herrliche Kathedrale, die größte Kirche germanischen Stils, die je erbaut worden. Gegen Abend wurde die Giralda bestiegen, um von oben die Stadt zu überschauen. Der Anblick war jetzt nicht mit dem zu vergleichen, den sie im Frühling darbietet, wenn sie in einem Meer von üppigem Grün schwimmt. Die Felder umher erschienen öde, und die Bäume und Streicher der Gärten waren von einer Schicht grauen Staubes überdeckt. Allein

die von den Strahlen der untergehenden Sonne beschienenen Zinnen der Kathedrale, das Häusergewimmel der Stadt mit den vielen aus ihr aufragenden Türmen machten wie immer eine überraschende Wirkung. Es traf sich glücklich, daß wir nahezu Vollmond hatten, darum wurde der Besuch des Alcazar auf meinen Vorschlag bis zu späterer Abendstunde verschoben, weil sich seine Säle sowohl als Gärten bei Vollmondglanz am vorteilhaftesten zeigen. Dieser Alcazar, in seiner jetzigen Gestalt ein Bau Peter's des Grausamen, aber in einzelnen Teilen noch aus früherer arabischer Zeit herrührend, ist dasjenige Gebäude Spaniens, in welchem sich die Romantik seiner Geschichte und Poesie am meisten verkörpert hat. Die Alhambra ist als Architekturwerk und durch ihre Lage zwar unvergleichlich viel schöner; die Sagen und Dichtungen jedoch, welche sie umspielen, gehören einzig der Maurenzeit an. Der Alcazar Sevillas dagegen erinnert zugleich an die arabischen Herrscher, die in seinen Hallen und Höfen, an den plätschernden Springbrunnen seiner Gärten, im Kreise ihrer Dichter, ein üppig sinnliches und doch auch von geistigen Genüssen verschönertes Leben führten, sowie an die Tage Don Pedro's, der durch die dichtende Tradition fast zu einem Nationalhelden der Spanier geworden ist und durch seine Liebe zu Maria Padilla, den Zwist mit seinem Bruder Heinrich von Trastamare Stoff zu zahllosen Volksgesängen und Dramen gegeben hat. Etwas Schrecken und Blut gehört einmal zur Romantik, und so empfängt der Alcazar durch die in ihm begangenen Mordthaten und die in seinen Hallen wandelnden Schatten der Erschlagenen noch einen neuen Reiz, wenn auch unheimlicher Art. Von spanischen Geschichtschreibern und Dramatikern ist übrigens Don Pedro nicht sowohl als ein grausamer Despot, wie als ein strenger Rechtspfleger dargestellt worden, und wirklich scheint er, wenn er sich auch durch Handlungen nicht zu rechtfertigender Gewaltthätigkeit befleckte, Landvolk und

Bürger gegen den Uebermut des Adels geschützt zu haben. — Die Räume des Palastes sind geschickt in altem Stile restaurirt worden; allein bei Tage wirkt solche Stuccatur von gestern doch etwas störend. In der Nacht dagegen, wie die Schatten von Wand zu Wand, von Säule zu Säule glitten, wie ein magischer Dämmerschein die Hallen erfüllte und der Blick durch die Bogenfenster auf die in fast tropischem Pflanzenwuchs prangenden Gärten hinausschweifte, über die der Silberstrahl des Mondes hinzitterte, glaubten wir uns in die arabische Märchenwelt versetzt. Aber der Gedanke an den hier verübten Mord des Meisters von St. Jago, an die Leiden, die hier Pedro's unglückliche Gemahlin Blanca von Bourbon zu dulden hatte, ließ uns zugleich in dem bangen Gefühl, daß wir uns auf einer Schreckensstätte befänden, erschauern. — Da die Abreise erst in später Nachtstunde erfolgen sollte, besuchten wir noch die Alameda, die, sonst in den Sommernächten reich belebt, jetzt wegen der herrschenden Krankheit nahezu verlassen stand. Es war übrigens eine wundervolle Nacht, und die Luft schien uns so rein, daß sich kaum glauben ließ, sie trage den Ansteckungsstoff der Seuche in sich, die doch, wie wir hörten, arge Verheerungen in der Stadt anrichtete. Als wir uns eben zur Abfahrt anschickten, verriet der Großherzog plötzlich, daß er sich äußerst unwohl fühlte, und alle Anzeichen ließen fürchten, er sei von der Epidemie ergriffen worden. Der sogleich gerufene Arzt verordnete energische Mittel gegen die noch im Keime befindliche Krankheit, und diese hatten auch den Erfolg, daß die Reise, wenngleich anfänglich verschoben, am nächsten Tage fortgesetzt werden konnte. Immerhin war durch Vorsicht, wie durch ärztlichen Rat von nun an große Schonung des schnell Wiederhergestellten geboten, und die Anstrengung des Reitens und Umhergehens, die er sich sonst zugemutet hatte, mußte unterbleiben. In Cordova wurden viele Stunden in der Omajjadenmoschee verbracht, um dieses

wunderbare Bauwerk in allen seinen Teilen zu betrachten. Ich mußte, indem wir bald unter einem der Orangenbäume des weiten Vorhofs, bald auf den Stufen nächst dem Mihrab oder Allerheiligsten des muhammedanischen Gotteshauses saßen, den Abschnitt meines schon mehrfach erwähnten Buches vorlesen, welcher die Entstehungsgeschichte des Gebäudes und die Schilderung seines früheren Zustandes nach arabischen Schriftstellern enthält. So wurde ich durch wiederholte Betrachtung auf Einiges aufmerksam, was mir früher entgangen war, was ich aber in der zweiten Auflage nachgetragen habe. Wir fuhren noch nach dem Kloster San Francisco, wo einst ein Lustschloß Abdurrahman's, des ersten Omajjadenherrschers, gestanden, und wo er die erste Palme gepflanzt haben soll, die auf spanischem Boden gedieh. Die um dieses Kloster liegenden Gärten sind, wenn auch ganz verwildert, doch von einer Ueppigkeit, daß sich in uns die Vermutung regte, sie seien Reste eines Gartens, den hier Abdurrahman angelegt. Das Gedicht, welches derselbe an die erwähnte Palme richtete und in dem er, sehnsuchtsvoll seiner orientalischen Heimat gedenkend, sein Schicksal mit dem des Baumes vergleicht, der wie er ein Verbannter in dem westlichen Lande sei, liefert sicher eine schöne Probe der arabischen Poesie; dasselbe fand, als ich es vorlas, beim Großherzog so lebhaften Beifall, daß er die vier Strophen, nachdem er sie mehrmals wiederholt, im Gedächtnis behielt und sie mir viele Jahre später recitirte. — Es war der Plan gewesen, von hier aus zu Pferde nach Granada zu gehen; die Absicht mußte indes unter den obwaltenden Umständen aufgegeben werden. Wir begaben uns zunächst mit der Eisenbahn nach Malaga, weil von da eine Fahrstraße nach der Stadt des letzten Maurenkönigs führt. Allein kaum hatten wir Cordova verlassen, so zeigte sich, daß die allzu drastischen, von dem sevillanischen Arzte verordneten Mittel einen entzündlichen Zustand bei dem Großherzog hervorgerufen hatten.

In Malaga mußte er sich sogleich aufs Krankenlager betten und durfte von demselben, obgleich die ersten bedenklichen Symptome durch die Sorgfalt eines vorzüglichen deutschen Arztes bald gehoben wurden, sich tagelang nicht erheben. Malaga soll das mildeste Klima besitzen, dessen sich irgend eine europäische Stadt rühmen kann; daher wird es im Winter vielfach von Leidenden besucht. Auch gedeihen dort süd-amerikanische und indische Früchte, die sonst nirgends in unserem Weltteile reifen. Die vielen hochragenden Schlösser und Türme, welche diese Stadt zur Zeit der Araber besaß und die von den Letzteren als ihr Wahrzeichen angeführt werden, sind verschwunden, und die modernen Gebäude, die an ihre Stelle getreten, haben wenig Bemerkenswertes. Genußreich war dagegen der Besuch der hochgelegenen Ruinen der maurischen Veste Gibralfaro und einiger in der Umgegend befindlichen Villen und Gärten, zu denen deutsche Konsuln und Kaufleute den Großherzog, als er soweit wieder hergestellt war, einluden. Wenn Abends die sinkende Sonne Stadt, Hafen und Meer und rings die gelben Felsen mit ihrer tiefen Glut übergoß, war der Anblick ein entzückender. — Der Aufenthalt in Granada, wohin wir dann endlich nach langem, ungeduldigem Harren gelangten, bildete natürlich den Glanzpunkt dieser spanischen Reise. Dort wehten die frischen Lüfte der nahen Sierra Nevada, und in ihnen genas der Großherzog bald vollständig, so daß alle interessanten Plätze der Stadt und Umgegend wiederholt besucht werden konnten. Wir brachten halbe Tage in der Alhambra zu, während ihre Fontainen, die sonst nur bei Festen in Bewegung gesetzt werden, auf besondere Veranstaltung in allen Höfen und Sälen sprudelten und das alte Maurenschloß in seiner Herrlichkeit von neuem erstehen ließen. Ich entzifferte die Inschriften an den Wänden der Säle und an den Becken des Löwenbrunnens; und die arabischen Verse, in welchen die Schönheiten des

Gebäudes mit aller orientalischen Ueberschwenglichkeit gefeiert werden, versetzten uns in eine Art von Ekstase, wie sie die Architekten sicher hervorzurufen beabsichtigten, indem sie diesen Herrschersitz zu einem Abbild der Paradieseswonnen zu machen suchten. Die plätschernden Springbrunnen und die Gewässer, die sich von ihnen durch die Marmorrinnen der Höfe weiter ergießen, sind die im Koran verheißenen Bäche, an deren Rande die Seligen ruhen sollten; nur den Fürsten, den Statthaltern des Propheten, war es vorbehalten, schon auf Erden solche Seligkeiten zu genießen.

Wenn wir uns an diesen Herrlichkeiten einigermaßen ersättigt hatten — denn auch das Schönste kann nicht ununterbrochen genossen werden — las ich außer den von mir nachgebildeten Gesängen der arabischen Dichter auch die anziehendsten Kapitel aus der Geschichte der Bürgerkriege von Granada mit den eingefügten Romanzen vor. Die in diesem alten Buche erzählten Begebenheiten gehören mehr der Sage und Poesie, als der wirklichen Historie an. Der Verrat der Zegris, die gegen die Sultanin geschleuderte Anklage des Treubruchs und der Mord der Abencerragen sind Ereignisse, von denen sehr zweifelhaft ist, ob sie je in der berichteten Weise stattgefunden haben; aber sie sind mit der ganzen Oertlichkeit von Granada, mit bestimmten Räumen der Alhambra verwachsen und leben in Aller Munde. Daher hätte ich es für kein Verdienst gehalten, sie durch eine scharfe Kritik als bloße Volkstraditionen oder gar als Erfindungen des Romanschriftstellers darzustellen. Bei den roten Flecken in den Brunnenbecken des einen Saales wäre es mir als Lästerung erschienen, wenn ich angeführt hätte, Chemiker behaupteten, nur Eisenoxyd gebe dem Marmor jene Farbe, welche die Volksmeinung für Reste des Bluts der Abencerragen hält. Auch die weitere Geschichte des Untergangs von Granada und der Kämpfe des christlichen Heeres in der Vega suchte ich in

dem romantischen Glanze heraufzubeschwören, der sie umstrahlt: den Tod des Albayaldos an der durch die vielen Zweikämpfe zwischen Mauren und Christen berühmten Fichtenquelle und die fabelhafte Heldenthat des Hernan Perez de Pulgar, der bis mitten in die feindliche Hauptstadt vordrang und ein Banner mit dem Ave Maria über dem Hauptthor der großen Moschee aufpflanzte. Wir blickten oft vom Turm der Vela hinab und glaubten, unten Thal und Hügel sich mit Schlachtgewühl, blinkenden Schwertern und Ataghanen, Fahnen des Propheten und Kreuzespanieren erfüllen zu sehen. Die Hauptlokalitäten, die in dieser Geschichte eine Rolle spielen, wurden besucht; so Santa Fe, wo das Lager von Ferdinand und Isabella stand, und der Hügel, welcher noch unter dem Namen „der letzte Seufzer des Mauren" bekannt ist, weil von dort König Boabdil auf dem Wege in sein afrikanisches Exil den letzten Abschiedsblick auf sein verlorenes Granada warf. Der Reiz des Aufenthaltes dieser unvergleichlichen Stadt ward für uns noch dadurch erhöht, daß zu Ende des September starke Regengüsse eingetreten waren, wodurch die sonnverbrannten Fluren und Bergabhänge sich wieder mit frischem Grün geschmückt hatten, und daß nun ein tiefblauer Herbsthimmel über der Landschaft hing. Wir konnten uns an den Blicken aus den Gärten des Generalife, von der Höhe des nun zertrümmerten Palastes der Alijaren, an den Spaziergängen auf der herrlichen Alameda längs des Genil nicht ersättigen, und als die Scheidestunde schlug, verließen Alle mit schmerzlichem Gefühl diese zauberhafte Oertlichkeit. Vielleicht wäre mir der Abschied von ihr nicht so schwer geworden wie den Anderen, wenn ich hätte ahnen können, daß ich dieselbe später noch zweimal wiedersehen sollte. Die Rückreise erfolgte nun in großer Eile, und das war wohlgethan; denn nach Granada konnte doch kein anderer Punkt mehr bedeutende Eindrücke machen.

Nachdem die französische Grenze überschritten war, wurde

ein Tag lang in Bordeaux Ruhe gehalten. Die Hauptmerkwürdigkeit hier waren die großen, von Wein strotzenden Keller, zu deren Besichtigung einige der angesehensten Kaufleute der Stadt einluden. Es war eine schwere Aufgabe, allen Anforderungen zu genügen, die bei der Wanderung durch diese weiten Gewölbe an uns gestellt wurden. Denn schon das flüchtige Kosten von den verschiedenen Sorten Chateau d'Yquem, Haut-Barsac, Chateau la Rose, und wie die köstlichen Rebensäfte weiter heißen mögen, drohte die Sinne zu benebeln. — Wirklich interessant waren die Ausflüge, die wir noch nach verschiedenen französischen Lustschlössern unternahmen, wie nach dem von Chenanzot, wo Maria Stuart während ihrer Vermählung mit Franz II. längere Zeit geweilt und wo sich noch ein altes Klavier befindet, auf dem die unglückliche Königin gespielt haben soll; ferner nach Chambord, einem mächtigen, höchst malerischen Gebäude, das dem großherzoglichen Schlosse in Schwerin zum Vorbild gedient hat. In Amboise sahen wir das erst neuerdings entdeckte Grab des Leonardo da Vinci, der dort gestorben; im Schlosse zu Blois das Gemach, worin der Herzog von Guise unter den Schwertstreichen seiner Mörder fiel. So pittoresk diese alten Wohnsitze der französischen Könige auch sind, der Blutgeruch, der sie erfüllt, die Erinnerung an die Schrecken der Religionskriege und an alle dort verübten Greuel macht es doch unmöglich, sie anders als mit einem Gefühl des Entsetzens zu durchwandeln; aber wie wenig alte Schlösser gibt es, deren Anblick nicht ähnliche Empfindungen erregt?



Sechsundvierzigstes Kapitel.

Deutsch-französischer Krieg. — Besuch der wiedergewonnenen Reichslande.

Nicht lange, nachdem ich von dieser genußreichen Reise zurückgekehrt war, brach der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich aus. Ich konnte den Erfolg der preußischen Waffen in demselben nicht mit ungeteilter Freude begrüßen; denn ich sah in deren Siegen zunächst nur eine Vergrößerung Preußens, für die ich nicht viele Sympathien hatte. Wie ganz anders gestaltete sich das, als im Jahre 1870 die französische Kriegserklärung erfolgte und nun ein mächtiges deutsches Gefühl durch alle Lande ging, das selbst die verstocktesten Partikularisten zum Schweigen brachte, und als sich bald herausstellte, daß Preußen, die Größe des Momentes erkennend, das eine Ziel, die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, ins Auge faßte. Schon da noch die Lüfte in leisen Wallungen dem ausbrechenden Sturme voranbebten, fühlte ich, daß das größte Jahr der neueren Geschichte gekommen sei, und alle die lange halb begraben gewesenen Hoffnungen meiner Jugend, ich würde noch die Herstellung deutscher Einheit erleben, erwachten von neuem in mir. Glücklich schätze ich mich, zu den Ersten gehört zu haben, welche die Gewißheit erhielten, daß ganz Deutschland in dem großen Kampfe zu Preußen stehen würde. Nachdem Frankreich den Krieg erklärt hatte, herrschte anfänglich Ungewißheit, welche Haltung Bayern einnehmen werde. Da teilte mir eines Nachmittags, noch ehe diese Kunde

weiter verbreitet war, der General von der Tann, dem in inniger Freundschaft verbunden gewesen zu sein ich stolz bin, den hochherzigen Entschluß König Ludwig's II. mit, der soeben den Befehl zur Mobilmachung des bayerischen Heeres unterzeichnet hatte. Hiemit war zweifellos geworden, daß auch die übrigen Staaten an Patriotismus nicht zurückbleiben könnten. Trotzdem folgten noch bange Tage; eine dumpfe Schwüle, wie vor einem Erdbeben, lag über Deutschland; man wußte nicht, welche furchtbaren Katastrophen zunächst bevorständen. Denn die Vorstellung von der erstaunlichen militärischen Macht Frankreichs war so vorherrschend, daß man allgemein, wenn man auch schließlich den Sieg erhoffte, sich im Beginne auf Niederlagen gefaßt machte. Die übertriebenen Berichte von der furchtbaren Zerstörungskraft der Mitrailleusen, von der unwiderstehlichen Wut der afrikanischen Horden, welche Frankreich, das sich doch rühmte, der Vorkämpfer der Zivilisation zu sein, ungescheut in den Krieg führte, trugen viel dazu bei, solchen Befürchtungen Eingang zu verschaffen. Wurde doch bei dem komödienhaften Einzuge Napoleon's in Saarbrücken von vielen Zeitungen sogleich die unvergleichliche Ueberlegenheit der französischen Waffen ausposaunt. Als dann die Nachricht von der Einnahme von Weißenburg und der Schlacht von Wörth folgte, war ein Alp von jeder Brust hinweggenommen. Noch jetzt, wenn mich hie und da ein Gedanke an trübe Ereignisse meines Lebens beschleichen will, vermag ich die Trauer zu verscheuchen und in lautere Freude zu verwandeln, so oft ich an den Jubel denke, der bei der Botschaft jener ersten deutschen Siege meine Seele erfüllte. Von nun an wich die Niedergeschlagenheit; und ich mußte alle meine Besonnenheit aufbieten, daß die fast täglich aufeinander folgenden großen Kunden meinen Geist nicht in einen Taumel versetzten, aus dem ich doch leicht noch wieder geweckt werden konnte. Die ersten Aeußerungen der Berliner Offiziösen, aus denen ich

schließen zu dürfen glaubte, der leitende Staatsmann beabsichtige wirklich, die dem Reiche geraubten Provinzen wieder mit Deutschland zu vereinigen, übertrafen Alles, was ich noch zu hoffen gewagt hatte. Um zu begreifen, welche Empfindungen mich, und sicher viele Andere, bei dieser Aussicht bewegten, muß man wissen, daß die Jugend nach den Befreiungskriegen von ihren Lehrern, die am Wartburgfeste teilgenommen hatten, mit bitterer Empfindung der Enttäuschungen aller patriotischen Hoffnungen genährt worden war. Neben der Ohnmacht und Zerstückelung des Vaterlandes, welche dem deutschen Volk als Lohn für seine Anstrengung geboten worden, erschien es auch als schmachvoll und empörend, daß die Sieger nicht Elsaß und Lothringen zurückgefordert hatten. Um nicht ungerecht zu sein, muß ich hervorheben, daß die preußischen Staatsmänner Hardenberg und Wilhelm von Humboldt die Rückgabe dieser alten Bestandteile des Deutschen Reichs ernstlich gewollt hatten, daß diese aber durch Rußland, welches sich seit jener Zeit halb und halb das Recht einer Oberherrschaft über Deutschland zugeschrieben, vereitelt worden war. Schon seit meiner Knabenzeit hatte ich den Stachel des Unmuts hierüber in meiner Brust gefühlt; aber auch während der Bewegungen des Jahres 1848 waren meine Hoffnungen nie so hoch gestiegen, daß ich ernstlich an eine Realisirung dessen, was auf dem Wiener Kongreß versäumt worden war, geglaubt hätte. Man denke sich nun, wie hoch mein Herz klopfte, wie nahezu ein Schwindel der Freude mich erfaßte, als sich mehr und mehr in mir die Ueberzeugung befestigte, Deutschland werde jetzt zum mindesten die alte Reichsstadt Straßburg wieder gewinnen. Gegen Ende des August kamen dann noch einmal bange Tage; durch die glorreiche Schlacht von Sedan jedoch wurden plötzlich auch die kühnsten Erwartungen übertroffen; ja der dort errungene Sieg erschien so traumhaft, daß es erst der Zeit bedurfte, bis man an seine volle Wahrheit glauben konnte. Von nun an

hielt ich für sicher, Deutschland werde diesmal nicht von neuem um die Früchte seiner Siege betrogen werden. Ich wußte, daß König Wilhelm und sein oberster Berater Männer von lebendigem Gefühl für die deutsche Nationalehre waren, und daß sie dem Auslande keinen Einfluß bei der Entscheidung gestatten würden, die sie allein zu treffen hatten. Im nächsten Winter folgten noch manche Wechselfälle, und damals wie nach der Einnahme von Paris, als es sich in Versailles darum handelte, die Form für die Neugestaltung Deutschlands endgiltig festzustellen, hegten Viele ernste Befürchtungen; ich jedoch gab mich keinen solchen mehr hin. Denn ich wußte, daß auch diejenigen Staaten, welche alten Traditionen zu liebe ungern auch nur einen Teil ihrer Selbständigkeit aufgaben, doch der zwingenden Gewalt der Umstände und jenem mächtigen Hauche von oben her, der in großen Momenten weht, nicht würden widerstehen können. Und als nun das deutsche Kaiserreich in der Gestalt, die ich als die allein mögliche betrachtete, errichtet wurde, erschien mir dies als der Höhepunkt meines Daseins. Hätte ich sonst auch nichts als Unglück und Trübsal erfahren — der Eine Augenblick, wo ich die Einheit Deutschlands verwirklicht sah, würde die Wagschale der Leiden hoch emporgeschnellt haben, und ich hätte mir gesagt, Derjenige, der dies erlebt, könne sich glücklich schätzen, geboren worden zu sein.

Bald nachdem der Friede geschlossen worden, trieb es mich, die wiedergewonnenen Reichslande zu begrüßen. Welche Gefühle, als ich den Boden betrat, auf dem ich früher nur mit der drückenden Empfindung des Unwillens über die Erniedrigung Deutschlands gewandelt. Der trübe Nebel, der so lange über ihm gelagert, schien mir nun verscheucht; und wenn ich mir sonst nur mit Beschämung gestanden, ich sei ein Deutscher, hob sich jetzt meine Brust höher bei dem Bewußtsein, dieser Nation anzugehören. Zuerst besichtigte ich die Schlachtfelder bei Metz, „wo der Deutsche in noch weit höherem

Maße, als ehemals bei Aspern seine Kraft verbürgte", dann die von Weißenburg und Wörth, und machte zuletzt einen Aufenthalt in Straßburg, um gleichsam auch für mich diese Stadt, die meine Gedanken so viel umkreist hatten, in Besitz zu nehmen. So oft ich in den Münster ging, erinnerte ich mich, wie ich einst in früher Jugend in ihm gestanden und aus tiefstem Herzen ein Gebet zum Himmel gerichtet hatte, daß der Bau des Erwin von Steinbach und die Stadt, in welcher er steht, wieder ein Eigentum Deutschlands werde, dem sie so schmachvoll entrissen worden. Und wie ich mir nun sagte, dasjenige, um was ich damals gefleht, sei herrlicher erfüllt worden, als ich je im kühnsten Traume zu hoffen gewagt, zog ein Entzücken in meine Brust ein, um das die Seligen mich hätten beneiden können.

Seitdem stehen die Jahre 1870 und 1871 wie leuchtende Sterne in meiner Erinnerung, und ihr Glanz wird auch den Rest meines Lebens erhellen. Freilich manche der Hoffnungen, die ich an die gewaltigen Siege geknüpft, haben sich bisher nicht verwirklicht. Wenn das deutsche Volk sich im Kriege groß gezeigt hat, so ist es im Frieden bisher weit hinter dem zurückgeblieben, was man von ihm erwarten durfte. Politische Macht, eine achtunggebietende Stellung im Rate der Völker, wie wir sie so lange entbehrt und wie wir sie jetzt endlich errungen haben, sind ein unschätzbares Gut. Aber die höchste Blüte einer Nation entfaltet sich erst auf dem Gebiete des Geistes. Wie jedoch ist die unsere hinter der englischen zurückgeblieben, als sie nach dem Untergange der Armada unter der Regierung der Elisabeth in dem hohen Schwunge, der sie emportrug, und in Wechselwirkung von Dichtern und Publikum auf dem Gebiete des Dramas so Unvergängliches leistete! Wie selbst hinter den Spaniern, die nach der Entdeckung von Amerika und der Ausdehnung der spanischen Monarchie über die halbe Erde zwei Jahrhunderte hindurch Herrliches in Poesie

und Kunst hervorbrachten! Aber welche Schamröte muß uns erst ins Gesicht steigen, wenn wir denken, wie unendlich der Sieg von Sedan in dieser Hinsicht von der Schlacht von Salamis überflügelt worden ist! Die Hellenen glaubten mit den Thaten des Schwertes erst das Kleinste vollbracht zu haben. Durch Tempel, die sich auf allen Felshöhen erhoben, durch Statuen der Götter, in denen die Unsterblichen sich in idealer Schönheit verkörperten, in Hymnen der Dichter, im Wettkampf der Tragöden, und durch das unauslöschliche Gelächter, mit dem die Komiker alles Gemeine verfolgten, gaben sie erst ihren Siegen die höhere Weihe. Nur Völker, die Aehnliches von sich rühmen können, bleiben ehrenvoll in der Geschichte bestehen; auch wenn sie, dem Gesetz alles Irdischen gehorchend, untergehen, leben sie im Gedächtnis der Nachwelt fort und werden noch von den spätesten Geschlechtern gefeiert. Ja, die großen Werke ihrer Künstler und Dichter verleihen ihnen eine Unvergänglichkeit, so daß sie, selbst wenn sie zeitweise vom Schauplatz der Geschichte abgetreten sind, sich nach Jahrhunderten wieder aus der Gruft erheben. So hat die Welt sich nicht damit zufrieden gegeben, daß das Vaterland Dante's und Petrarca's, Rafael's und Michel Angelo's immer im Grabe liege; wir haben es aus langem Tode erstehen sehen. So sind es auch die Werke unserer großen Dichter, an denen sich unser Nationalgefühl entflammt hat, und die sicher ebensoviel für die endlich errungene Einheit gewirkt haben, wie die Waffen unserer Krieger. Aber wenn nun dieses mit so vielem Jubel begrüßte Deutsche Reich geistig in Zustände zurücksinken sollte, wie sie nur den verkommensten Perioden der Geschichte eigen gewesen, so würde es trotz seiner politischen Macht bald zum Hohn und Spott des Auslandes werden, wieder in sich zusammenbrechen und unbetrauert zu Grabe gehen. Denn Kunst und Poesie sind jenes heilige Centralfeuer, das den Staaten erst wahre Lebenskraft gibt; wo es fehlt, da erstarren sie und fallen

schnell der Vergessenheit anheim. Wie aber steht es in dieser Hinsicht gegenwärtig in unserem Deutschland? Wahrlich so, daß man sich in die Periode der früheren Zerrissenheit als in ein goldenes Zeitalter zurücksehnen muß. Nicht daß es an Männern von Begabung und begeistertem Streben fehlte, auch nicht, daß man die Regierungen anklagen könnte, sie seien daran schuld, wenn Dichtung und Kunst nur mühsam ein kümmerliches Dasein fristen; die Ursache davon liegt im deutschen Publikum, in Denjenigen, deren wichtigste Aufgabe es wäre, seinen Geschmack zu bilden, das Ringen der Künstler und Dichter nach den höchsten Zielen zu befeuern und ihnen einen fruchtbaren Boden zu bereiten. In der Kunst wird das Prinzip der Natürlichkeit, die Nachahmung der gemeinen Wirklichkeit gepredigt und nur zu allgemein befolgt, während doch jeder Unterrichtete weiß, daß die wahre Kunst zu Ende war, als ein Caravaggio, ein Ribera dieses Prinzip auf ihre Fahne schrieben. Noch trostloser sieht es auf dem Gebiete der Poesie aus, und ich muß hier ein Faktum hervorheben, so unerhört, so empörend, daß es mir unfaßlich ist, wie es als eine Abnormität nicht allgemein erkannt wird. Wenn in Griechenland nach den Perserkriegen eine allgemeine Begeisterung das Volk erfaßte, wenn die Hellenen sich jugendkräftig zur Lösung der höchsten Aufgaben, zur Schöpfung der größten Werke anschickten und nach Erringung ihrer Unabhängigkeit sich dazu besonders berufen und befähigt glaubten, wird bei uns jetzt mit Wohlgefallen behauptet und vielfach wiederholt, das gegenwärtig lebende Geschlecht der Deutschen bestehe aus Epigonen, aus einer Art von geistigen Cretins, die nichts Bedeutendes mehr in der Dichtkunst hervorbringen könnten. Und das geschieht in demselben Augenblicke, wo wir, um uns der nach langen Kämpfen endlich gewonnenen nationalen Einheit nicht ganz unwürdig zu zeigen, alle unsere Kräfte anspannen sollten, um auf diesem Gebiete sämmtliche früheren Perioden der deutschen

Geschichte zu überflügeln! Ob in den letzten Dezennien etwas Ausgezeichnetes in der Poesie geleistet worden ist, darüber steht der Gegenwart kein Urteil zu. Wenn jedoch Solches der Fall, so haben diese Leistungen, über deren Wert erst die Zukunft entscheiden wird, eben wegen jener abgeschmackten Behauptungen nur unter schwerem Ringen mit der Ungunst der Verhältnisse ins Leben treten können, während viele Talente durch die Teilnahmlosigkeit des Publikums schon im Keim erstickt worden sind. Wie solche Theorien überhaupt jemals haben aufgestellt und von Anderen, als völlig Unwissenden adoptirt werden können, erscheint unerklärlich. Man macht dem deutschen Volke das schlechteste Kompliment und setzt es auf die unterste Stufe, wenn man behauptet, mit etwa zwei großen Dichtern, die es hervorgebracht, habe sich seine Kraft erschöpft und mit ihnen sei die Glanzperiode seiner Poesie abgeschlossen. Ob letzteres bei einer Nation der Fall, kann unzweifelhaft erst immer eine weit spätere Zeit übersehen. Nachdem die großen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts in Spanien gestorben waren, durfte mit demselben Rechte, wie das heute in Deutschland geschieht, dort behauptet werden, es sei mit der Poesie zu Ende. Da aber erhob sich Calderon mit seinen Zeitgenossen auf den Schultern seiner Vorgänger, um das Drama zu noch höherer Vollendung zu führen. Auch in Italien war die Glanzepoche keineswegs mit Dante, Petrarca und Boccaccio abgeschlossen; höchstens trat nach dem Letzteren eine kleine Pause ein. Allein bald darauf ermannte sich mit Bojardo die Produktionskraft aufs neue. In England konnte man nach Shakespeare, Spenser, Fletcher und so weiter auch behaupten, nun werde dort nichts mehr von Belang gedichtet werden. Schon war jedoch Milton geboren, der auf einem andern Gebiete gleich Großes leistete, wie Jene auf dem ihrigen. Indessen, wäre auch von den deutschen Dichtern neuerer Zeit nichts wahrhaft Wertvolles geschaffen worden, so würde es doch ein

Schimpf, wie ihn sich noch kein Volk hat gefallen lassen, sein, daß Schwächlinge, im Gefühle ihrer eigenen Impotenz, der ganzen Nation die Behauptung ins Gesicht schleudern, in ihren Lenden sei die Zeugungskraft versiegt. Diese von Mund zu Mund gehende Aufstellung übt denn die Wirkung, daß die Lesewelt höchstens noch mit mitleidigem Lächeln und in der, im voraus feststehenden Meinung, das Produkt sei wertlos, ein neueres Dichtwerk in die Hand nimmt, daß sie hingegen alles, was aus der früheren Periode herrührt, worunter sich doch auch vieles Geringfügige befindet, auf Hörensagen in überschwänglicher Bewunderung verehrt. Zugleich geschieht Solches in offenem Hohn und in Mißachtung gegen unsere mit scheinheiliger Miene gepriesenen großen Dichter. Denn Goethe und Schiller maßten sich nie ein Privilegium an, die Poesie für sich gepachtet zu haben, förderten vielmehr jedes tüchtige Streben und machten die weitere Fortbildung der Literatur zu einer ihrer wichtigsten Herzensangelegenheiten.

Doch wie niederschlagend auch solche Wahrnehmungen sind, ich hoffe, es werde eine Stagnation des geistigen Lebens in Deutschland, wie sie sich in manchen Zeichen anzukündigen scheint, nicht eintreten. Daß der gute Genius, der unser Volk durch die traurigsten Zeiten hindurch geleitet und endlich aus fast verzweifelten Zuständen emporgerissen hat, auch jetzt noch bei ihm weilt, geht aus der so höchst erfreulichen, sich immer enger gestaltenden Verbindung zwischen dem Deutschen Reiche, Oesterreich und Italien hervor, in welcher die sicherste Bürgschaft für das Gedeihen der drei Länder, wie für den Weltfrieden liegt. Und dieser gute Geist wird auch nicht zulassen, daß die deutsche Nation sogleich nach ihrer glorreichen politischen Erhebung in geistigen Verfall gerate.



Siebenundvierzigstes Kapitel.

Literarische Produktion.

Wieder um einige Jahre über den Ausbruch des großen Krieges hinaufsteigend, erwähne ich, daß ich mich zuerst 1866 entschloß, mit poetischen Erzeugnissen vor die Oeffentlichkeit zu treten. Von Jugend auf hatte ich, einem innern unbezwinglichen Drange gehorchend, produzirt, und zwar auf lyrischem sowohl, als epischem und dramatischem Gebiete. Vieles und das Meiste aus der ersten Zeit, ja noch aus späteren Jahren, wurde verbrannt, Einiges dagegen, was mir nicht ganz wertlos schien, aufbewahrt und teilweise umgearbeitet. Dazwischen entstanden dann fort und fort neue Dichtungen, bei denen ich zunächst nur einem Antrieb meiner Seele folgte, und die ich mehrenteils sogar meinen intimsten Freunden nicht zeigte. Nachdem ich mit meinen Nachbildungen großer Geisteswerke fremder Völker und mit meinen literarhistorischen Arbeiten aufgetreten war, wurde mir der Entschluß immer schwerer, eigene dichterische Leistungen erscheinen zu lassen. Einmal mußte ich mich für überzeugt halten, die heutige Generation besitze überhaupt wenig Empfänglichkeit für Poesie. Wäre eine solche auch nur annäherungsweise in dem Maße, wie zu Ende des vorigen Jahrhunderts vorhanden gewesen — dachte ich mir — so hätte Firdusi, der bis dahin in Deutschland ganz unbekannt geblieben, nachdem ich ihn für Jeden verständlich und genießbar gemacht, einen allgemeinen

Enthusiasmus hervorrufen müssen. Statt dessen hatte sich meine Nachbildung nur in sehr engen Kreisen verbreitet. Weiter sagte ich mir, wenn auch meine poetischen Versuche Beifall fänden, so könne mich das unmöglich sehr freuen, da ja gerade die wertlosesten Produkte mehrenteils bei unserem Publikum die beliebtesten seien. So stellte sich bei mir nach und nach die Absicht fest, Originaldichtungen bei meinen Lebzeiten nicht herauszugeben, sondern erst durch eine posthume Publikation derselben an die Nachwelt zu appelliren. Nur auf äußerliche Veranlassung war ich diesem Grundsatze untreu geworden, indem ich in einigen Musenalmanachen von O. F. Gruppe und sodann in dem Münchener Dichterbuch von Geibel verschiedene Lyrica drucken ließ. Als hiedurch meine Scheu vor der Oeffentlichkeit einigermaßen gemindert war, wurde ich mir auch der Abnormität meines früheren Verfahrens bewußt und erinnerte mich, wie wohl kein Dichter oder Künstler freiwillig seine Werke vor der Mitwelt verborgen gehalten habe, wie auch diejenigen unter ihnen, denen Ruhmbegierde, wie Gewinnsucht ganz fern gelegen, doch das Verlangen gehegt, den Eindruck kennen zu lernen, den ihre Schöpfungen auf Andere ausübten. So erwachte in mir mächtig der bisher gewaltsam zurückgedrängte Wunsch, Zeuge sein zu dürfen, daß die Gebilde meiner Phantasie, die Ergüsse meines Gefühls in den Seelen meiner Zeitgenossen Anklang fänden. Ich ließ daher meinen früheren Entschluß fallen und gab im Herbste 1866 eine Sammlung meiner Gedichte heraus, welcher sich dann bis heute eine Reihe poetischer Produkte angeschlossen hat, die zum Teil weit früher entstanden sind. Ich habe nie bereut, diesen Schritt gethan zu haben; denn wenn auch die Verbreitung meiner Werke zunächst nur eine beschränkte blieb, so wurden mir doch häufig sehr erfreuliche Kundgebungen, wonach dieselben von Personen, auf deren Beifall ich besonderes Gewicht legen mußte, mit lebhafter Teilnahme aufgenommen worden waren.

Ich selbst habe bei der Beurteilung fremder Werke immer mein Augenmerk vor Allem darauf gerichtet, ob sie wesenliche Vorzüge hatten. Diese Vorzüge entschieden für mich ihren Wert. Da es im ganzen Gebiet der Literatur nichts Fehlerloses gibt, wußte ich vorher, daß sie auch Mängel hätten; aber diese kamen für mich erst in zweiter Linie in Betracht. Schönheiten, wie die Mittelmäßigkeit sie nicht hervorzubringen vermag, weisen in meinen Augen einer Dichtung einen hervorragenden Rang an. Sind die Gebrechen derselben bedeutend, so thun sie dem Werte des Ganzen wohl Eintrag, heben ihn jedoch nicht auf. Offenbar ist nun dies auch das Prinzip, welches die Schätzung poetischer Werke früherer Zeit, die nach und nach Classicität gewonnen haben, bestimmt. Denn es gehört viele Ignoranz dazu, um zu glauben, daß die größten Meisterschöpfungen ihren hohen Rang deshalb einnehmen, weil sie von Fehlern frei seien; allen hat man bei ihrem Erscheinen vielfache Mängel vorgeworfen, und bis auf die neueste Zeit ist die Kritik nicht müde geworden, solche hervorzuheben. Hat doch der geistvolle, aber von der Manie des Krittelns besessene Otto Ludwig an Schiller's Wallenstein so zahlreiche Fehler der ärgsten Art nachgewiesen, daß, wenn sie den Ausschlag geben sollten, dieses Meisterwerk eine elende Stümperarbeit sein müßte. Manche und vielleicht die meisten dieser Gebrechen existiren nur in den Gehirnen Derer, welche sich ein Geschäft daraus machen, dergleichen aufzuspüren. Einzelne indessen sind wirklich und unbestreitbar vorhanden. Man kann, ohne parador zu sein, sogar behaupten, daß die großen Dichter mehr Fehler in Einzelheiten begangen haben als manche der geringen. Eben weil sie aus dem Ganzen und Vollen schöpften, kam es ihnen auf das Geringfügige nicht an. Aber Diejenigen, die vieles Aufheben von diesen Fehlern machen, kann man wohl fragen, ob der Genuß, den wir in den Werken Shakespeare's, Schiller's

und so weiter finden, beträchtlich erhöht werden würde, wenn die Urheber die gerügten Einzelheiten noch verbessern könnten. Offenbar würde Solches nicht der Fall sein. König Lear gewänne nichts dadurch, daß die Eingangsscene, die vielfach absurd genannt worden ist, gestrichen würde; Egmont nichts dadurch, daß der Held zur Beseitigung des Vorwurfs, er handle gar nicht, etwa einen revolutionären Volkshaufen anführte. Wenn man alle die unzähligen Mängel, welche Rümelin und Andere an Shakespeare, Otto Ludwig, Tieck und so weiter an Schiller aufgedeckt haben, ausmerzte, wir würden deren Werke darum nicht höher schätzen als jetzt. Die Wirkung und Bedeutung der letzteren beruht auf ihren Schönheiten, die Gebrechen muß man mit in den Kauf nehmen. Ganz anders, ja völlig umgekehrt, verhält es sich mit mittelmäßigen und schlechten Produkten, in denen keine poetische Ader fließt, die matt, platt und nüchtern sind, nie unser Herz höher klopfen machen, nie eine Thräne aus unserem Auge, nie ein herzliches Lachen auf unsere Lippen locken. Ihre Verfasser mögen großen Fleiß auf sie verwendet, sorgsam alle Fehler im einzelnen vermieden haben — das Letztere kommt bei ihnen gar nicht in Betracht; ihr Mangel an Vorzügen kann durch keine Fehlerlosigkeit im einzelnen aufgewogen werden. Während ich nun diesen Grundsatz bei der Beurteilung fremder Werke immer beobachtet habe, während ich noch heute nach meiner besten Ueberzeugung die gewiß mit zahllosen Schattenseiten behafteten Dramen eines Grabbe unendlich höher stellen muß, als manche, mit Beobachtung sämmtlicher von unseren Aesthetikern aufgestellten Satzungen verfertigte Theaterstücke, so fand und finde ich bei den heutigen Kritikern, wie auch im Publikum, das entgegengesetzte Verfahren vorherrschend. Nicht darnach, ob ein neu erscheinendes Werk von dichterischem Geiste durchdrungen sei, ob es sich hierdurch über die Alltäglichkeit erhebe, fragt man in der Regel bei uns, sondern ist vor Allem auf

die Entdeckung von Fehlern bedacht, die sich dann natürlich, weil sie meistens nur vermeintlich sind, überall finden. Wenn nun ein Autor, ohne die Trüglichkeit und Unzuverlässigkeit alles menschlichen Urteils, das Irrige und stetem Wechsel Unterworfene so vieler ästhetischen Lehren zu kennen, ängstlich und voll Mißtrauen in sich selbst auf die Meinung achtet, die über seine Produkte laut werden, und sie wohl gar für Orakelsprüche hält, so weiß er bald nicht mehr, was er thun soll. Hier gibt es nur einen Rettungsweg, und ich bin froh, daß ich ihn eingeschlagen habe. Ich verschloß mich nicht der Kritik, die von urteilsfähigen Freunden auf meinen Wunsch geübt wurde, prüfte sie, aber ließ mich, wenn ich sie unbegründet fand, durch dieselbe nicht irre machen; dagegen wandte ich, um sicher zu gehen, daß ich nicht völlig gehaltlose Produkte in die Welt schickte, ein Verfahren an, das ich für durchaus empfehlenswert erachte. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein Autor, wenn er eben eine Dichtung vollendet, sich noch in einem gewissen Rausche befindet, in welchem er deren Mängel und etwaige Vorzüge nicht frei überblicken kann. Aber wenn die während der Komposition stattfindende Erregung gewichen ist, wenn dann das Werk längere Zeit gelegen hat, so daß es ihm nahezu fremd geworden und wie die Arbeit eines Andern erscheint, alsdann muß er doch unbefangen über dessen Licht- und Schattenseiten urteilen können, vorausgesetzt natürlich, daß er Selbstverleugnung genug besitzt und seinen Geschmack an den besten Mustern gebildet hat. Fand ich daher, nachdem ich eine Arbeit beträchtliche Zeit beiseite gelegt hatte und sie nun wieder vornahm, noch Gefallen daran, erkannte ich noch gute Eigenschaften an ihr, so war ich bemüht, dasjenige, was mir mangelhaft schien, zu verbessern, und gab sie darauf getrost in den Druck. Daß Rezensenten und Publikum auch dann noch Vieles zu tadeln finden würden, wußte ich voraus; allein ich kümmerte mich wenig darum, indem mir

wohl bekannt war, wie es sich meistens mit dergleichen Kritiken verhält. In jeder beliebigen Dichtung fällt uns sicher Manches auf, was wir anders wünschen möchten, was uns unmotivirt scheint, und so weiter. Aber wenn dieselbe Talent und Fleiß verrät, so muß sich uns doch sogleich der Gedanke aufdrängen, daß der Verfasser, der sich jahrelang mit seinem Werke beschäftigt hat, den fraglichen Punkt wohl sorgfältiger überlegt habe, als wir, die wir nur wenige Stunden daran gewendet. Zum mindesten habe ich mir dies in solchen Fällen immer gesagt und bei näherer Ueberlegung dann auch fast jedesmal erkannt, daß meine Bedenken aus der Luft gegriffen gewesen waren. Wie dagegen ist das Verfahren der bei weitem meisten Kritiker in dieser Hinsicht? Nachdem sie ein Buch flüchtig durchblättert, einem Drama zerstreut und mit halbem Ohre zugehört haben, bringen sie alsbald in einer schnell angefertigten sogenannten Rezension die ersten besten ihnen in den Kopf kommenden Einwände, mögen sie auch noch so abgeschmackt sein, zu Markte. Von der Art sind die Kritiken von mindestens neun Zehnteilen unserer Journale, und noch immer hat das Epigramm von Ludwig Robert seine Geltung:

„Was die Begeist'rung glühend heiß
Im günstigsten Moment erdacht,
Was jahrelanger emſ'ger Fleiß
In Weihestunden dann vollbracht,
Darüber kann ein Journalist,
Der seines Handwerks kundig ist,
So halb im Traum und halb im Wachen
Ein Dutzend Rezensionen machen."



Achtundvierzigstes Kapitel.

Reise nach Spanien, Aegypten, Griechenland und Konstantinopel. — Don Juan Valera. — Graf Prokesch. — Räuberunwesen bei Athen.

Ueber meine allwinterlichen Aufenthalte in Italien und über verschiedene Reisen, wie diejenige von 1868 in Angelegenheiten meiner Gemäldesammlung unternommene nach Spanien, sowie die des nächsten Jahres nach Griechenland, Aegypten, Syrien und Konstantinopel gehe ich kurz hinweg, wie ich denn überhaupt im ganzen Verlaufe des Vorigen bei weitem nicht alle meine Ausflüge erwähnt habe. Es hat mich immer wieder nach den Gegenden hingezogen, von denen ich schon zuvor mächtige Eindrücke empfangen hatte, und je häufiger ich sie sah, desto lebhafter wurde mein Interesse an ihnen. Wohl hatte ich seit lange den Wunsch gehegt und selbst den Plan entworfen, auch die Länder des fernen Ostens, mit deren Geschichte und Poesie ich mich so viel beschäftigt, Persien und Indien, zu besuchen, und selbst eine Reise um die Welt lag nicht außerhalb meiner Absicht. Allein ich gab die Ausführung dieser Projekte stets in der Erwägung auf, daß die lange Zeit, die dazu erforderlich, für die verschiedenen Arbeiten, die noch auszuführen ich mir vorgenommen, verloren sein werde. Wie hoch ich auch die Genüsse anschlage, die uns das Leben bietet, so hat mir doch Wirken und Schaffen von jeher als dasjenige gegolten, wegen dessen wir hauptsächlich auf Erden da sind. Im Laufe der Zeit hatte sich meine

Gesundheit einigermaßen befestigt. Um so lebhafter fühlte und fühle ich den Drang und die Pflicht, diese Gunst der Sterne zu benützen, um noch einige Werke zu vollenden, deren Entwurf ich seit lange in mir getragen, oder deren Ideen neu in mir aufgestiegen. Mit diesem Vorhaben waren wohl kleinere Reisen verträglich; ja bei der Erfrischung von Geist und Körper, welche solche mit sich bringen, wurde dasselbe durch sie gefördert. Jedoch weite, zu ihrer Ausführung Jahre erfordernde Weltfahrten ließen sich nicht damit vereinigen. Es gibt eine alte Klosterlegende, wonach ein Mönch, der lange Zeit an der Chronik seines Ordens geschrieben hatte, aber während der Arbeit gestorben war, keine Ruhe im Grabe gefunden und sich in jeder Nacht aus seinem Sarkophag erhoben, in seiner Zelle die Lampe angezündet und an seinem Manuskript weiter geschrieben hat, bis er die Arbeit zu Ende geführt. Mit einer ähnlichen Zähigkeit hing ich von jeher an meinen Produktionen, und der Gedanke an den Tod hatte immer nur insofern etwas Schreckhaftes für mich, als er mich überraschen konnte, bevor ich alle die Pläne ausgeführt, an die sich meine Seele geklammert. Ich sagte mir, es sei hierbei völlig gleichgiltig, ob die Leistungen, an deren Vollendung mir so viel gelegen, von großer Bedeutung seien. Kein Autor, kein Künstler weiß dies von den seinigen; in dem Streben und Ringen selbst jedoch liegt die Befriedigung. Unter den Werken, deren Ausführung ich mir noch vorgenommen hatte, waren außer einigen poetischen auch verschiedene wissenschaftliche, namentlich eine Geschichte der Normannen in Sicilien, für die ich schon einmal beträchtliche Vorarbeiten gemacht und die in dem Kloster Santa Trinità bei La Cava aufbewahrten Dokumente zu Rate gezogen habe.

Bei meiner Anwesenheit zu Madrid im Frühjahr 1868 wurde ich freudig davon überrascht, eine unlängst erschienene Uebersetzung meines Buches über die Poesie und Kunst der

Araber in Spanien sehr verbreitet zu finden. Ich hege den auf bestimmte Daten gestützten Glauben, daß dasselbe jenseits der Pyrenäen, wo diese Uebertragung drei starke Auflagen erlebte, weit mehr Leser gewonnen hat, als in Deutschland. Der Uebersetzer, Don Juan Valera, hatte eine schwierige Aufgabe, die er mit vielem Glücke gelöst hat. Besonders schwer war die Wiedergabe der darin enthaltenen zahlreichen arabischen Gedichte. Da Valera kein Orientalist ist, und auch wenn er es wäre, sich schwerlich alle die Originaltexte hätte verschaffen können, so mußte er sich einzig an meine Verdeutschung halten. Nun war letztere metrisch und oft der Lesbarkeit wegen beträchtlich frei. Da aber der Spanier wieder in Versen zu übertragen hatte, weil sonst der poetische Eindruck verloren gegangen wäre, und hierdurch abermals bedeutende Freiheit notwendig gemacht wurde, so mußte natürlich der ursprüngliche Charakter der Versstücke sehr stark verwischt werden. Allein abgesehen von diesem unvermeidlichen Uebelstande ist seine Uebertragung sehr zu loben. Auch war es vielleicht der beste Weg, arabischen Gedichten in Spanien dadurch Eingang zu verschaffen, daß das allzu Fremdartige in ihnen übergegangen ward. Denn wie viel man auch von Orientalismus in der spanischen Sprache redet, die Dosis davon, die sich wirklich in ihr findet, ist nur gering. Was man bisher so genannt hat, muß teils als eine ursprüngliche Eigenheit des spanischen Geistes angesehen werden, teils ist es bei den späteren Dichtern Einflüssen des Marino und Gongora zuzuschreiben. In den Anmerkungen, die Valera seiner Uebersetzung beigefügt hat, zeigt sich eine uns beinahe unerklärliche nationale Empfindlichkeit, wonach die Spanier auf ihrem Volke selbst in längst vergangenen Perioden keinen Flecken sehen wollen. Bei uns wird Niemand eine Kränkung der deutschen Nation darin erblicken, daß ein Historiker nachweist, die Deutschen seien zur Zeit des dreißigjährigen Krieges roh

und barbarisch gewesen und an Bildung von anderen Völkern übertroffen worden. Valera aber kann, wenn er auch zugibt, die christlichen Spanier des Mittelalters hätten an Kultur hinter den Muhammedanern zurückgestanden, doch nicht umhin, beizufügen, die anderen gleichzeitigen Nationen Europas seien noch roher gewesen, als die Spanier. Im folgenden Jahre begab ich mich, nachdem ich mehrere Monate in Rom, Neapel und Palermo verlebt hatte, von neuem nach Aegypten, wo ich längere Zeit höchst angenehm in Kairo zubrachte. Ich übergehe hier diesen Aufenthalt, sowie den sich daran schließenden in Damaskus, da mich schon das Jahr 1872 wieder ebendahin führte und mir weiter unten Gelegenheit bieten wird, auf diese Oertlichkeiten zurückzukommen.

Bei meinem Aufenthalt in Konstantinopel im Frühjahr 1870 brachte ich die schönsten Stunden bei dem Grafen Prokesch zu. Ich fand denselben körperlich schon vom Alter gebeugt, so daß ich eine bange Ahnung seines nahen Endes nicht unterdrücken konnte. Doch hatte er noch dieselbe Geistesfrische wie früher. Es war bewunderungswürdig, welch ein lebhaftes Interesse er inmitten der vielen Geschäfte, die ihm sein Botschafterposten auferlegte, noch der deutschen Literatur widmete. Er las Abends im Kreise seiner Familie mit wahrhaft jugendlichem Feuer Gedichte vor, die besonders starken Eindruck auf ihn gemacht hatten. Dieser Fünfundsiebenzigjährige teilte nicht die Ansicht so vieler jungen, aber doch schon greisenhaften Kathedermänner, es sei mit unserer Literatur zu Ende, sondern lieh der Hoffnung, sie werde bald einen neuen Aufschwung nehmen, begeisterten Ausdruck. Nachdem ich jeden Abend in der anregendsten Unterhaltung, die bis tief in die Nacht hinein dauerte, bei Prokesch verweilt, schied ich von ihm mit dem wehmütigen Gefühl, einen Mann zu verlassen, der an mannigfaltiger geistiger Bildung und lebhafter Teilnahme für höhere Bestrebungen fast Alle, die ich gekannt,

überragte. Wenn ich jetzt an ihn und an einige andere Männer zurückdenke, die gleich ihm mehrere Dezennien älter waren als ich, und welche ich doch noch näher zu kennen das Glück gehabt hatte, so ist mir, als hätte ich mich von einem Symposion erhoben, wie jetzt keines mehr gehalten wird. Die edelste Geselligkeit waltete in dem Kreise dieser Männer; alles Triviale und Alltägliche war aus ihren Gesprächen verbannt, und letztere drehten sich fast ausschließlich um Wissenschaft, Kunst und Poesie. Wäre meine Ueberzeugung von dem Fortschritt der Menschheit, der nur hie und da periodenweise stockt, um dann einen neuen mächtigen Aufschwung zu nehmen, nicht so stark, sie könnte leicht durch die Erfahrung erschüttert werden, daß ich unter den Lebenden kaum Einen weiß, der in jener Hinsicht dem Dahingeschiedenen gleichgestellt werden könnte.

In der türkischen Hauptstadt brachte mich der Zufall in die Nähe eines Polen von vornehmer Familie, dessen liebenswürdige persönliche Eigenschaften mich ebenso fesselten, wie seine Schicksale mir das lebhafteste Interesse einflößten. Wenn ich in meiner Jugend warme Sympathien für den polnischen Befreiungskrieg gehegt hatte, war dieses Gefühl für das unglückliche Volk später in mir beträchtlich abgekühlt worden, besonders dadurch, daß ich mir gestehen mußte, bei der stets kundgegebenen Hinneigung desselben zu Frankreich werde ein unabhängiges Polen sich unstreitig feindselig gegen Deutschland verhalten. Bald aber erwachten meine früheren Empfindungen wieder bei den Erzählungen meines neuen Bekannten von den Leiden, die er erduldet hatte. Daß seine Berichte durchaus glaubwürdig waren, darüber blieb mir schon anfänglich kein Zweifel; sie sind mir aber nachher auch von anderen Seiten Punkt für Punkt bestätigt worden. Auf eine Anklage hin, deren Falschheit später von den Behörden selbst zugegeben werden mußte, ward Graf S . . . seiner Familie entrissen und bei schneidender Winterkälte in einer Kibitke Tag und Nacht hindurch

viele tausend Werste weit nach Sibirien transportirt, wo er wie ein gemeiner Verbrecher in den Bergwerken arbeiten mußte. Seine treue Gattin, die ich gleichfalls kennen lernte, erbat sich die Gnade, in einem den Bergwerken nahen Städtchen jener unwirtbaren Gegend ihren Aufenthalt nehmen zu dürfen, und der einzige Trost, der dem Unglücklichen während seines jahrelangen harten Frondienstes zu teil wurde, war, daß er hie und da, doch immer nur auf flüchtige Augenblicke, die Gattin sehen durfte. Die Mitteilungen des Grafen über die Willkür des gegen ihn geübten Verfahrens, über die Barbarei, mit der er und die anderen Gefangenen behandelt wurden, waren haarsträubend und mußten jeden fühlenden Hörer mit bitteren Empfindungen gegen den äußerlich mit dem Firnis der Zivilisation prangenden Staat erfüllen, der so grausam mit einem besiegten, tapferen Volke schaltet. Wenn dergleichen noch fort und fort geschieht, so kann es nicht ausbleiben, daß Verzweiflung die Polen zu immer neuen Aufstandsversuchen stacheln muß, die freilich schwerlich einen Erfolg haben, sondern nur das seit einem Jahrhundert über das dreimal zerrissene und zerteilte Land gehäufte Unglück mehren werden.

An meinen Aufenthalt in Konstantinopel schloß sich im Frühjahr 1870 ein längerer in Athen. Während der letzten Tage desselben kam ich im Hotel mit einem schon geraume Zeit in Geschäften dort anwesenden Engländer, der, wenn ich nicht irre, Mr. Lee hieß, sowie dem erst kürzlich angelangten Lord Muncaster und mit deren Gemahlinnen in Berührung. Diese verabredeten mit noch einigen anderen Fremden den Plan zu einem Ausflug nach Marathon und suchten auch mich zu bestimmen, mich ihnen anzuschließen. Schon hatte ich zugesagt, die Partie mit ihnen zu machen; aber dieselbe ward eines zufälligen Umstandes wegen verschoben, und so gab ich, weil ich den Tag meiner Abreise bereits festgestellt hatte, auch das berühmte

Schlachtfeld von früher her kannte, mein Vorhaben auf. Erst in Corfù erfuhr ich, wie ich hierdurch dem sicheren Tode entronnen war. Das betreffende Ereignis ist bekannt genug. Die Reisegesellschaft wurde auf dem Heimwege von Marathon von einer starken Räuberbande überfallen und in die Nordgebirge hinweggeschleppt. Die Banditen ließen Mrs. Lee frei und entsandten Lord Muncaster, dessen Gemahlin in Athen zurückgeblieben, nach der Hauptstadt, um die Zahlung eines großen Lösegeldes für die Gefangenen und überdies von den Ministern einen Generalpardon für die Räuberbande zu erwirken. Das Geld wurde aufgebracht, die Minister sandten jedoch, statt den Pardon zu gewähren, Truppen in das Gebirge, um die Uebelthäter zu bestrafen. Hiermit war das Schicksal der Gefangenen besiegelt; die Räuber brachten sie bei der ersten Annäherung der Soldaten um, und hätte ich ihren Ausflug mitgemacht, so würden meine Gebeine jetzt gleich den ihrigen in den Schluchten der thessalischen Berge modern. Wären die unglücklichen Touristen unter Geheimhaltung ihres Planes in einem einfachen Wagen unversehens nach Marathon gefahren, so würde ihnen wahrscheinlich nichts zugestoßen sein. Nun aber machten sie große Zurüstungen und bestellten eine starke Escorte, was in der ganzen Stadt bekannt ward und den Räubern zu Ohren kam. Letztere hielten die Gelegenheit für sehr geeignet, nicht nur einen guten Fang zu machen, sondern auch, da sich ein paar Mitglieder der Gesandtschaften in der Gesellschaft befanden, einen Generalpardon zu ertrotzen. Die Escorte verschlug ihnen nichts, da sie den Ueberfall in doppelt und dreifach größerer Anzahl machten. Als ich die Nachricht von diesem Ereignisse erhielt, erinnerte ich mich an das, was mir ein anderer Reisender kurz zuvor gesagt hatte. Dieser unternahm von Athen aus mannigfaltige Exkursionen nach allen Richtungen, hielt indes seine Absicht zu einer solchen jedesmal völlig geheim. Erst wenn er aufbrechen

wollte, ließ er ein Fuhrwerk holen und gebot dem Kutscher, ihn nach einem Orte der Umgegend zu fahren. Bei den letzten Häusern der Stadt sagte er alsdann, er habe seine Absicht geändert und wolle vielmehr einen andern Punkt in entgegengesetzter Richtung besuchen. So konnten Räuber nicht leicht Vorbereitungen zu einem Ueberfalle auf ihn treffen.

Meine Rückreise ging über den Isthmus. Der Beginn der Fahrt an Salamis und dem kleinen, auch von Aeschylus in der Schilderung der Seeschlacht erwähnten Felseneiland Psyttaleia vorüber und mit der Aussicht auf den noch schneebedeckten Parnaß, war prächtig. Am Jenseitsufer der Landenge, wohin der Weg zu Wagen gemacht wurde, trat Unwetter ein. Da das Dampfschiff für die Weiterfahrt noch nicht angelangt war, mußte ich dort fast einen ganzen Tag in einem elenden Wirtshause bleiben. Trotz Sturms und Regens erklomm ich Akrokorinth und verbrachte oben eine Stunde, die mir tief melancholische Eindrücke hinterließ. Während das Brausen des stürmenden Meeres von unten emporscholl, schweifte mein Blick über den kahlen Gipfel, der die einst größte und reichste Stadt Griechenlands getragen. Von allen ihren Prachtgebäuden blieb kaum ein Stein auf dem andern, ja jeder derselben ist zermalmt und zu Staub zerrieben worden. Aber auch dies war der Zerstörung noch nicht genug. Nachdem Mummius das alte Korinth vom Erdboden hinweggetilgt und sich auf den Trümmern der früheren eine zweite Stadt erhoben hatte, ist auch diese verschwunden, ohne andere Reste zu hinterlassen, als einige kleine Säulen. Kaum irgendwo ist mir der Ruin ehemaliger Größe und Herrlichkeit so niederschmetternd entgegengetreten, wie auf dieser Stätte grauser Verödung.



Neunundvierzigstes Kapitel.

Letzte Reise nach Aegypten, Palästina, Damaskus, dem Libanon und Griechenland.

Im Dezember 1871 veranlaßte mich eine abermalige Reiseeinladung des Großherzogs von Mecklenburg zu einer Unterbrechung des arbeitsamen Lebens, das wenigstens für einige Jahre zu führen ich mir nach dem Ende des deutsch-französischen Krieges gelobt hatte. Dieser Einladung zu widerstehen, war mir unmöglich; denn die Freude, ein halbes Jahr und länger fern von der Etikette der Höfe, in nächster Nähe dieses Fürsten weilen zu dürfen, wog jedes Opfer reichlich für mich auf. Indem ich die vorliegenden Zeilen schreibe und mich anschicke, Einiges über die damalige Reise aufzuzeichnen, dringt von neuem mit erschütternder Gewalt der Gedanke an das seitdem erfolgte Hinscheiden des Mannes auf mich ein, der an großen Eigenschaften des Herzens und Geistes nur Wenige seinesgleichen hatte. Unermüdlich in der gewissenhaften Erfüllung seiner Regentenpflichten, war er zugleich als Mensch durch die edelsten Tugenden geschmückt und übte sie in einer Einfachheit und Schlichtheit, als wüßte er nichts von seiner hohen Stellung. Immer bereit, den Hilfsbedürftigen zu helfen und sie zu trösten, war er bei seinem offenen Sinn und klaren Blick in alle Lebensverhältnisse auch der beste Ratgeber, den man sich wünschen konnte. Welche Liebe er sich in seinem Lande erworben, das zeigen die Thränen, die ihm

von der ganzen Bevölkerung nachgeweint werden. Wie er aber auch in seinem Privatleben Allen als Muster vorleuchtete, das können nur Diejenigen im vollen Umfange wissen, die ihm näher gestanden. Mir selbst ist er das ganze Leben hindurch der treueste Freund gewesen, und obgleich, wie dies an den Höfen nicht leicht ausbleibt, von manchen Seiten Versuche gemacht worden sind, ihn gegen mich einzunehmen, hat er keinen Augenblick in seiner Freundschaft gewankt. Einen seltenen Beleg für die Freiheit und Vorurteilslosigkeit seines Geistes liefert es, daß er meine sämmtlichen Schriften, an denen politische und religiöse Beschränktheit leicht Anstoß nehmen könnte, wiederholt gelesen und gegen mich wie Andere seinen Beifall darüber ausgedrückt hat. Wenn er nicht in allen Meinungen mit mir übereinstimmte, so teilte er doch viele mit mir, und vor allem bildete die Begeisterung für die Größe und Einheit Deutschlands, die ihn schon als Jüngling beseelte, von früh an den Vereinigungspunkt, auf welchem unsere beiderseitigen Anschauungen zusammentrafen. Diese Flamme des deutschen Patriotismus glühte seit der ersten Jugend in ihm, schon in einer Zeit, als es den sogenannten Konservativen fast als Dogma galt, die Zerrissenheit des Vaterlandes müsse ewig dauern. Und welchen hervorragenden Anteil er an der Gründung des neuen Deutschen Reiches genommen, ist bekannt, wenn auch noch nicht allgemein genug gewürdigt. Ach! und nun er seine frühen Träume und Wünsche verwirklicht gesehen, ist er hinweggerufen worden, ohne daß ihm noch die weiteren Hoffnungen erfüllt worden wären, die sein Herz an das große Ereignis knüpfte. So eifrig er auch Soldat war und einen überwiegenden Teil seiner Zeit der ihm übertragenen Beaufsichtigung der militärischen Uebungen des deutschen Heeres widmete, so erschöpfte sich für ihn die Aufgabe des Deutschen Reiches doch nicht im entferntesten in seiner politischen Macht, sondern diese sollte nach seiner Meinung erst durch eine geistige

Blüte, wie sie nur in den bevorzugtesten Perioden der Geschichte gediehen, ihre wahre Weihe erhalten.

Da der Großherzog von seiner jugendlichen und unternehmenden Gemahlin auf der Reise begleitet wurde, war das Gefolge ein ziemlich zahlreiches. Die Fahrt wurde kurz vor Weihnachten angetreten und zunächst, um alte Eindrücke aufzufrischen, Italien in Eile durchflogen. Solche Flugreisen, wenn bekannte und uns liebgewordene Gegenden wie im Traume schnell an uns vorübergleiten, haben ihren großen Reiz; wir werden uns dabei des Illusorischen von Zeit und Raum bewußt, indem wir die verschiedenen Gegenden der Erde wie die Bilder eines Panoramas sich vor uns abrollen sehen. Wir glauben doppelt und dreifach zu leben, indem eine solche Fülle von Eindrücken nahezu gleichzeitig auf uns eindringt. — Nachdem die Fahrt uns bei starker Winterkälte über den Brenner geführt hatte, wärmten wir uns bei leuchtendem blauem Himmel im Garten Giusti zu Verona mit den Lorbeern und Myrten, die sich hier zuerst noch zagend ins Freie wagen, an der Sonne des Südens. Eine stundenlange Wanderung durch die alte Stadt der Scaliger war sehr lohnend. Dieselbe hat, fast mehr als eine andere Italiens, ihren eigentümlichen Charakter bewahrt. Hier haben sich viele Straßen noch in dem Zustande erhalten, wie da sie von dem Schwertgeklirr der Montecchi und Capuletti widerhallten. Hier stehen noch die Paläste mit den „fremden Treppen", die Dante in seiner Verbannung auf und nieder stieg. Wir besuchten Romeo's und Julia's Grab und betrachteten dasselbe mit Bewegung, obgleich es nur ein steinerner Trog ist. Zahllose Herzen von Jünglingen und Jungfrauen sind gebrochen und brechen fort und fort, weil das herbe Schicksal sie auseinander reißt; die Nachwelt hat keine Klage für ihr Weh. Wer jedoch zählt die Ströme von Thränen, die seit Jahrhunderten von so vielen Generationen um die beiden Liebenden von Verona vergossen

worden sind, die doch nur in der Phantasie der Dichter gelebt haben? Nachdem schon über die Erzählungen des Luigi de la Porta, der vermutlich der erste Erfinder war, und des Bandello viele Augen schöner Italienerinnen geweint, machte Shakespeare, indem er zu der südlichen Glut und Leidenschaft die Tiefe nordischer Empfindung gesellte, Romeo's und Julia's Liebe und Untergang zu einem nie versiegenden Quell von Thränen für alle folgenden Geschlechter! — Wer die südlichen Länder Europas nie besucht hat, macht sich gewöhnlich trügerische Vorstellungen von ihnen und wird sehr enttäuscht, wenn er oft — sogar in Sicilien und Andalusien — trübe graue Regen-, ja Schneegewölke und schneidend kalte Lüfte antrifft. Einen entscheidenden Ausschlag zu Gunsten des Südens gibt jedoch der Umstand, daß hier selbst in den schlimmsten Wintern einzelne wunderherrliche Tage vorkommen, wie der Norden in einer solchen Klarheit und berauschenden Pracht sie nicht kennt. Ein derartiger Tag war es, an dem wir vom Fuße der Alpen dem Apennin zueilten. Kein Dunst trübte die kristallene Reinheit des Himmels und die euganeischen Berge schwammen in einem bläulichen Duft, wie ich ihn an den schönsten Sommertagen nicht zauberhafter gesehen habe. Wenn ich diese Hügel vom venetianischen Lido aus gleich fernen Inseln auf dem Meere schwimmen sah, haben sie mich schon mehrmals zu einem Ausfluge gelockt. Nicht nur als Ruhestätte Petrarca's, der seine letzten Lebensjahre in Arqua verbrachte, auch wegen ihrer Naturreize verdienen sie besucht zu werden. In letzterer Hinsicht stehen sie kaum den Albanerbergen nach, ja die Aussicht von ihren Gipfeln übertrifft die von der Höhe des Monte Cavo durch den in seiner Art einzigen Blick auf die alte Königin der Adria, welche, von dort aus gesehen, mit ihren Palästen und Türmen wirklich inmitten der Flut schwimmt und durch die Schneehäupter der friaulischen Alpen einen majestätischen Hintergrund erhält. Als wir nach kurzem Aufenthalt

in Padua an diesen Euganeen vorüber rollten, glaubten wir uns in die schönste Zeit des Herbstes zurückversetzt zu sehen, so golden lag das Licht auf den Hängen der Hügel. Ein Knabe brachte Arbutuskirschen, die hier viel wachsen und noch bis so spät ihr leuchtendes Rot bewahrt hatten, zum Verkauf. Die flache Gegend am Po, die uns nun aufnahm, sowie die fernere Strecke bis an die Apenninen hat nichts Fesselndes. Ferrara selbst ist eine der traurigsten Städte, die ich kenne; man möchte glauben, sie sei vom Fluche des Sängers, nämlich Tasso's, getroffen: so groß ist die Verödung in ihren Straßen und auf ihren Plätzen. Wie sehr ich meine Einbildungskraft auch angestrengt habe, mir die Residenz des Alfonso als eine glänzende vorzustellen, es hat mir nie gelingen wollen, und ich möchte glauben, daß sie, ebenso wie das Mantua der Gonzagas, statt dem Bilde zu entsprechen, das sich unsere Phantasie nach den Schilderungen der Dichter von ihr macht, nicht eben einen angenehmeren Aufenthalt geboten hat, als unsere verrufenen kleinen deutschen Residenzen. Ungleich stattlicher erscheint Bologna, die einst machtvolle Republik, welche noch das Gepräge ihrer ehemaligen Großartigkeit bewahrt hat. Trotzdem fesselt es den Reisenden nicht leicht auf lange Zeit. Die Winterkälte ist hier größer, als in irgend einer italienischen Stadt, und für den Nordländer beinahe unerträglich. Die Gemälde in den Kirchen und dem Museum gehören zum größten Teil der Schule der Carracci an, für die ich mich nie habe begeistern können. Der große Platz mit dem Bilde des Neptun ist imposant, vor Allem aber hat mich immer der Anblick der gewaltigen Türme Asinelli und Garisendi, sowie des umliegenden, zum Teil noch sehr altertümlichen Stadtteils überrascht und mich lebhaft an die früheren Zeiten gemahnt. Daß ich mich in das alte Bologna, als es die berühmteste, von allen Ländern aus besuchte Universität der Welt war, je gesehnt hätte, wie in das Athen des Perikles oder das Venedig des

Tizian, kann ich freilich nicht sagen. Die Pandektisten und Glossatoren, welche diese Hochschule so berühmt machten, hatten, nach den endlosen Folianten zu urteilen, die sie zusammengeschrieben haben, das Talent, das Studium des römischen Rechts möglichst zu erschweren, und ich begreife die Verzweiflung des jungen Ariost in seinen Studentenjahren, als ihn sein Vater mit Gewalt zu einem großen Juristen bilden wollte. Interessante, aber traurige Erinnerungen knüpfen sich an die Tage, als Bologna die Hauptfeindin der Ghibellinen war und Friedrich's II. unglücklichen und liebenswürdigen Sohn Enzio viele Jahre hindurch bis an seinen Tod in einem Kerker des Stadthauses gefangen hielt. Die Liebe einer schönen Bologneserin zu ihm, die freiwillig sein Gefängnis teilte, soll dem noch heute blühenden Geschlecht der Bentivoglio seinen Ursprung gegeben haben. Durch ein freilich vielleicht nur mittelmäßiges, aber keineswegs ganz verächtliches Trauerspiel war mir das Schicksal des jungen Hohenstaufen schon als ich noch Knabe war ans Herz gelegt worden. Solche Eindrücke aus frühen Jahren vergißt man nie. Sicher wäre es besser, daß der heutigen Jugend die Heldengestalten aus Deutschlands größter Zeit, wenn auch in unvollkommener Verkörperung, auf der Bühne gezeigt würden, als daß diese, wie es jetzt geschieht, fast ausschließlich mit Figuren des Alltagslebens bevölkert wird. — Bologna hat auch noch durch andere Vorgänge der Dichtung Stoff geboten, so durch die Geschichte der Imelda Lambertazzi, die ihrem auf dem Schlachtfelde gefundenen, durch einen vergifteten Pfeil niedergestreckten Geliebten das Blut aus der Wunde sog. So ferner durch die grausige Begebenheit, die der Tragödie Cardenio und Celinde von Gryphius und der gleichnamigen von Immermann zu Grunde liegt. An das letztere Stück, welches vielfach lächerlich gemacht worden ist, jedoch große Schönheiten besitzt, habe ich immer denken müssen, so oft ich in Bologna war, und ich glaubte, wenn ich unter

den Säulengängen seiner Häuser hinschritt, der Hexe Tyche, der schönen Olympia und dem Ritter, den sie als Opfer schlachtet, auf seinem letzten verhängnisvollen Gange begegnen zu müssen. Wem die Gebilde unbekannt sind, mit welchen Sage und Poesie die verschiedenen Gegenden erfüllt haben, in dem können letztere nur einen geringen Teil der Eindrücke hervorrufen, die sie auf mich machen. — Für Florenz ließen sich auf dieser Reise nur ein paar Nachtstunden erübrigen; aber da der Vollmond leuchtend am Himmel stand, war die Fahrt durch die Stadt von ganz eigentümlicher Wirkung. Ihre großartigen Plätze und Bauwerke, ihre Paläste, Kirchen und Türme zeigten sich verklärt wie Traumgebilde. Besonders unvergleichlich erschien der Platz der Signorie mit den gewaltigen Massen des in den Nachthimmel aufragenden, hochgetürmten Stadthauses und dem aus dem Dunkel auftauchenden kolossalen David des Michel Angelo. — Für Rom wurden wenigstens fünf Tage bestimmt, und jeder derselben ward vom Morgen bis zum Abend ausgenützt, um wenigstens die herrlichsten Punkte der Weltstadt von neuem zu besuchen. Der Blick von S. Pietro in Montorio und der rauschenden Acqua Paolina herab auf die von der schneebedeckten Lionessa gekrönten Sabiner- und Albanerberge, die Spazierfahrten nach dem Monte Mario und durch die Pinienhaine der Villa Doria, die Wanderungen unter den immergrünen Eichen der Villa Ludovisi erfüllten mit Verlangen nach längerem Bleiben, als schon der letzte Tag des Aufenthaltes herangekommen war. An diesem fand noch ein Empfang, zuerst bei dem Beherrscher des jetzt geeinigten Italien im Quirinal, dann bei dem seiner weltlichen Macht entsetzten Papste im Vatikan statt. Ich fand den damals achtzigjährigen Pio Nono in seinem Aussehen so sehr verändert und durch das Alter gebeugt, daß ich kaum denjenigen in ihm wiedererkannte, den ich vor dreiundzwanzig Jahren in Gaeta gesehen hatte. Nachdem er beim Antritt seines Pontifikats mit

enthusiastischen Hoffnungen von ganz Italien begrüßt worden, nachdem ihm die Verjüngung der Halbinsel durch das Papsttum als das von ihm zu erstrebende Ziel vorgeschwebt hatte, war ihm bald klar geworden, wie neuer Wein sich nicht in alte Schläuche gießen lasse, wie das päpstliche Regiment bei dem leisesten Rütteln in Trümmer gehen müsse; und so hatte er sich mehr und mehr in die Arme der Partei drängen lassen, welche die Macht der Hierarchie in einer Ausdehnung, wie unter Gregor VII., wiederherstellen zu können glaubte. So mußte er nach dem Belsazarfest des Konzils, auf welchem zum Aergernis selbst der meisten Katholiken seine Unfehlbarkeit erklärt wurde, den Sturz seiner weltlichen Macht erleben, und gefiel sich nun, obgleich er in der Freiheit seiner Bewegungen im mindesten nicht gehindert ward, in der Rolle eines Exilirten und Märtyrers. Er war selbst für Privatpersonen unschwer zugänglich, und während die meisten nur Neugier trieb, eine Audienz zu erbitten, schien er zu glauben, sie kämen, ihm ihre Teilnahme wegen der über ihn verhängten Tyrannei auszudrücken. Ich meinesteils konnte bei der Achtung, die ich immer für den edlen Charakter dieses Papstes gehegt, zwar ein Gefühl des Mitleids für ihn wegen der über ihn ergangenen Geschicke nicht unterdrücken; dennoch drängte sich mir zugleich der Gedanke an die ungeheuren Uebelstände auf, an welchen die frühere päpstliche Regierung litt. Indem ich mir dachte, daß bei einer Wiederherstellung des alten Regiments auch die mit demselben verbundenen Mißbräuche wieder aufleben würden, konnte ich nicht wünschen, daß die gegenwärtige Lage des Papstes eine Veränderung erführe. Während ich diesen Gedanken nachhing, erschrak ich fast, da der greise Pius IX. mit jenem freundlichen und wohlwollenden Ausdruck, den ich immer an ihm gesehen, zu mir herantrat, mir die Hand zum Kusse hinhielt und zu mir sagte: „An dem Segen des Papstes wird Ihnen nichts gelegen sein; aber den Segen eines alten Mannes

werden Sie wohl nicht verschmähen." — Eine Nachtfahrt brachte uns nach Neapel, für welches nur ein Tag bestimmt war. Die Eindrücke dieses einen Tages, in dem sich ganze Wochen zusammendrängten, waren überwältigend. Schon in der Frühe sahen wir von der Höhe des Posilipp aus sich die Berggipfel von Ischia und Capri, die leichten vom Vesuv aufsteigenden Rauchwolken im ersten Sonnenstrahl röten. Wir hörten das melodische Rauschen der Wogen in den Felsenbuchten, bis das lauter und lauter an unser Ohr dringende lärmende Erwachen der Stadt es übertönte. Von jener Höhe aus gesehen, wo die ganze schöngeschwungene Küste bis fast zum Kap Campanella hin sich als ein unermeßliches Häusermeer darstellt, erschien uns Neapel größer als Paris oder London. Denn von wo aus man auch auf letztere Städte hinabschauen möge, immer verschwimmen sie in der Ferne in dem Dunst des trüben Horizonts, während hier der reine südliche Himmel alles, auch noch auf Meilenweite, in klaren Umrissen zeigt. Wir fuhren weiter zu den entzückenden Villen auf dem Vomero, genossen die immer wechselnden Aussichten auf Golf, Inseln und Aschenberg von dem neuen Corso, welcher würdig ist, den Namen des ersten Herrschers des geeinigten Italiens zu führen, und nahmen dann den Weg durch die von tosendem Menschentreiben erfüllten Straßen der Stadt, über den Toledo nach der Marine und nach Santa Lucia, die durch das Volksleben, das Gedränge der Schiffer und Matrosen einen stets erheiternden Anblick gewährt. Auch dem Grabe Konradin's am alten Markt ward ein Besuch abgestattet, und es geschah mit freudigem Hochgefühl, da durch die letzten großen Siege der Deutschen die alte ruchlose, von Frankreich an dem Kaisersohn geübte Unbill als gesühnt gelten durfte. — Vom Mittelmeer ging es nun unaufhaltsam an die Adria, und in einer Nacht trug uns der Dampfer nach Corfu, wo uns, obgleich es im Beginn des Januar war, ein so herrlicher

Maitag empfing, daß wir glaubten, an einer der seligen Inseln gelandet zu sein. Glücklicherweise durften wir mehrere Tage auf diesem mit allen Naturreizen verschwenderisch überschütteten Eiland verbringen und dasselbe nach allen Richtungen durchschweifen. Erinnerungen an die homerische Welt, an Nausikaa und den Phäakenkönig vereinigen sich mit dem Reize malerischer, flutumrauschter Vorgebirge, bald steil und klippig ins Meer hinabstürzender, bald sanft abfallender Ufer und anmutiger, grünender Binnenlandschaften, um Corfu zu einem der bevorzugtesten Punkte der Erde zu machen. Wer ein wundes Gemüt ausheilen, wer, der Menschen überdrüssig, sich einsam seinen Träumen hingeben will, der kann keinen besseren Wohnort wählen, und mir stieg, wie schon früher in Madeira und Teneriffa, der Wunsch auf, dort in friedlicher Zurückgezogenheit den Rest meiner Tage zu verbringen. Aber wie ich damals aus eigenem Antrieb in den Strudel der Welt zurückgekehrt bin, so würde ich, wie ich glaube, auch in Zukunft in solcher Abgeschiedenheit keine Rast finden und mich immer wieder aus ihr losreißen, um mir neue Kümmernisse zu suchen. Vermöchte ein Mensch für sich allein ganz glücklich zu sein? Nein! er würde, wenn dies überhaupt möglich wäre, Gewissensbisse darüber empfinden und sich sagen, daß es seine Pflicht sei, einen Teil der Leiden mitzutragen, die allen Sterblichen verhängt sind.

Von den lachenden Gestaden der Phäakeninsel gelangten wir nach stürmischer Ueberfahrt an die öde, sandige Küste des Pharaonenlandes. Auf einer Reise, die uns bald zu den urältesten Ruinen der Welt führen sollte, erschien uns die Residenz der Ptolemäer, obgleich sie seit mehr als einem Jahrtausend im Staube liegt, als modern und wenig beachtenswert. Ist doch ihre Gründung zur Zeit Alexander's des Großen von derjenigen von Memphis durch eine viel größere Reihe von Jahrhunderten getrennt, als die Erbauung der Stadt Chicago

von der Zeit, da Semiramis Babylon mit den hängenden Gärten schmückte. Zunächst mußten wir freilich, so sehr wir uns auch sehnten, die Gegenwart unter den Tempeln und Gräbern der Rhamessiden zu vergessen, Zeuge der modernsten Blüte des Orients in Kairo sein. Die Zivilisation Aegyptens nach französischem Muster, deren Anfänge ich schon früher gesehen, hatte inzwischen Riesenfortschritte gemacht. Es war ein Unglück, daß ein wohlgesinnter Fürst, wie der Vizekönig Ismail, in dem Streben, seinem Lande die Segnungen der europäischen Kultur zu bereiten, so arg mißleitet wurde. Er glaubte diese Kultur besonders dadurch zu fördern, wenn er Cafés chantants, Opern- und Vaudevilletheater, Seiltänzer- und Reiterbuden nach dem Vorbild des Cirque Olympique in seine Hauptstadt verpflanzte. Es kann nicht geleugnet werden, daß er auch durch Unterrichtsanstalten und Verbesserung der Kommunikationen die Zustände seines Landes wirklich zu heben bemüht war. Allein unglücklicherweise wurde sein guter Wille bei Ausführung seiner Pläne von seinen orientalischen Beamten, ebenso wie von Europäern in unerhörter Weise mißbraucht. Einsichtige sahen von Anfang an voraus, daß das ganze Zivilisationswerk wieder einstürzen müsse, was denn auch seitdem mit ungeheurem Krach geschehen ist. Obgleich die Aussaugung der Bevölkerung, die Ueberbürdung der armen Fellahs, welche schon unter Mehemed Ali gewaltige Dimensionen angenommen hatte, in riesigem Maße fortgeführt wurde, mußte die Geldquelle doch schließlich versiegen, da die Verschwendung keine Grenzen kannte. Wenn man den Vizekönig dieserhalb anklagen muß, so ist es weniger wegen seiner Absichten, als wegen seines Mangels an Einsicht. Der schlimmste Teil der Schuld dabei trifft die Europäer, die ihn in kaum glaublicher Weise zu ihrem Vorteil ausbeuteten. Ich habe in dieser Hinsicht Fälle erzählen hören, die an das Fabelhafte grenzen. Selbst seine guten Intentionen mußten so zum Ruin des Landes und zu seinem eigenen führen.

Hiervon ein paar Beispiele. In dem löblichen Bestreben, wissenschaftliche Kenntnisse in Aegypten zu verbreiten, versah er die neu angelegten Schulen, in denen europäische Sprachen gelehrt wurden, auch mit ausgedehnten Bibliotheken. Bei einiger Umsicht würde er nun die benötigten Bücher durch einen pflichttreuen Beamten aus Frankreich oder Deutschland haben kommen lassen; statt dessen wußte sich ein spitzbübischer Buchhändler den Auftrag zu verschaffen und ließ sich alle Werke zu dem vierfachen statt des wirklichen Preises bezahlen. Und wie mit den Büchern, ging es mit allem, was der Vizekönig aus Europa bezog. Die Weine auf seiner Tafel und bei seinen Festen mußten immer den Etiketten nach die köstlichsten sein — Johannisberger Cabinet, Chateau d'Yquem, Chateau La Rose — und die Weinhändler, welche sie anschafften, ließen sich jede Flasche mit Gold aufwiegen. Nun denke man sich, daß diese Weine bei den großen Bällen in den vizeköniglichen Schlössern stromweise flossen. Zu den Tanzfesten wurden zahllose Freibillette auf den Eisenbahnen verteilt, und aus ganz Aegypten eilten Gäste herbei, indem fast jeder Europäer, welches Standes er auch sein mochte, zugelassen wurde. Unberechenbare Summen muß der Bau dieser Paläste verschlungen haben. Unter ihnen ist besonders der Kaszr Al Dschesira ein wahres Feenschloß und erinnert an die Beschreibung, die Wilhelm von Tyrus von dem Palast macht, in welchem Sultan Saladdin die Gesandten der Kreuzfahrer empfing. Ich habe in demselben zwei Jahre vor dieser meiner letzten Anwesenheit einem großen Balle beigewohnt, der durch die prachtvolle Lokalität und den dabei entfalteten Luxus frappirte, aber zugleich doch den Eindruck einer großartigen Karikatur machte. Statt Kaftan und Turban, wie sie in diese, der omajjadischen Chalifen und ihres Hofes würdigen Räume gehörten, lauter französische Fracks und Cylinder, und noch dazu meistens von Leuten getragen, die niemals früher solche besessen! — In großartiger

Weise waren die Kassen Ismails noch durch viele Abenteurer und Schwindlerinnen aus den verschiedenen Ländern Europas ausgebeutet worden, die sich Einladungen zur Eröffnung des Suezkanals zu verschaffen gewußt hatten und sich nicht nur bei dieser Gelegenheit fürstlich von ihrem Gastgeber bewirten, sondern auch bei der Abreise reichlich beschenken ließen. Der Vizekönig hatte den Ehrgeiz, seinen Ruhm als Förderer der Kultur und Beschützer der Kunst in Europa, besonders in Frankreich verkündet zu sehen, und wenn er glaubte, dies erreichen zu können, scheute er keine Kosten, woher denn namentlich Journalisten ein fruchtbares Terrain für ihre Thätigkeit in Aegypten fanden.

Als der Großherzog nach Kairo kam, war dort nach dem Untergange des Napoleonischen Kaisertums die Wagschale sehr zu Gunsten Deutschlands gestiegen. Demselben wurde daher eine Aufnahme zu teil, wie sie zwei Jahre früher wohl nur ein französischer Prinz gefunden hätte. Zwei höhere Offiziere aus der nächsten Umgebung des Vizekönigs, von denen der eine in Deutschland, der andere in Frankreich gebildet worden war, erhielten den Auftrag, jeden Wink des hohen Gastes sofort zur Ausführung zu bringen und denselben auf Schritt und Tritt zu begleiten. Der eine dieser Offiziere, Ibrahim Bey, war mit dem Herrscher Aegyptens verschwägert. Als Kaiserin Eugenie der Eröffnung des Suezkanals beigewohnt, drückte sie den Wunsch aus, bei einer muhammedanischen Hochzeit zugegen zu sein, und sofort hatte deshalb der Vizekönig seinem Liebling Ibrahim befohlen, eine der Verwandten seines Hauses zu heiraten. Wie diese Ehe, in die sich der Letztere unweigerlich fügte, ausgefallen sei, konnte ich nicht erfahren. — Ismail schien keine Ahnung davon zu haben, daß den Großherzog das eigentümlich Orientalische, was seine Hauptstadt bietet, unendlich mehr interessirte, als sein aus Paris importirter Kunstreiterzirkus und seine Theater. Daher ließ sich ein

Besuch dieser letzteren der Höflichkeit wegen nicht umgehen. Im Opernhause war die eigens für Kairo komponirte Aïda von Verdi mit immensem Kostenaufwand in Scene gesetzt worden, und den Schmuck der altägyptischen Prinzessin wie ihrer Hofdamen hatte man in genauer Nachahmung der Ringe, Halsbänder und Ohrgehänge, welche in den Gräbern und Mumiensärgen von Theben gefunden worden, angefertigt. Die langweilige Oper des Italieners ward durch diese Ausstaffirung, welche Millionen verschlungen hatte, um nichts anziehender geworden. An der Tafel des Vizekönigs kostete ich den Rauenthaler aus seinen Kellern, der als der köstlichste aller Weine berühmt war. Ich erkannte aber denselben alsbald als ein Fabrikat, dessen Blume durch alle möglichen Gewürze hervorgebracht war, und sehnte mich, um seinen Geschmack wieder los zu werden, nach einem Glase guten Bieres. Glücklicherweise konnten die Morgenstunden der alten Fatimidenstadt oder vielmehr demjenigen Teile von ihr, welcher noch nicht französirt worden, gewidmet werden, und wir waren froh, in den herrlichen Moscheen der Sultane Hassan und Achmed, in den duftenden Gärten von Schubra oder beim Blick von der Burg des Saladdin auf die unermeßliche Stadt, den Nil und die Wüste die Parodie der Boulevards auf dem Esbekiehplatze vergessen zu können.

Für die Reise nach Oberägypten wurde ein prachtvolles, mit allem Comfort ausgestattetes Dampfschiff zur Disposition gestellt, und dieser schwimmende Palast setzte sich bei sommerlichem Wetter um die Mitte des Januar nilaufwärts in Bewegung. Ich machte nun diese Fahrt, sicher die merkwürdigste der Welt, zum dritten Male, sollte aber erst jetzt die ganze ungeheure Bedeutung erkennen, welche dieses Wunderland für die Geschichte der Menschheit hat. Denn erst in den letzten zwanzig Jahren sind hier Entdeckungen über das Alter der Kultur im Nilthale gemacht worden, welche den unvorbereiteten

Geist wirklich mit Schwindel erfüllen müssen. Besonders glücklich schätzte ich mich, daß der große Aegyptologe Heinrich Brugsch (jetzt Brugsch Pascha) den Großherzog auf dieser Reise begleitete und mit mir dieselbe Kajüte bewohnte. Von ihm erhielt ich authentische Belehrung über die neuen Entdeckungen, an denen er selbst einen bedeutenden Anteil genommen. Dieselben erregten mir, als ich zuerst von ihnen hörte, Unglauben; wie ich aber dann nach den mir vorgeführten unwiderlegbaren Beweisen nicht mehr an ihnen zweifeln konnte, war mir, als schwankte der Boden unter meinen Füßen. Denn alle meine bisherigen Begriffe von Zeit wurden dadurch umgestoßen, und ich sah die Anfänge der Geschichte in eine so unendliche Ferne zurückweichen, daß mir alles, was mir bisher als das Fernste gegolten, nun als verhältnismäßig nahe erscheinen mußte. Die Wanderungen der Dorer und Pelasger, der Argonautenzug, die Patriarchen von Kanaan, die erste Bevölkerung Indiens durch die vom Hindukusch herabgestiegenen Hirten gehören fortan nicht mehr dem Altertum an; weit über sie hinaus liegen die frühen Jahrtausende der Menschengeschichte. Es ist wie ein unermeßlicher Säulengang, der sich auf einmal vor uns aufschlösse. Jenseits der Geschlechter, Völker und Reiche, die wir bisher einer unvordenklichen Vorzeit zuschrieben, erblicken wir andere in unausmeßbarer Zeitentiefe, und auch wo unser Blick bisher noch nicht hinreicht, ahnen wir im Dämmernebel noch ältere Völker. Wenn man früher staunend vor den Tempeln von Theben als vor Denkmalen grauer Urzeit stand, so hat sich jetzt gezeigt, daß König Rhamses, dessen Mumie kürzlich aus seinem Grabe bei Theben ans Licht gefördert ward, einer späten Periode angehört, in welcher die Blüte des ägyptischen Reiches längst vorüber war. Schon zwischen ihm und dem König Cheops liegt ein Zeitraum, der um mehrere Jahrhunderte länger ist, als derjenige zwischen Kleopatra und der Königin Victoria von England. Aber um das Jahr

4500 v. Chr., in welches die Regierung des Cheops zu setzen ist, wurde die große Sphinx schon einer Restauration unterworfen. In welche fabelhafte Vorzeit mag sie daher hinaufragen? In Abydos sahen wir die neuerdings durch andere Funde bestätigte Liste der ägyptischen Herrscherdynastien, welche letztere bis zum Jahre 5000 v. Chr. emporführen. In einer Pyramide bei Sakkara hat man zwei kleine, jetzt im Museum zu Kairo aufbewahrte Bildsäulen gefunden, die einer gleich frühen Vorzeit angehören. Dieselben zeugen von einer seltenen Kunstfertigkeit des Werkmeisters, und wie viele vor dieser Epoche liegende Jahrtausende muß man annehmen, damit die ägyptische Kultur zu der Höhe gedeihen konnte, um dergleichen hervorzubringen! Alle unsere bisherigen Vorstellungen über die Menschengeschichte werden hierdurch umgewälzt. Durch die unsinnige, in den Büchern des Alten Testaments keine Begründung findende Annahme, die Erde sei höchstens sechstausend Jahre alt, sind unsere Zeitanschauungen unnatürlich beschränkt worden, während schon die Griechen von dem ungeheuren Alter menschlicher Kultur eine Ahnung hatten. Jetzt müssen auch dem Blindesten hierüber die Augen aufgehen, und wir haben uns nur zu hüten, nicht in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen, wie die Buddhisten es thun, wenn sie nach Kalpas oder Perioden rechnen, die kein menschlicher Geist mehr fassen kann.

Uebrigens abgesehen von den ganz neuen Ideen, die sich mir auf dieser Reise erschlossen und durch welche mir letztere von unschätzbarem Wert wurde, — wie entzückend war dieselbe! In der interessantesten Umgebung und zugleich mit einer Behaglichkeit gemacht, die der alleinreisende Privatmann sich nicht verschaffen kann, bot sie täglich neue und wechselnde Reize. Da das Dampfschiff ganz zur Disposition des Großherzogs stand, konnte an jedem beliebigen Punkte ausgestiegen werden, und das Wunderbare auf dieser Fahrt ist,

daß man nicht nur an verschiedenen Orten, sondern gleichsam in verschiedenen Zeitperioden, von dem ersten dämmernden Morgen der Welt an, landen kann. In der Umgegend von Memphis fanden wir uns in die Patriarchenzeit versetzt, indem wir in die Ruhestätten der ägyptischen Erzväter eintraten, und an den Wänden in so frischen Farben, als wären sie von gestern, das Leben der primitiven Ackerbauer und Hirten inmitten ihrer Knechte und Herden abgebildet sahen. Versprach uns dann an einer andern Stelle des Ufers ein Palmenwald während der Glut des Mittags einen angenehmen Aufenthalt unter seinem Schatten, so wurde dort Halt gemacht, und wir lagerten uns unter dessen Wipfeldach, indem wir in den vorüberziehenden Gruppen des Landvolks oder den langen Karawanen mit ihren schwerbeladenen Dromedaren, welche die Produkte aus dem Innern Afrikas nach den Handelsplätzen der Küste führten, Bilder des heutigen Orients betrachteten. In den Felsenhöhlen von Beni Hassan empfing uns hierauf das dritte Jahrtausend vor Christus, und in den Gemälden, die sie überdecken, fanden wir das Treiben und die Hantirungen der Menschen jener entlegenen Epoche in einer Aktualität vergegenwärtigt, daß wir glauben konnten, in ihrer Mitte zu leben. Dann wieder stiegen wir am entgegengesetzten Ufer aus, und ein kurzer Ritt durch eine Allee breitblätteriger Sykomoren brachte uns nach der Stadt Siut, die mit ihren von Zeltdecken überspannten Straßen und Bazars und ihren rauschenden Brunnen in den Vorhöfen der Moscheen zu den anmutigsten Orten des Morgenlandes gehört. Aus der Gegenwart aber traten wir von neuem in die mächtige Vergangenheit, unter die Tempel, Paläste, Obelisken und Bildsäulen von Theben, die nicht von Menschenhand, sondern von der schaffenden Natur ausgeführt zu sein scheinen, da man nur dieser die Kraft zutrauen möchte, so ungeheure Steinmassen aufzurichten. Dort sah ich meinen alten Freund Memnon wieder, an dessen Fuße

ich schon zweimal bei anbrechendem Morgen gelauscht, ob ich von seinen Lippen den Gruß an das Licht vernehmen würde. Da ich den ersehnten Ton die beiden vorigen Male nicht gehört, entsagte ich der Hoffnung, jetzt Zeuge davon zu sein, und begnügte mich damit, den Anfangsbuchstaben meines Namens in den Koloß einzugraben. Spätere werden vielleicht glauben, einer der altrömischen Touristen, deren Namenszüge schon daselbst zu lesen sind, etwa ein Centurio der zehnten gallischen Legion, habe sich durch diese Initiale verewigen wollen. Wenn hier wie zu Karnak und Luxor uns noch das alte, obgleich schon von seiner Höhe herabgesunkene Aegypten umfangen hatte, traten wir zu Edfu in einen Tempel der Ptolemäerzeit, der noch so wohl erhalten ist, als könnte der Dienst der Isis und des Osiris morgen wieder seinen Einzug in ihn halten. Derselbe gibt bereits von einer ganz andern Zeit Kunde, als das Pharaonenreich längst in Trümmer gegangen war und auch dessen Glaube am Rande des Unterganges stand. Zu den altheiligen Tempeln, welche die noch lebendige Religion ihrem Kultus geweiht hatte, verhält sich dieser, wie unsere modernen Kirchen zu den Domen und Münstern des Mittelalters. Mir drängte sich hier, wie noch mehrfach auf der Nilfahrt, die Betrachtung auf, daß unter allen Religionen der Welt keine, auch nicht die brahmanische und buddhistische, eine auch nur annähernd so lange Dauer gehabt hat, wie die ägyptische, was uns, wenn sie auch einen tieferen esoterischen Gehalt besaß, bei dem unsinnigen und uns schwer verständlichen, mit ihr verbundenen Tierdienst als kaum denkbar erscheint. Während dieselbe nach dem Einbrechen des Hellenismus allmälich erlosch, erhoben sich auf ihren Trümmern nach und nach andere Götterlehren, die sich gegenseitig ablösten. Nicht sehr lange währte die Herrschaft des olympischen Zeus, der mit der ihm eigenen Toleranz nichts dagegen hatte, daß das Volk neben ihm auch noch seine Katzen, Ibisse und Hunde anbetete. Dann bevölkerte sich das

Nilthal, besonders die thebaische Wüste, mit christlichen Anachoreten, die sich die Felsengrotten und Grabhöhlen der Pharaonen zu Wohnstätten erlasen. Durch den Einbruch der Araber, die in dem Sturm ihres ersten Glaubensenthusiasmus die halbe bewohnte Welt ihrem Propheten unterwarfen, wurde nun auch das Christentum zurückgedrängt; nur noch hier und da verkündigt Glockenklang aus einem koptischen Kloster, daß dort das Kreuz verehrt wird. Der herrschende Glaube aber ist seit mehr als einem Jahrtausend der moslimische, und Aegypten ist jetzt das Zentrum geworden, von dem aus sich der letztere immer weiter in das Innere von Afrika verbreitet. In der That ist es traurig zu denken, daß gerade diese an Gehalt so arme Religion diejenige ist, welche fort und fort die meisten Proselyten gewinnt, während unsere Missionäre, wie dies offenkundig, schlechte Geschäfte machen. Freilich ist die Lehre, welche die Letzteren verbreiten, nicht diejenige, welche Jesus als die seinige anerkennen würde; allein sie könnte doch immer segensreich für die Menschheit sein, insofern sie von Entstellungen gereinigt und dem Geiste ihres Stifters gemäß in eine wahre Religion der Liebe verwandelt würde. Der Muhammedanismus dagegen ist nicht erst durch spätere Zuthaten verunstaltet worden; er ist an sich starr und beschränkt, und eine Läuterung läßt sich bei ihm nicht denken.

Wenn die Nilfahrt schon von Beginn an hoch genußreich ist, so wird sie von Theben stromaufwärts wahrhaft entzückend. Die Ufer nehmen malerische Formen an; Dörfer mit ihren weißen Minareten, von denen der Ruf der Muezzins erschallt, blicken aus Bananengrün und zwischen Palmengruppen hervor. Bei Assuan heben sich steile Felsengebirge, wo noch die Steinbrüche zu erkennen sind, aus denen die ungeheuren Blöcke zur Erbauung der Tempel und Paläste nach Unterägypten geführt wurden. Nun beginnt der Fluß wirbelnd und schäumend über Klippen hinzuschießen, wodurch die Fahrt unterbrochen wird,

indem man den weiteren Weg zu Pferde oder zu Kameel längs des Ufers zurücklegt. Die Insel Philä erschien mir auch diesmal als einer der herrlichsten Punkte der Erde, der, wenn auch Aegypten sonst nichts Merkwürdiges böte, allein wert wäre, daß man die Reise dorthin unternähme. Es ist nicht bloß der unsäglich pittoreske Charakter dieses Eilands, es ist ein mit Worten nicht auszusprechender mysteriöser Reiz, der es so einzig macht. Man möge darüber lächeln: aber während ich in seinem altheiligen Tempel stand, der mit den vieltausendjährigen Säulen auf den unten flutenden Nil hinabblickt, glaubte ich, bei längerem Weilen werde mir das dort von Urzeiten her verborgene Weltgeheimnis offenbar werden. Doch ein solches Bleiben war mir nicht gestattet. Nachdem noch in Booten, weil das große Dampfschiff nicht weiter nilaufwärts zu gehen vermochte, ein kleiner Ausflug nach Nubien gemacht worden war, wurde die Rückfahrt angetreten und unter anregenden Gesprächen und wiederholten Besuchen der schon zuvor besichtigten Lokalitäten vollendet. Da wir auf dem Schiffe mit allem Köstlichen bedient wurden, was die Verschwendung des Khedive nur zu liefern vermochte, glich die ganze Reise einem Hoffest. Wer aber meinen möchte, es habe den Großherzog in Verlegenheit setzen müssen, eine so kostbare Gastfreundschaft entgegenzunehmen, dem will ich verraten, daß das von ihm Empfangene doppelt und dreifach durch Spenden an die Dienerschaft, wie an die Beamten des Gastgebers bezahlt wurde. Weil nach Sitte des Orients jeder empfangene Dienst von fürstlichen Personen mit Gold aufgewogen werden muß, wurde nicht nur die Nilreise weit teurer, als wenn das Schiff gemietet worden wäre, sondern auch in Kairo war der Besuch jeder Moschee, jedes Palastes mit bedeutenden Kosten verbunden. Allein derlei Ansprüche, die im Morgenland an reisende Souveräne gemacht werden, sind noch am leichtesten zu befriedigen. Viel schwieriger wird das Verhalten der im ganzen Orient

grassirenden Sucht nach Ehrenzeichen gegenüber. Diese ist so groß, daß jeder Türke oder Araber, um die kleinste Medaille zu erhalten, seine Seele dem Iblis oder Satan der muhammedanischen Sage verkaufen würde. Schon flatterte seit der Anwesenheit des deutschen Kronprinzen mancher rote Adler in Aegypten umher; auch der Franz-Josephsorden zeigte sich da und dort auf der Brust von Offizieren und Beamten, und hierdurch war die Gier nach dergleichen Zierat eine allgemeine geworden. Deshalb entstand nun ein Jagen und Wettrennen nach dem Orden der wendischen Krone, und das Verhalten des Großherzogs so vielfältigen Ansprüchen gegenüber wurde ein höchst schwieriges. Er verteilte übrigens schließlich, der vielen enttäuschten Mienen nicht achtend, seinen Hausorden mit weisem Maße nur da, wo es gar nicht zu umgehen war, in einigen Exemplaren. Einzig die kleine Medaille wurde etwas häufiger verliehen, und schon sie erregte den mit ihr Beglückten einen wahren Freudentaumel. Ich sah einen zur Dienstleistung beim Großherzog kommandirten Hofdiener des Khedive ganz außer Fassung geraten und wie ein Kind vor Freude weinen, als ihm das Ehrenzeichen überreicht wurde.

Die Weiterreise ging nun auf der Eisenbahn nach Suez, wo wir ein auffallendes Beispiel von den Wunderwirkungen des Lichtes in diesen Gegenden erlebten. Die Stadt liegt in einer öden, unfruchtbaren Bucht und gewährt, bei Tage gesehen, einen traurigen Anblick. Am Abend unserer Ankunft jedoch, als die Sonne ihre glühendsten Strahlen über sie hinbreitete, war das Schauspiel wirklich zauberhaft. Das Rote Meer glänzte und funkelte weithin wie das geschmolzene Metall in einer Esse, und auf den Felsen wie Sandhügeln der Küste brach sich der Schein in immer wechselnden Farben von einer Pracht, wie sie in nördlicheren Zonen unbekannt ist, aber auch nur auf solchem nackten, von aller Vegetation entblößten Boden zum Vorschein kommt, gleichsam als sollte dieser dadurch

für den Mangel an allem Pflanzenwuchs entschädigt werden. Der Kanal von Suez, durch welchen nun der von Vasco de Gama entdeckte Seeweg nach Ostindien sehr an Bedeutung verloren hat, wird diesem Hafen einen mächtigen Aufschwung geben. Und schon jetzt sahen wir ihn mit zahlreichen Schiffen aller Länder erfüllt. Die Fahrt auf der neuen Wasserstraße war ziemlich monoton. In der an ihr etwa in der Mitte zwischen dem Roten und dem Mittelländischen Meer gelegenen jungen Stadt Ismailia flutet die Wüste durch die Straßen, und sie kann im Kleinen einen Begriff davon geben, wie Palmyra beschaffen gewesen sein mag. Weiterhin nach dem Nordende des Kanals zu gewährte es Interesse, große Scharen von roten Flamingos, wie auch mehrmals Luftspiegelungen zu sehen, welche täuschend Bäume und Gebäude darstellten, dann plötzlich in nichts zerflossen. Auf dem Dampfschiffe, das uns von Port Said nach dem heiligen Lande führte, machte ich Bekanntschaft mit einem uralten Mönch, dessen langwallender weißer Bart und von Runzeln tief gefurchte Stirn ihn hätten für Ahasver gelten lassen können. Er war ein Spanier von Geburt, aber schon vor siebenzig Jahren nach Südamerika gekommen, wo er in einem Franziskanerkloster der Republik Columbia seitdem gelebt. Jetzt mehr als neunzig Jahre alt, hatte er den Pilgerstab ergriffen, um die Sehnsucht seines Lebens zu erfüllen und die heiligen Stätten von Jerusalem zu begrüßen, wo er sich auch zu Grabe zu betten dachte. Es war mir rührend, aus seinen Reden zu entnehmen, wie er ganz fremd in unserer Zeit war und noch in den Tagen des Stifters seines Ordens zu leben schien. Alle die großen Ereignisse unseres Jahrhunderts waren unbeachtet an ihm vorübergegangen; er kannte außer der Geschichte des Neuen Testaments nur die seines Heiligen, dessen Leben er in allen seinen Einzelheiten zu erzählen wußte, als sei er selbst dabei zugegen gewesen. — Bei der Landung in Jaffa, dem Joppe der

Kreuzfahrer, fand der Großherzog alle Vorbereitungen zu seiner Reise durch Palästina und Syrien getroffen. Dieselben waren ihm, da er das Einfache liebte, zu großartig; aber der Orient ist von Alters her das Land des Pompes. Ein Fürst wird nicht als solcher angesehen, wenn er nicht mit einem Aufwand äußeren Glanzes reist. So waren denn auf Befehl des Sultans aus Konstantinopel nicht allein mehrere höhere Offiziere nach Jaffa beordert worden, um den hohen Gast zu empfangen und ihn überall auf türkischem Gebiet zu begleiten, sondern es fand sich dort auch eine mehr als hundert Mann starke Abteilung osmanischer Soldaten, die als Schutzwache auf der Reise dienen sollte. Zugleich war zum Zweck der Begrüßung der Pascha von Jerusalem, ein in seiner Art gebildeter Mann, der geläufig französisch sprach, in Jaffa angelangt. Von der sehr anmutig zwischen Südfruchthainen gelegenen Hafenstadt wurde so der Ritt in das Innere des Landes in zahlreicher Gesellschaft auf Rossen, wie man sie sich nicht besser wünschen konnte, angetreten. Voraus flatterte uns, wie beim jedesmaligen Aufbruch, die Fahne des Deutschen Reiches. Das erste Nachtquartier, nachdem wir am Nachmittage ausgeritten waren, bot uns das schon in der Geschichte der Kreuzzüge oft vorkommende Kloster Ramleh. Dort fand ich unter den Mönchen viele Spanier und war bald in lebhafter Unterhaltung mit ihnen. Dieselben waren fast sämmtlich seit vielen Jahren von ihrem Vaterlande entfernt, und ich konnte mehreren von ihnen Nachrichten über ihre Heimatstädte geben, die ich weit genauer kannte als sie. Der fernere Ritt von hier nach Jerusalem war ziemlich ermüdend; aber sowohl die Großherzogin, als die sie begleitenden Damen zeigten sich als wahre Heroinen. Auch auf den späteren, oft noch viel anstrengenderen Tagesreisen über die unwegsamsten Gebirge verschmähten sie es stets, von den für sie bereit gehaltenen Sänften Gebrauch zu machen, und überließen diese den weichlichen Kammerzofen.

Je mehr man sich der Hauptstadt Palästinas nähert, desto mehr nimmt die felsige Gegend den Charakter der Verödung an, als ob sie von einem Fluche getroffen sei. Da ich schon zweimal früher in Jerusalem gewesen war, konnte der Eindruck auf mich kein so gewaltiger sein, wie die heilige Stadt ihn auf die Anderen ausübte. Dennoch vermochte auch ich mich nicht dem Bann zu entziehen. Mag unser Geist reichere Nahrung in Hellas empfangen, die volle Befriedigung für unser Herz finden wir doch erst auf dem Boden, wo Christus gelebt und gelehrt. Daher begreife ich den Drang, der seit achtzehn Jahrhunderten so zahllose Scharen von Pilgern nach dem heiligen Lande getrieben, der Peter den Einsiedler begeisterte, das Abendland zu den Kreuzesfahrten aufzurufen, und den Kriegerscharen über Länder und weite Meere nach Osten voranzuziehen. — Seit ich zuletzt in Jerusalem gewesen, hatte sich die damals durch den Fanatismus der Moslimen noch argwöhnisch gehütete sogenannte Moschee des Omar auch den Ungläubigen erschlossen. Es war mir hochinteressant, den imposanten Kuppelbau nun nicht nur von dem prachtvollen Platze vor ihm aus genau zu betrachten, sondern auch sein Inneres betreten zu dürfen. Auf der seit uralten Tagen heiligen Stätte aufgeführt, wo Abraham sich zur Opferung des Isaak angeschickt haben soll, wo dann der salomonische Tempel stand, und von wo Muhammed auf dem Wunderrosse Al Borak seinen Luftritt nach Damaskus angetreten, gilt dieser Tempel den Muhammedanern als der heiligste neben dem von Mekka. Derselbe ist in einem von den übrigen alten Moscheen völlig verschiedenen Stil gebaut und erinnert weit mehr an die Sophienkirche in Konstantinopel, als an die älteren Gotteshäuser des Islam. Es ist nun zu verwundern, daß bis auf die jüngste Zeit Niemand auf den Gedanken gekommen ist, diese angebliche Moschee des Omar trage einen falschen Namen

und sei vielmehr eine christliche Kirche, und gleich ihrer Zwillingschwester, der Hagia Sophia, ein Bau des Justinian. Auch ich war damals in der herkömmlichen Meinung so befangen, daß mir dieser nahe liegende und sich fast von selbst aufdrängende Gedanke nicht kam. Erst neuerdings hat Professor Sepp in München die Richtigkeit desselben mit sehr einleuchtenden Gründen dargethan. Als der Chalif Omar Jerusalem eroberte, weihte er die prachtvolle Kirche dem Islam. Nachher aber wurde diese Thatsache vergessen und der Bau ihm selbst zugeschrieben. — Ein seltsames Gebäude war seit meiner letzten Anwesenheit auf der Höhe des Oelbergs entstanden, eine sogenannte Vater-Unser-Kapelle, an deren Wänden das Pater noster in allen möglichen Sprachen der Welt angeschrieben steht. Eine französische Fürstin, deren Bekanntschaft wir auch machten und die Jerusalem zu ihrem Aufenthaltsort gewählt hat, ließ dies Gebäude als Dokument ihrer Frömmigkeit mit großem Kostenaufwand herstellen. Hätte die gute Dame das Gebet des Herrn als eine Art Polyglotte in den verschiedenen Sprachen drucken lassen, wie dies schon vor langer Zeit der Philolog Vater in einem jetzt selten gewordenen Bande gethan hat, so würde sie mit einer weit geringeren Geldausgabe der Welt einen größeren Dienst erwiesen haben. — Nachdem wir die Hauptstadt Palästinas verlassen, begann nun ein Nomadenleben, wie es schöner nicht gedacht werden kann. Ich hatte früher schon verschiedentlich ein solches auf meinen Reisen geführt, aber dabei immer mit mancherlei Unbequemlichkeiten zu kämpfen gehabt. Diesmal jedoch war die Freiheit des umherschweifenden Beduinen mit dem exquisitesten Comfort vereinigt. Gleich den Arabern von Yemen, deren ungebundenes Naturleben in den Liedern der Hamasa so verlockend geschildert wird, führten wir unsere beweglichen Zelte von Ort zu Ort mit uns, und dieselben bildeten Abends immer ein stattliches Lager, das sich ganz wie das eines Wanderstammes ausnahm. In

der Mitte ragte das Zelt des Großherzogs und seiner Gemahlin, und es ist zu zweifeln, ob das des Königs und Dichters Amrul Kais gleich stattlich gewesen. Umher aber reihten sich zahlreiche andere, und ich habe nie in Prunkgemächern so selig geschlafen, wie unter meinem Leinenbaldachin. Zugleich war für reichliche und ausgesuchte Mahlzeiten, bei denen es an französischen und rheinischen Weinen nie mangelte, gesorgt. Auch zur Mittagszeit lud uns immer ein geräumiges Zelt zur Rast und Erquickung ein. Beinahe lästig war die große militärische Bedeckung, die der Reise den Anschein eines kleinen Feldzugs gab. Sie ließ sich jedoch nicht zurückweisen; das Höchste, was erreicht werden konnte, war, daß sie in einiger Entfernung folgte. Unser erster längerer Ritt galt einem Ausfluge nach dem Toten Meere. Bald hinter dem lieblich gelegenen und von Weinpflanzungen umgebenen Bethlehem nimmt die Gegend ein wildes Aussehen an, und durch zerrissene Schluchten über schroffe Felsgebirge hin gelangten wir an das Kloster Mar Saba. Der Patriarch von Jerusalem hatte Befehl gegeben, daß der Regel des Ordens entgegen der Großherzogin und ihren Damen Eintritt in das Kloster gewährt werden sollte. Allein infolge irgend eines Zwischenfalls war diese Ordre nicht eingetroffen, und nachdem die Thore des Klosters sich den Ankommenden geöffnet, entstand plötzlich in demselben ein allgemeiner Aufruhr, als die frommen Männer der Damen ansichtig wurden. Die eifrigsten der Mönche stürzten ihnen mit dem Ausdrucke des Entsetzens entgegen, als gälte es, böse Geister zurückzutreiben. Kein Parlamentiren von unserer Seite, keine Berufung auf das Gebot des Patriarchen half; die Thore des strengen Cönobiums wurden wieder vor uns geschlossen. Die Ufer des Toten Meers, zu denen wir später nach beschwerlichem Ritt gelangten, tragen den Charakter von Trostlosigkeit und Großartigkeit zugleich. In viel höherem Grade als der Averner See bei Neapel könnte dieses

Binnenmeer als der Eingang zur Unterwelt angesehen werden. So denkt man sich die Gegend, wo Sodom und Gomorrha vom Erdboden verschlungen worden sind, wo die Söhne des Himmels sich sträflich zu den Töchtern der Menschen gesellten und mit ihnen in der Tiefe begraben wurden. Die Umgebung des Toten Meeres, an dessen jenseitigem Ufer die weite arabische Wüste beginnt, und die freundlicheren Gestade des Jordan, wohin wir nachher gelangten, sind die Scene des Vorspiels zu dem großen Mysterium von Christi Leben und Passion. Hier glaubt man dem Johannes zu begegnen, der, in Tierfelle gehüllt, sich von Heuschrecken und dem Honig wilder Bienen nährend, von Ort zu Orte zieht, um die Menschen zur Buße zu mahnen. In Jericho, wo gläubige Hebräer ihren Glaubensgenossen noch Reste der vor Josua's Drommetenschmettern eingestürzten Mauern zeigen, genossen wir, obgleich wir uns noch in der Mitte des Winters befanden, eines wahren Sommerabends. Desto größer war der Kontrast, als wir von hier aus noch einmal zum Nachtquartier nach Jerusalem zurückkehrten. Es schien, als ob wir um viele Breitengrade nach Norden gerückt wären, und ein wärmendes Kaminfeuer that sehr wohl. Nun ging es weiter durch das Gebirge Judäas, auf steilen Wegen empor und hinab. Wer nie in diesen Gegenden gereist ist, wird zuerst ein Gefühl von Bangigkeit nicht unterdrücken können, wenn der Pfad über Steingeröll an tiefen Abgründen hinführt und jeder Tritt des Pferdes mit Sturz in jähe Schlünde zu drohen scheint. Allein Gefahr würde doch nur vorhanden sein, wenn man die mit diesen Wegen vertrauten Rosse nach eigenem Willen lenken wollte. Nach anstrengenden Tagereisen gelangten wir aus den Felsenwildnissen, in deren Mitte die alte Hauptstadt Samaria's, Sichem, liegt, in die langgestreckte Ebene von Esdraelon, von wo wir den Weg seitwärts dem Meere zu nach der kleinen Hafenstadt Chaifa einschlugen. Hier begrüßten

uns die Mitglieder einer in deren Nähe angesiedelten deutschen Kolonie. Dieselben sind aus Schwaben und gehören einer religiösen Sekte an, deren Glaube es ist, daß die auf dem heiligen Boden Palästinas Sterbenden beim Weltgericht am ersten Aussicht haben, ins Paradies aufgenommen zu werden. Eine große Weite der Weltanschauung wird Niemand diesen frommen Leuten zuschreiben; sie sollen sich indes vor den meisten anderen Sektirern dadurch auszeichnen, daß sie weniger Gewicht auf Dogmen legen, als auf Fleiß, Redlichkeit und thatkräftige Menschenliebe. Ihre Wohnungen, die in anmutiger, fruchtbarer Umgebung gelegen waren, machten einen äußerst angenehmen Eindruck. Wir unternahmen von hier einen Ausflug nach dem Kloster des Berges Karmel, wo ein Tag verbracht wurde und wo ich noch den einen oder andern der mir bei meinem Aufenthalt dort vor mehr als zwei Dezennien bekannt gewordenen Mönche zu treffen hoffte, jedoch eine ganz neue Bewohnerschaft fand. Indem ich aus dem Fenster derselben Zelle, die mich damals beherbergt hatte, auf das Meer und die fernen Schneegipfel des Libanon blickte, fühlte ich ein Schauern, weil ich mir sagte, daß seit jener Zeit schon nahezu ein Menschenalter verstrichen sei, und daß noch weitere zwei Dezennien das äußerste Maß wäre, welches noch durchleben zu dürfen ich hoffen könne. Der Gedanke an den Tod, wenn er uns plötzlich in seinem ganzen Ernste entgegentritt, breitet immer einen düstern Schatten über unsern Geist. Glücklich, wer sich wenigstens in seiner letzten Stunde bewußt ist, daß er sein Leben nicht ganz schlecht angewandt hat, daß die Zahl der ihm zugemessen gewesenen Tage, welche ihn verklagen können, sie nutzlos vergeudet zu haben, keine zu große ist! — Ich fand die jetzigen Bewohner des Karmelklosters weit minder zuvorkommend, als die ehemaligen, und nur mit Mühe gelang es mir, Zutritt zu der mir von früher her vertrauten Bibliothek zu erlangen. Die Bände dort waren mit dickem Staube

überdeckt, so daß mir der Argwohn aufstieg, seit meiner letzten Anwesenheit seien sie von Niemandem berührt worden. — Auf dem Ritt von hier nach Acre, der immer in der Nähe des Meeres hinführte, tummelten sich die uns begleitenden türkischen Krieger in wilden Evolutionen auf ihren feurigen Rossen um uns her, indem sie, ihre Rohrlanzen schwenkend und schleudernd, das Dscherridspiel aufführten. Vor S. Jean d'Acre zog der Pascha dem Großherzog zu feierlichem Begruß entgegen, geleitete ihn alsdann in die Stadt und diente ihm als Führer bei der Besichtigung von deren Festungswerken, die freilich von geringer Bedeutung sind und selbst dem kleinsten abendländischen Heere nicht lange Widerstand leisten würden. Um die Mauern von Acre schweben die Schatten Bohemund's, Tancred's und des Richard Löwenherz, wie wir denn auch auf der weitern Reise durch verfallenes Gemäuer, Türme und halbgestürzte Kastelle häufig an die Zeit erinnert wurden, als dort der Kampf zwischen Kreuzfahrern und Saracenen wogte und sich in den christlichen Königreichen, die auf den Trümmern arabischer Herrschaft errichtet wurden, Ritterburgen nach Art derer am Rhein erhoben. — Vom alten Ptolemais ging es nach Nazareth, das in seinem lachenden, jetzt in vollem Frühlingsschmuck prangenden Thale wohl den Wunsch nach längerem Aufenthalt erregen konnte. Die Heimat Christi ist vorzugsweise von Nazarenern bevölkert, und verschiedene ihrer Konfessionen haben hier ihre Kapellen oder Gotteshäuser: außer der römisch- und griechisch-katholischen auch die protestantische. Welche derselben würde der Meister, dessen Lehren sie alle in ihrer einzig wahren Gestalt zu besitzen behaupten, wohl anerkennen? Ich glaube, keine. Von einem Priester der griechischen Kirche, mit dem ich mich bei einer Wanderung durch die Umgebung von Nazareth in ein Gespräch einließ, hörte ich, was mir schon verschiedentlich auf dieser Reise entgegengetreten war, daß die jüngste große Machterhebung Deutschlands einen außer-

ordentlichen Eindruck auf die Christen in Palästina und Syrien gemacht habe, und daß Viele die Erwartung hegten, das neue Reich werde Besitz vom heiligen Lande nehmen. Speziell an die Reise des Großherzogs knüpfte sich sehr allgemein die Vermutung, er wolle diese Gegend eingehend besichtigen, um deren Occupation durch Deutschland vorzubereiten. Meine Versicherungen, daß auch nicht der geringste derartige Gedanke obwalte, fanden bei dem Priester keinen Glauben. Daß die Christen im Orient lebhaft einen Wechsel der Herrschaft wünschen, begreift sich; denn wenn sie auch weit minder von der osmanischen Regierung zu dulden haben, als ehemals, müssen sie doch stets vor dem Fanatismus der moslimischen Bevölkerung zittern, der wohl bisweilen erloschen zu sein scheint, jedoch immer als Funke unter der Asche glimmt und, durch irgend einen Umstand angefacht, plötzlich in zerstörende Flammen ausbrechen kann. Ich will mich nicht in den Rat der Mächtigen eindrängen, gestehe jedoch, ich möchte noch erleben, daß der Beherrscher des Deutschen Reiches in die Fußstapfen der beiden großen Hohenstaufen tritt, um seine Fahne in Palästina aufzupflanzen, aber das Land nicht in blutigem Kriege zu verheeren, sondern dort ein Reich der Zivilisation und Toleranz nach dem Sinne Nathan's des Weisen zu gründen. — Der Weg nach dem Berg Tabor durch frühlingsgrüne Wiesen zwischen blühenden Mandel- und Pfirsichbäumen war von großer Schönheit. Der Gipfel des heiligen, steil zu erklimmenden Felsens glänzte am Nachmittag, als die Strahlen der sinkenden Sonne ihn verklärten, wie auf Rafael's Transfiguration. Von der Höhe erblickten wir zuerst den See von Genezareth, zu dem wir nun hinabritten, um die Zelte an seinen Ufern zu schlagen. Ueberall in diesen Gegenden ist eine starke christliche Bevölkerung, und in der Stadt Tiberias mußten wir notgedrungen infolge der Aufforderung der dortigen griechischen Gemeinde, die uns mit fliegenden Fahnen entgegenzog,

einem Gottesdienste mit entsetzlicher Musik beiwohnen. Ein Priester deklamirte eine lange, pomphafte Kasside in arabischen Versen an den Großherzog, und das gab mir unvermutet einen historischen Aufschluß, auf den ich bisher nicht verfallen war. Die Geschichtsschreiber der spanischen Araber, die so oft Poesien in ihre Prosa einflechten, teilen nicht selten Gedichte mit, in welchen moslimische Poeten die kleinen christlichen Fürsten der Halbinsel ansingen. Bisher hatte ich dies nun als einen Beweis angesehen, daß unter den spanischen Christen das Verständnis der arabischen Sprache, auch der so sehr schwierigen Poesie, mehr verbreitet gewesen sei, als man gewöhnlich glaubt. Was ich heute erlebte, legte mir dagegen den Gedanken nahe, auch die Fürsten Spaniens und ihre Umgebung hätten von den ihnen vorgetragenen Versen ebensowenig etwas verstanden, wie der Großherzog und wir von der langen Kasside. Ich selbst, der ich mich so viel mit dem Arabischen beschäftigt habe, konnte wohl einige Stellen des langatmigen, in Metaphern und Hyperbeln schwelgenden Gedichtes verstehen, das der Geistliche mit großem Pathos recitirte, allein Vieles darin blieb mir unklar, und ich hätte den Sinn erst nach sorgfältigen Studien mit Hilfe des Lexikons herauszubringen vermocht. Vermutlich würde jedoch der Text ein solches Studium nicht belohnt haben, und ich erbat mir daher von dem Verfasser keine Abschrift seines Werkes. Wir Alle waren herzlich froh, als wir, den schmutzigen Straßen von Tiberias entronnen, ein Boot besteigen und eine Fahrt auf den dunkelgrünen Wellen des Sees machen konnten. Wenn das ganze gelobte Land durch Jesu Leben zu einem Tempel geweiht worden ist, so muß das „Galiläische Meer“ als dessen Allerheiligstes angesehen werden, denn auf einer Höhe an seinen Ufern hat Christus die Bergpredigt gehalten, in welcher sich seine himmlische Seele am reinsten ausgesprochen, und die nebst einigen verwandten Stellen des Neuen Testaments das echte

Evangelium enthält. Alle Apostelbriefe, alle von dem dumpfen Sinne von Menschen, die den göttlichen Meister nicht zu fassen wußten, ausgebrüteten Glaubenssätze werden, so Gott will, von dem reinen Lichte dieses Evangeliums aufgezehrt werden, und wenn diese Zeit kommt, wird die Menschheit zum See Genezareth wallfahrten. Von allen geweihten Bergen der Erde, dem Alburs der iranischen Göttersage, dem Meru, dem Olymp, dem Sinai, dem Tabor, ist der heiligste derjenige, auf dem die Bergpredigt gehalten ward. — Unser fernerer Weg nach Norden war reich an landschaftlicher Schönheit, besonders in der wildromantischen Umgebung von Banias, und führte, überragt von dem Schneegipfel des Hermon, durch Schluchten mit verschlungenem Baumdickicht, aus denen die Blüten von Rhododendren und Johannisbrotbäumen hervorleuchteten. In der Hauptstadt Syriens, Damaskus, waren Vorbereitungen zu glänzendem Empfang des Großherzogs getroffen worden. Etwa eine Meile vor der Stadt fanden wir ein Zelt von königlicher Pracht aufgeschlagen; vor ihm harrten der Gouverneur von Syrien, Subhi Pascha, und sein Gefolge von Würdenträgern auf reich geschmückten Rossen des Ankommenden und bezeugten ihm im Namen des Sultans ihre Huldigung. Wir Alle saßen ab und traten auf Einladung des Gouverneurs in das geräumige Zelt, wo wir uns auf Diwans niederließen, um auf morgenländische Art mit Kaffee und Süßigkeiten bewirtet zu werden, dazu auch aus Tschibuks mit gewaltigen Bernsteinspitzen zu rauchen. Nachdem die Zeremonie vorüber, ward der Einzug in Damaskus gehalten, dessen ganze Bevölkerung auf den Straßen und Dächern der Häuser versammelt zu sein schien, um dem Schauspiel beizuwohnen. Die syrische Hauptstadt zeigte sich in der Woche, die wir dort verbrachten, auf die vorteilhafteste Art. Der Frühling hatte die umliegenden Höhen und Thäler reich mit Grün und Blüten geschmückt. Ueber dieselben hinweg blickten die beschneiten Gipfel des

Antilibanon, und der Barada rauschte mit höheren Wellen. An jedem Morgen wurden Spazierritte gemacht, um die Ghauta nach allen Richtungen hin zu durchstreifen oder von einem Hügel eine Aussicht auf die weithingebreitete Stadt zu gewinnen. Dann folgte ein Gang durch die Bazare, und besonders interessant war der Besuch vieler Privathäuser, die sich durch die Pracht ihrer in echt orientalischem Stil gehaltenen Ausschmückung hervorthun. Die inneren Höfe dieser Häuser mit ihren Springbrunnen und marmoreingefaßten Teichen, die Säle und Wohngemächer mit ihren azulejosgeschmückten Wänden, Hufeisenbogenfenstern, tropfsteinartigen Gewölben und vasenverzierten Nischen erinnerten mich lebhaft an die Alhambra sowie an einige alte Häuser in Sevilla und auf dem Albaicin von Granada, wo sich freilich nur noch Reste solcher Herrlichkeit finden. Die arabische Anordnung und Einrichtung der Wohnhäuser ist sicher die für den Süden angemessenste, und man muß sich wundern, daß sie sich von Sicilien aus nicht auch über Italien verbreitet hat. Die großen Säle und Hallen der italienischen Paläste ersetzen nicht diese Höfe, unter deren Arkaden und an deren Wasserbecken die Hausbewohner beim Plätschern der Fontänen selbst die heißen Julitage hindurch angenehme Frische einatmen. — Der Gouverneur, Subhi Pascha, der höchste Würdenträger des osmanischen Reichs nach dem Sultan, veranstaltete in seinem Palast glänzende Feste, die, wenn auch nach europäischem Gebrauch dabei Messer und Gabel in Anwendung kamen, noch genug von orientalischem Charakter bewahrten und beim bunten Lampenschein, welcher Treppen, Korridore und die umliegenden Gärten erhellte, einen märchenhaften Reiz hatten. Man konnte glauben, an Gelagen bei Harun's Lieblingsvezier Dschafr teilzunehmen. Nach der Aussage mehrerer türkischen Offiziere war der Gastgeber Subhi zugleich der bedeutendste Gelehrte und Dichter des heutigen osmanischen Reichs. Er soll ein großes philosophisches Werk

und einen umfangreichen Diwan verfaßt haben. Bei den hohen Lobpreisungen beider Leistungen des seltenen, in seinen Gesichtszügen unstreitig Intelligenz verratenden Mannes, stieg in mir zuerst das Bedauern auf, dieselben bei meiner mangelhaften Kenntnis des Türkischen nicht lesen zu können. Bald aber tröstete ich mich mit der Erwägung, daß die von Hammer in seiner „Geschichte der osmanischen Poesie" mitgeteilten Uebersetzungsproben aus zweitausend türkischen Dichtern nicht eben den Wunsch erregen könnten, den Zweitausendunderſten kennen zu lernen. Was aber das philosophische Werk betrifft, so meinte ich, daß schwerlich ein Muhammedaner sich so weit von der Glaubenslehre des Koran emanzipirt haben werde, um ein anderes, als ein scholastisches System aufzuführen. Uebrigens will ich doch unsere Orientalisten darauf aufmerksam machen, daß es für das Abendland interessant sein könnte, wenn sie dasselbe mit dem philosophischen Werk des türkischen Hegel oder Schelling bekannt machten. Der kommandirende General von Damaskus, dessen Namen ich vergessen habe, beeiferte sich gleichfalls, den nordischen Gast zu feiern, und veranstaltete eine große Truppenrevue. An Bildung stand er dem gelehrten Gouverneur weit nach. Die Unterhaltung mit ihm mußte mittels eines Dolmetschers geführt werden, da er kein Wort einer europäischen Sprache verstand, und bei dem Diner, das er gab, verriet sich seine Ungeschicklichkeit, mit anderen Gerätschaften als den Händen zu essen. — Sehr willkommen war es mir, den Großherzog bei einem längeren Besuch begleiten zu dürfen, den er dem alten Abdel Kader machte. Dieser tapfere und hochgesinnte Mann genoß die allgemeine Achtung und Verehrung ebenso seiner Glaubensgenossen wie der Christen. Nachdem er mit wahrem Heroismus seine Unabhängigkeit gegen die Franzosen verteidigt, dann aber der feindlichen Uebermacht erlegen und längere Zeit Gefangener auf dem Schloß zu Pau gewesen, doch gegen sein Wort, nicht wieder zu den Waffen

zu greifen, freigelassen worden war, hatte er seinen Aufenthalt zuerst zu Brussa, dann in Damaskus genommen. In wirklich bewunderungheischender Weise war hier der Adel seines Charakters bei Gelegenheit des großen Christenmordes vom Jahre 1860 zu Tage getreten. Obgleich selbst gläubiger Moslem, und obgleich von den Christen aus seiner Heimat verdrängt, hatte er sich mit lebhaftem Eifer der Verfolgten und mit dem Tode Bedrohten angenommen und mehr als tausend derselben vor dem Mordschwert der fanatischen Muhammedaner gerettet, welche würgend die Straßen der syrischen Hauptstadt durchzogen. Es war eine bescheidene, jedoch anständige Wohnung, in welcher der greise Emir, ein Mann von mittelgroßer Statur, edlen, den Ausdruck von Wohlwollen tragenden Zügen und noch nicht erloschenem Feuer in den Augen, den Großherzog empfing. Nach einigen einleitenden Begrüßungsworten von beiden Seiten wandte sich das Gespräch alsbald auf den letzten deutsch-französischen Krieg, und Abdel Kader sprach in enthusiastischer Weise sein Lob der deutschen Feldherren und des deutschen Heeres aus. Er zeigte sich aufs genaueste vom Gange des ganzen Krieges, sowie von den einzelnen strategischen Operationen unterrichtet, und was ihm noch zu besonderer Ehre gereichte, war, daß er keine Bitterkeit gegen seine alten Feinde, die Franzosen, an den Tag legte. Das Gespräch, das französisch geführt wurde, währte lange; allein der goldene Strom der Rede, der vom Munde der beiden Sprecher floß, ließ mich beklagen, daß es nicht noch länger dauerte. Als der Emir sich dann mit freundlichen Worten auch an mich wandte und ich ihn in nächster Nähe betrachtete, prägte ich seine edle Erscheinung meinem Gedächtnisse fest ein, und noch heute, wo die Kunde seines Todes die Welt durchfliegt, steht Abdel Kader's Gestalt lebendig vor mir. So mag Sultan Saladdin ausgeschaut haben, der gleich ihm nicht nur viele Moslimen, sondern auch viele Christen seiner Zeit an Edelsinn und Freiheit

des Geistes überragte. — Auf einem Diner beim Gouverneur saß ich an der Seite des englischen Konsuls, und zufällig erwähnte dieser der vielbesprochenen Lady Ellenborough, geborenen Digby, die sich am Schlusse der mannigfachen Irrfahrten ihres Lebens in Damaskus niedergelassen hatte. Zuerst mit einem alten Lord vermählt, war sie seitdem nach wechselnder Verbindung mit, wie man sagt, sieben Ehemännern nach dem Morgenlande gereist und hatte dort dauerndere Befriedigung durch die Vermählung mit dem Häuptling eines in der Wüste zwischen Damaskus und Palmyra umherstreifenden Araberstammes gefunden. Mir war schon früher manches über die Schicksale dieser Dame zu Ohren gekommen, und ich beschäftigte mich mit der Idee, sie zur Heldin eines humoristischen Epos zu machen. Hierzu wäre sie sicher sehr geeignet gewesen. Die englische Aristokratie mit ihrer Prüderie und Bigotterie und die junge und schöne Frau in der Mitte derselben an einen unleidlichen, pedantischen Gemahl gekoppelt, sodann deren Flucht mit einem Gesandtschaftsattaché nach Wien, wo die Salons der diplomatischen und hochadeligen Gesellschaft in der Metternich'schen Zeit zu pikanten Schilderungen Stoff geboten hätten; weiter der Aufenthalt der Lady im München Ludwig's I., wo sie Gattin eines bayerischen Edelmannes wurde und wegen ihrer Schönheit zahlreiche Huldigungen empfing; ferner ihr abenteuerliches Leben in den Nordgebirgen Griechenlands an der Seite eines tapfern Banditenchefs, und wieder die Wintersaison, welche sie in Athen zubrachte, wo sie die glänzendste Erscheinung bei den Hoffesten des Königs Otto war und sogar Einfluß auf die hohe europäische Politik ausübte, indem die Gesandten verschiedener Mächte zu ihren Füßen lagen und ihre Ratschläge für Befehle erachteten; endlich nun der Schluß dieses Lebensromans im Orient, wo sie bald in nomadischer Tracht mit den Beduinen die Wüste durchschweifte, die Kameele melkte und zu ihrer großen Ergötzung die vorüberziehenden

Karawanen ausplünderte, hiernächst wieder zur Abwechselung monatelang ihren Gemahl, der wie alle Beduinen die Städte haßte, verließ und in ihrem kleinen Palast zu Damaskus sich lebhaft mit der englischen Literatur und mit philosophischen Studien beschäftigte — sicher läßt sich nicht leicht ein günstigerer Vorwurf für ein modernes, im freien Spiele des Humors Ernst und Scherz verbindendes Epos finden. Da nun der englische Konsul die Lady kannte und mir anbot, mich bei ihr einzuführen, war ich hocherfreut über die Aussicht, die Heldin meines projektirten Gedichtes persönlich kennen zu lernen. Schon am nächsten Tage begleitete mich der Konsul in ein wohlgebautes Haus, und ein arabischer Diener führte uns die Treppe hinauf in einen eleganten Salon. Während wir einige Minuten dort verweilten, betrachtete ich ein kleines landschaftliches Gemälde, das auf einer Staffelei stand, sowie mehrere umherliegende Farbenskizzen, die von der Beschäftigung der Hauseigentümerin mit der Malerei Zeugnis gaben. Auf den Tischen befanden sich verschiedene Erzeugnisse der neuesten englischen Literatur. Nicht lange darauf trat Lady Ellenborough — so wird sie gewöhnlich nach ihrem ersten Gemahl genannt, obgleich sie seitdem so viele andere Männer gehabt hat — in den Salon. Sie war auf halb orientalische Weise gekleidet, die Brauen und die Augenränder hatte sie nach arabischer Sitte mit Kohol schwarz, die Finger mit Henna rot gefärbt. Ihre Statur war klein, ihr Antlitz trug, obgleich sie sicher sich dem siebenzigsten Jahre näherte, noch deutliche Spuren ehemaliger Schönheit. Da ich nicht erwarten konnte, sie werde von den mannigfachen Abenteuern ihres früheren Lebens oder auch von ihrer nomadischen Existenz in der Wüste erzählen, so mußte ich schon damit zufrieden sein, meine Heroine, die mir bisher nur als Phantasiebild vorgeschwebt hatte, leibhaftig vor mir zu sehen und sie mit beredten Worten die Reize des Aufenthalts im Osten rühmen zu hören. Sie sagte, nachdem

sie diese kennen gelernt, werde sie sich nie entschließen können, in den Rauch und Qualm der europäischen Städte zurückzukehren. Als ich versuchte, die Rede auf einen der Orte, wo sie früher Triumphe gefeiert hatte, zu bringen, wich sie geflissentlich aus und begann ihre arabischen Rosse zu preisen, auf denen sie häufig Spazierritte mache; dann forderte sie mich auf, ihr hinunter in den Stall zu folgen, damit sie mir die edlen Tiere zeigen könnte. Ich entsprach der Einladung und drückte meine Bewunderung der mir von einem jungen Araber vorgeführten Pferde aus, was ihr viele Freude machte und sie veranlaßte, das Geschlechtsregister eines jeden herzusagen. Zuletzt schied ich sehr befriedigt, die Bekanntschaft der Dame gemacht zu haben, die ein Beispiel von Extravaganz darbot, das nur Großbritannien erzeugen konnte. Wie ich allgemein hörte, war Lady Ellenborough, die seitdem aus der Welt der Lebenden abgerufen worden ist, von großer Herzensgüte und machte von ihrem bedeutenden Vermögen hauptsächlich zu wohlthätigen Zwecken Gebrauch. Dies sollte nicht vergessen werden, wenn auch einzuräumen ist, daß sie in Hinsicht der Moralität kein sehr erbauliches Beispiel gegeben hat.

Bei dem Ritt von Damaskus über den Antilibanon erlebte ich seltsamerweise eine Wiederholung dessen, was ich vor vielen Jahren hier erfahren hatte. Nachdem wir den durch malerische Schönheit ausgezeichneten Ort Ain Fidsche, wo der Fluß Barada schäumend aus wilder Felsenschlucht hervorbricht, verlassen hatten, begannen die Wolken, die über dem Gebirge lagerten, Ströme von Regen herabzugießen. Im Thal, wo die Zelte zur Nachtrast aufgeschlagen wurden, war der Boden so durchweicht, daß die Zeltpfähle kaum einen Halt in ihm fanden, und in der Nacht tobte der Sturm so entsetzlich, daß ich immer fürchtete, er werde das leinene Dach über mir wegreißen. An das Heulen der Schakals, das man in Syrien sogar in den bewohnteren Gegenden allnächtlich vernimmt,

hatte ich mich zwar schon gewöhnt; diesmal aber machte es im Verein mit dem Klatschen des Regens und dem Gebrause des Windes einen unheimlichen Eindruck. Am nächsten Tage, als wir höher emporstiegen, trat starkes Schneegestöber ein, und das Unwetter wurde zuletzt so arg, daß wir in den Bauernhäusern eines elenden Dorfes Schutz suchen mußten. In Räumlichkeiten, denen verglichen die der ärmlichsten Alpenhütte in der Schweiz palastartig scheinen können, nahmen wir das Frühstück ein. Nachdem sich der Himmel etwas aufgehellt hatte, waren uns Holzpantoffeln mit enorm hohen Absätzen, die hier im Gebrauche sind, dienlich, um trockenen Fußes die Pferde zu erreichen. Nun ging es in das Leontesthal hinab, wo wir in jähem Wechsel das schönste Sommerwetter fanden. Die berühmten Ruinen von Baalbek machten noch nach Besichtigung derer von Theben Eindruck. Wenn sie ihnen auch an Großartigkeit bei weitem nachstehen, übertreffen sie dieselben doch durch ihre pittoreske Lage. In Beirut, wohin wir uns nun begaben, nahm unser Zeltleben zu meinem lebhaften Bedauern ein Ende. Selbst wenn die Unbequemlichkeiten, die in den letzten Tagen damit verbunden gewesen, noch ferner fortgewährt hätten, ich würde mich ihnen gerne unterworfen haben. Das Sprichwort, nur Reisen sei Leben, ist in vollem Sinne erst von dieser Art des Reisens wahr; und ich begreife, wie die Beduinen vor dem Gedanken, sich in Städten seßhaft zu machen, zurückbeben, wie sie, wenn sie dazu genötigt sind, langsam siechen und hinsterben. Die arabischen Geschichtsschreiber erzählen von einem schönen Mädchen der Wüste, das die Liebe eines Chalifen gewonnen habe und von ihm zu seiner Gemahlin erhoben worden sei. Der Beherrscher der Gläubigen überschüttete sie mit Allem, was ihr Herz nur wünschen mochte; allein aus der Pracht und dem Luxus des Palastes, wo Scharen von Sklavinnen ihrer Gebote harrten, sehnte sie sich in ihre Wüste zurück und entfloh zuletzt zu ihren Stammesgenossen,

um mit ihnen Tags von Ort zu Ort zu streifen, Abends sich und ihnen an dem beweglichen, aus zwei Steinen errichteten Feuerherd ein kärgliches Mahl zu bereiten. Ob das Letztere mir behagen würde, lasse ich zwar dahingestellt; für die Entbehrungen dieser Art fände ich indes bei solchem nomadischen Leben reichlichen Ersatz darin, daß alle die geistigen und körperlichen Leiden von mir weichen würden, denen ich nun bei der Rückkehr nach Europa wieder entgegenging. Es ist wunderbar, welche Heiterkeit, welche Kraft und Frische sich durch Seele und Leib ergießt, wenn man so vom Morgen bis zum Abend zu Rosse sitzt, wie sanft der Schlaf sich auf das Auge senkt, wenn man unter dem Zelt, das der freien Luft des Himmels von allen Seiten Zutritt gewährt, sich zur Ruhe streckt. In auffallender Weise erfuhr ich bei dieser letzten Reise, was ich schon bei meinen früheren ähnlichen gewahr geworden, daß Krankheiten und Unwohlsein, die uns sonst so viele Stunden verbittern, bei der unaufhörlichen Bewegung in frischer Luft keine Macht über uns haben. Die Witterung war während der ganzen Zeit sehr wechselnd gewesen, und fast täglich hatten sich Regenschauer so plötzlich entladen, daß es mir unmöglich wurde, den schützenden Mantel, der vorn an meinen Sattel festgeschnallt war, anzulegen, bevor ich ganz durchnäßt ward. Mit so nassen Kleidern hatte ich dann bis zum Abend den Ritt fortgesetzt; und doch war eine Erkältung, wenn sie eingetreten, immer sehr schnell wieder gewichen. Das Gleiche hatte bei der ganzen Reisegesellschaft stattgefunden.

Als wir in Beirut auf das Schiff gestiegen waren und ich am Abend zum Himmel aufblickte, ward ich mir mit Trauer bewußt, wie weit wir schon der Grenze der Tropen, an der wir uns in Philä befunden, wieder entrückt seien. Der schöne Stern Kanopus, das Lieblingsgestirn der orientalischen Dichter, an dem mein Auge so oft gehangen, stieg schon nicht mehr

über den Horizont, und unaufhaltsam ging es nun nach Norden. Den Inseln Cypern und Rhodos konnte nur ein flüchtiger Besuch gewidmet werden; auf dem letzteren Eiland waren die Wappenschilder an den Häusern wie die sonstigen Denkmale, die noch von dem ehemaligen Aufenthalt der Johanniter Zeugnis geben, besonders jetzt interessant, da dieser Orden in neuester Zeit eine wirklich fruchtbare und segensreiche Thätigkeit entfaltet. Sind die Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem auch nicht mehr die Löwen der Schlacht, welche Tyrus und Accon erstürmt, so haben sie doch ihrem anderen Beruf, dem der Pflege von Kranken und Verwundeten, besonders in dem letzten Kriege ehrenvoll entsprochen. Smyrna begrüßte uns unter dem lachenden Himmel Joniens im vollen Frühlingsschmuck, und ich freute mich, bei einem Ausflug, der von hier nach Ephesus gemacht wurde, die Ausgrabung des Dianentempels in den beiden letzten Jahren rüstig vorgeschritten zu sehen. In Athen, wohin nun die Fahrt ging, wurde ein längerer Besuch bei der griechischen Königsfamilie gemacht. In denselben Räumen des stattlichen, von Klenze erbauten Palastes, wo ich ehemals von König Otto und der Königin Amalie empfangen worden war, herrschte nun ein dänischer, mit einer russischen Prinzessin vermählter Königssohn. Daß dieser Wechsel von segensreicher Wirkung für Land und Volk gewesen, schien an Ort und Stelle von Niemandem behauptet zu werden, selbst nicht von den Anstiftern der Revolution, welche den Thronwechsel herbeigeführt hatten. König Otto war ein durchaus wohldenkender Fürst von den besten Absichten gewesen, und ich hörte vielfach, daß in dem größten Teile der Bevölkerung, nachdem sie ihn verloren, sich Bestürzung und Trauer gezeigt habe. Die Revolte, welche das Ende der bayerisch-griechischen Herrschaft herbeiführte, würde auch wahrscheinlich gar nicht dieses Resultat gehabt haben, wenn König Otto, der sich bei deren Ausbruch unglücklicherweise auf einer

Reise befand, bei seiner Rückkehr sich nicht durch falsche Rat=schläge hätte bestimmen lassen, von der griechischen Küste wieder abzusegeln, bevor er noch in seiner Hauptstadt gelandet. Sehr merkwürdig war mir, was mir ein griechischer höherer Offizier erzählte. Derselbe hatte zu den Häuptern des Aufstandes ge=hört und sich mit einer Deputation an Bord des Schiffes be=geben, auf dem sich Otto befand, um demselben Forderungen der Revolutionäre vorzutragen, die er ohne Schädigung seiner Macht und seines Ansehens nicht bewilligen konnte. Der Offizier sagte nun wörtlich: „Ich habe seitdem eingesehen, daß unser ganzer Aufstand und unsere Forderungen unsinnig waren; König Otto hätte uns Rädelsführer an den höchsten Mast seines Schiffes aufknüpfen lassen und dann an das Land steigen sollen. Das Volk würde ihn mit offenen Armen aufgenom=men haben und die ganze Revolution wäre beendigt gewesen; aber dazu war er zu gutmütig." — Während unseres Aufent=halts in Athen fand die fünfzigjährige Feier der Unabhängigkeits=erklärung Griechenlands unter Kapodistrias statt, und die Ent=hüllung der Statue des Letzteren wurde festlich begangen. Bei dieser Gelegenheit hielten mehrere der griechischen Staats=männer Reden, und der Dichter Valaoritis, der zu den besten aus dem heutigen Griechenland gehören soll, recitirte ein langes Festpoem. Ich lernte Letzteren kennen und erhielt von ihm eine Anzahl seiner Werke zum Geschenk. Beschämt mußte ich ihm einige Tage später bekennen, daß mir, obgleich ich das Neugriechische leidlich zu verstehen geglaubt hätte, in seinen Dichtungen sehr Vieles unklar geblieben sei. Erst nun erfuhr ich den Grund hievon, da Valaoritis mir sagte: während die meisten anderen neueren Dichter seines Volkes darauf aus=gingen, ihre Sprache der altgriechischen möglichst zu nähern, suche er eine größere Popularität seiner Dichtungen dadurch zu erzielen, daß er viele Worte aus dem Dialekt des gemeinen Volkes zur Anwendung bringe. Am Abend des Tages, an

welchem die erwähnte Feier gewesen, fand ein großes Diner im Palaste statt, an dem alle Staatsmänner, Deputirte und überhaupt hervorragende Männer, die Athen besitzt, teilnahmen. Mir war ein Platz dem König schräg gegenüber zwischen zwei ehemaligen Ministern angewiesen. Bei dem Gespräch mit Beiden suchte ich zu vermeiden, daß dasselbe die Wendung auf Politik nehme, die mich auch am wenigsten interessirte. Aber zu meiner großen Verlegenheit unterhielt mich bald der Eine, bald der Andere von den vortrefflichen Eigenschaften des Königs Otto, indem sie es als das größte Unglück für das Land bezeichneten, daß dieser ausgezeichnete Fürst es nicht mehr beherrsche. Da die beiden Exminister ganz ungenirt mit lauter Stimme sprachen, konnte es kaum ausbleiben, daß der Gastgeber, der jetzige König, es hörte, und ich saß daher wie auf Kohlen. — Wenn ich nun nach Allem, was mir in Athen zu Ohren kam, annehmen muß, daß der Rücktritt des Königs Otto, mindestens gesagt, den Neuhellenen keine entschiedenen Vorteile gebracht hat, so möchte es doch voreilig sein, wenn ich behaupten wollte, durch den jungen Herrscher, der an dessen Stelle getreten, sei Unheil über das Land gekommen. Die unbefriedigenden Zustände daselbst rühren von den politischen Parteiungen und von dem persönlichen Ehrgeiz der Volksvertreter her, welche weniger auf das allgemeine Wohl, als auf Ministerstühle für sich selbst hinarbeiten. Nur einem Herrschergenius, wie er nicht in jedem Jahrhundert geboren wird, könnte es gelingen, bei diesem eingewurzelten Uebelstand das Königreich Hellas einigermaßen zu der Höhe zu erheben, die seines großen Namens würdig wäre und welche es erreichen zu sehen Europa während des Unabhängigkeitskriegs der Griechen erwartete.

Da ich schon von meinem früheren Aufenthalt in Konstantinopel mit dem Großherzog gesprochen habe, übergehe ich den diesmaligen. Seit jener Zeit waren verschiedene

Sultane auf den Thron des Eroberers von Byzanz gestiegen und wieder von ihm herabgesunken, oder gestürzt worden. Es waren seitdem schwere Katastrophen über das türkische Reich ergangen; wenn man jedoch schon damals dessen nahen Zusammenbruch erwartet hatte, so stand es noch jetzt aufrecht, und die größte der politischen Fragen — diejenige der Neugestaltung des Orients — war noch ungelöst. Als ich vor achtundzwanzig Jahren vom Turm des Seraskiers einen Umblick über die unermeßliche Stadt gehalten, hatte ich bestimmt geglaubt, in kurzer Frist würde das Kreuz auf den zahllosen Kuppeln und Minareten aufgepflanzt werden. Als ich nun wieder auf derselben Höhe stand und überall noch den Halbmond des Islam blinken sah, staunte ich darüber, mit welcher Macht sich das Baufälligste bloß dadurch, daß es einmal besteht, weiter zu behaupten vermag. Mit bangem Gefühl bekannte ich mir, daß der Untergang der osmanischen Herrschaft am Bosporus und die verheerenden Stürme, die mit ihm verbunden sein würden, nur verschoben seien, daß aber die drohende Wetterwolke noch immer am Himmel hänge und sich in nicht zu ferner Zukunft entladen werde; immerhin fühlte ich eine Befriedigung darüber, daß wenigstens nicht die Fahne Rußlands auf dem Serail und dem Sankt Sophiendome wehte.



Fünfzigstes Kapitel.

Rückkehr nach München. — Wilhelm v. Dönniges. — Justus v. Liebig. — General von der Tann. — Emanuel Geibel. — Bernh. v. Lepel. — Reise nach Dänemark, Norwegen und Schweden. — Winteraufenthalt in den südlichen Ländern.

Mit der Rückkehr nach Deutschland im Sommer 1872, die über das Schwarze Meer und Wien erfolgte, schließe ich diese Abteilung meiner Lebenserinnerungen. Die seitdem verflossene Zeit hat mir neben manchem Erfreulichen doch überwiegend Trübsale gebracht, so daß mein Geist alle seine Kraft aufbieten mußte, um nicht von ihnen erdrückt zu werden. Die meisten derselben sind von der Art, daß ich es für besser halte, Schweigen über sie zu beobachten; denn mit der Erzählung davon würden die alten Wunden wieder aufbrechen. Zu Ereignissen, die einen privaten Charakter tragen, zu Verlusten teurer Verwandten gesellte sich der Tod von Männern, deren Namen auch in weiteren Kreisen erklungen sind, von deren Ableben ich aber besonders schwer betroffen worden bin, weil mich die innigste Freundschaft mit ihnen verbunden hat. Unser ganzes Dasein gleicht der Wanderung über einen Friedhof. Schon in unserer Jugend vergeht kein Jahr, daß sich derselbe nicht mit neuen Grabhügeln an unserer Seite bedeckte; wenn jedoch die zweite Hälfte unseres Lebens begonnen hat, häufen sich die Denkzeichen der Sterblichkeit auf unserem Pfade. Bereits 1868 war der große Künstler

Genelli in der vollen Blüte seines Schaffens von der Erde hinweggenommen worden; und wenn ich schon beklagen mußte, daß die frohen Stunden, die ich alljährlich in Weimar mit ihm verlebte, sich nicht wiederholen sollten, so betrauerte ich noch mehr, daß viele seiner herrlichen Kompositionen, welche, wenn ausgeführt, ein dauerndes Ehrenmal deutscher Kunst in unserem Jahrhundert geworden wären, nun Entwürfe bleiben sollten. Ihm folgte 1871 der geniale Moriz von Schwind, in dessen Atelier ich so oft mit hohem Genusse geweilt, mich bald an der Unterhaltung mit dem gemütvollen und humorreichen Meister, bald an seinen in nie erschöpfter Fülle quellenden Erfindungen ergötzend. Ein schwerer Schlag für mich war sodann der 1872 zu Rom erfolgte Tod von Wilhelm v. Dönniges. Derselbe wird, da seine anfängliche Thätigkeit auf dem Felde der Geschichtschreibung später dem praktischen Wirken hintangesetzt wurde, als Historiker wohl kaum im Gedächtnisse der Nachwelt fortleben; allein unvergessen sollte es bleiben, wie viel er für Förderung des geistigen Lebens in München gethan hat, wie unermüdet er, so lange er Kabinetsrat des Königs Max war, sich bestrebt hat, hervorragende geistige Kräfte in dessen Umgebung zu ziehen. In der bayerischen Hauptstadt hatte ich ihn nur in der ersten Zeit meiner dortigen Anwesenheit getroffen; später, als er auf diplomatische Posten in die Schweiz und nach Italien versetzt worden war, verbrachte ich fast alljährlich Wochen und Monate in seiner Nähe. Mit den mannigfaltigsten Kenntnissen und lebhaftem Interesse für Literatur und Kunst vereinigte er, bei einer oft rauhen Außenseite, ein warmes und selbst weiches Gemüt und gegen seine Freunde ein treues Herz, auf das sie unter allen Umständen zählen konnten. Ebenso tief wie seinen Verlust beklagte ich denjenigen von Justus v. Liebig, der ihm in dem nächsten Jahre im Tode folgte. Liebig hatte mir, seit ich ihn zuerst in München kennen gelernt, wahre

Zuneigung gezeigt, und so entfernt die Wissenschaft, in der er Meister war, auch von dem Kreise meiner Interessen lag, war er meinen Bestrebungen doch stets mit lebhafter Teilnahme gefolgt und hatte nicht nur meinen literarischen Leistungen eine eingehende Beachtung geschenkt, sondern auch das Entstehen und den Fortgang meiner Gemäldesammlung mit großer Anteilnahme begleitet. So oft ich in München war, gehörte er zu den eifrigsten Besuchern meiner Galerie, und ebenso dort, wie auf weiten Spaziergängen, verbrachte ich die angenehmsten Stunden mit ihm. Er hatte ein wirklich kindliches Gemüt und jene Einfachheit und Schlichtheit des Wesens, die stets die Begleiterin des echten Wertes ist. — Ich sehe, meine Totenliste aus dem letzten Jahrzehnt schwillt an; ich müßte, wollte ich vollständig sein, ihr noch die Namen mancher meiner Freunde hinzufügen, will mich indes mit einem einzigen begnügen: es ist dies derjenige des Freiherrn Ludwig von der Tann, der im Frühjahr 1882 seinem Vaterlande entrissen wurde. Da er im intimsten Umgange mit König Max stand, war ich früh in Beziehungen zu ihm getreten und hatte ihn wegen seines edlen, für alles Hohe und Große begeisterten Herzens überaus lieb gewonnen. Er glühte von deutschem Patriotismus und hatte dies schon in der Jugend als Freischarenführer in Schleswig-Holstein gezeigt. Der Krieg von 1866, in welchem er ganz wider Willen, aber dem Militärgesetz gehorchend, auf der Seite Oesterreichs stehen mußte, brachte ihn in einen Kampf widerstreitender Empfindungen, der, wie ich glaube, seiner Gesundheit den ersten Stoß gegeben hat. Am Schluß desselben schien mir der noch im besten Mannesalter Stehende um viele Jahre älter geworden zu sein. Noch einmal flammte im Jahre 1870 seine kräftige Natur in jugendlichem Enthusiasmus auf, und die Welt weiß, wie Großes er im deutsch-französischen Kriege als Führer des I. bayerischen Armeecorps geleistet hat. Deutschland feiert ihn als einen

der vorzüglichsten seiner Feldherren, und hoffentlich wird bald seine Bildsäule als die des größten Generals, den Bayern in unserem Jahrhundert hervorgebracht hat, die Stadt München schmücken, die so viele weit geringeren Männern gewidmete Denkmale aufzuweisen hat. Mit Wehmut, aber doch mit stolzer Freude denke ich der Abende, die ich noch vor wenigen Jahren mit ihm verlebt, wenn er mit leuchtendem Auge von den großen Thaten dieses Krieges sprach. Mit der ihm eigenen Bescheidenheit stellte er dabei seine Thätigkeit ganz in den Hintergrund; an dem Flammen seines Blickes jedoch sah man wohl, daß er sich des von ihm Geleisteten bewußt war. In diesem Hochgefühl, in der Freude über die errungene Einheit des Vaterlandes schienen ihm denn auch die trüben Erinnerungen von 1866 erloschen zu sein; und wenngleich sein Haupt ergraut war, glaubte ich ihn doch wieder zu frischer Kraft zurückgekehrt, als ich in Florenz von der Kunde seines Todes überrascht wurde. In meine Trauer um sein Hinscheiden mischte der Gedanke Trost, daß er auf der Höhe seines Daseins gestorben sei, nachdem er Alles vollbracht, was zu vollbringen er nur im kühnsten Traume der Jugend hatte hoffen können.

Nicht lange nach dem Genannten wurde mir Emanuel Geibel entrissen, mit dem mich eine fast fünfzigjährige Freundschaft verbunden hatte. Durch die Verhältnisse, welche ihn in den letzten Jahren in Lübeck festhielten, war es gefügt worden, daß ich ihn seit längerer Zeit nicht gesehen; doch hatte ich im Herbst 1883 Notizen von ihm erhalten, welche mich hoffen ließen, im nächsten Frühjahr bei meiner Rückkunft in Deutschland ein Wiedersehen mit ihm feiern zu können. Während ich nun die Wintermonate in Spanien zubrachte, dachte ich, und zwar besonders in Sevilla, wo ich längeren Aufenthalt nahm, viel an den fernen Freund. Denn die Stadt des Don Juan, des Don Pedro und des Bustos Tabera war von jeher ein Zielpunkt von Geibel's Sehnsucht gewesen, und er hatte mich

oft darum beneidet, daß es mir vergönnt gewesen, wiederholt in derselben zu weilen. Gerade in Sevilla nun ereilte mich die Nachricht von einer Verschlimmerung in dem leidenden Zustande des Freundes; doch schienen noch Aussichten auf Besserung vorhanden zu sein. Da ward ich plötzlich im April 1884 zu Cintra durch die Kunde von dessen Ableben erschüttert, und dieselbe breitete einen Schatten dunkler Trauer über die herrliche Gegend und den Frühling, welcher dort eben seinen Einzug in einer Pracht und Fülle gehalten hatte, wie er sie wohl nur an wenigen Punkten der Erde entfaltet. — Ein Jahr später ist ihm ein anderer Freund von mir gefolgt, dessen Tod ich um so inniger beklagte, als eine verhältnismäßig nur kurze Bekanntschaft mich durch ein inniges Band der Sympathie mit ihm verbunden hatte. Es war Bernhard v. Lepel, ein Mann von den edelsten Gaben des Herzens und Geistes, zugleich durch hervorragendes poetisches Talent ausgezeichnet, von welchem seine herrliche Ode auf Alexander v. Humboldt ein glänzendes Zeugnis ablegt. Im Sommer 1884, den ich bei sehr wankendem Gesundheitszustand zu Wildbad mit ihm verbrachte, hatte ich nicht geglaubt, daß er vor mir abgerufen werden würde. Neben ihm lernte ich dort in täglichem Umgange auch seine vortreffliche, durch hohe geistige Bildung ausgezeichnete, eines solchen Mannes würdige Gattin kennen, und ich betrachte die Freundschaft, welche mich seitdem mit ihr verbindet, als eine schöne Errungenschaft der letzten Zeit.

Im Sommer 1878 wandte sich mein Reisetrieb, der sich fast immer nach Süden gerichtet hatte, seit lange zum ersten Male wieder nach Norden. Ich besuchte Kopenhagen, wo ich früher nur einmal als Knabe gewesen war, und freute mich, in dem Thorwaldsen-Museum so viele Gemälde deutscher Künstler aus jener Zeit zu finden, als unsere Kunst zu Rom besonders durch Cornelius und Overbeck aus der bis dahin

herrschenden Flachheit und akademischen Nüchternheit einen höheren idealen Aufschwung nahm. Viele dieser Bilder legen Zeugnis ab, mit welchem Ernst und mit wie heiligem Eifer deren Urheber sich ihrer Aufgabe gewidmet haben, und sie sollten deshalb den heutigen Malern, die meistens nur nach wohlfeilen Tageserfolgen trachten, als Muster vorgehalten werden. In der Umgegend Kopenhagens erregten die prächtigen Buchenwälder, welche eben im frischesten Grün prangten, mein Wohlgefallen, und das alte Schloß von Helsingör überraschte mich durch sein malerisches Aussehen. Wenn man in der Dämmerung auf seiner Terrasse wandelt, fühlt man einen Schauer, als ob man dem Geiste von Hamlet's Vater begegnen könnte. Allein wenn die grauen, verwitterten Mauern des Schlosses mich in eine, zu den altnordischen Sagen und der Shakespeare'schen Tragödie passende Stimmung versetzt hatten, so wurde diese gänzlich zerstört, als mir am folgenden Tage in Maria Lyst das Grab des Dänenprinzen gegen ein Entréegeld gezeigt wurde. Weiter setzte ich nach Gothenburg über, sah mit Bewunderung die großartigen Trollhättawasserfälle und gelangte mittelst einer ziemlich langwierigen Kanalfahrt über Friedrichshall, vor dessen Wällen der ungestüme Karl XII. von einer Kugel niedergestreckt wurde, nach Christiania. Das Glück war mir auf dieser Reise überaus günstig; während der ganzen Dauer derselben trübte kaum eine Wolke die Klarheit des Himmels, und als ich in der norwegischen Hauptstadt landete, leuchtete die Sonne so klar durch kristallene Lüfte hernieder, daß ich glauben konnte, in einen italienischen Hafen einzulaufen. — Ein weiterer Ausflug in die norwegischen Gebirge mit ihren donnernden Kaskaden und von riesigen Tannen umsäumten Felsenschluchten, in welchen das schäumende Meer hineinbrandet, sowie ein darauf folgender Aufenthalt in Stockholm nötigte mir das Bekenntnis ab, daß ich bisher in einseitiger Vorliebe für den Süden befangen gewesen, und

daß auch die nordische Natur hohe, ihr eigentümliche Reize habe. Dennoch wurde ich meiner Gewohnheit, jeden Winter im Süden zuzubringen, nicht untreu und habe nun seit zwanzig Jahren jedesmal, noch ehe in Deutschland die ersten Schneeflocken fielen, meine Schritte über die Alpen gelenkt. Neapel, Palermo, Rom, Florenz und Venedig wurden mir dadurch vertrauter, als die meisten Städte der Heimat. Auch einige Punkte der Riviera boten mir angenehme Zuflucht vor der Unbill des nordischen Winters, und unter ihnen sagte mir besonders das liebliche Hyères zu, das mit einem wahrhaft tropischen Pflanzenwuchse prangt. Wenn ich dort von meinem Balkon den Blick über Palmen von einer Pracht, wie sie kaum Sicilien aufzuweisen hat, nach den in goldenem Lichte schimmernden hyèrischen Inseln hinschweifen ließ, glaubte ich mich oft in das Morgenland versetzt. — Im Jahre 1884 habe ich nochmals, wie vorhin erwähnt, auch Spanien und Portugal in allen ihren interessantesten Teilen durchreist. Ich fand, daß beide Länder seit meinem letzten Besuche in mancher Hinsicht erfreuliche Fortschritte gemacht hatten; in Spanien aber erregte es mein lebhaftes Bedauern, daß so viele historisch merkwürdige Gebäude niedergerissen waren. In Granada erkannte ich den Platz Bivarrambla kaum noch wieder; der Zacatin existirte nicht mehr, sondern war einer breiten, modernen Straße gewichen. In Sevilla hatte das malerische alte Rathaus auf dem Platze San Francisco, das zum Teil durch eine Feuersbrunst zerstört worden, eine höchst geschmacklose Fassade erhalten. Ebenso bedauerlich erschien es mir, daß die schönen andalusischen Volkstrachten bis auf den letzten Rest verschwunden sind. Und seltsam, während sich die Spanier alles dessen zu schämen scheinen, was sie von ihren Vorfahren überkommen, während man ihr Volkskostüm und ihre reizenden Nationaltänze fast nur noch auf den Theatern sieht, halten sie mit Enthusiasmus an ihren Stiergefechten fest. Ein Volk,

bei dem so viel von Fortschritt und Zivilisation die Rede ist, sollte sich doch solcher empörenden und barbarischen Lustbarkeiten schämen. Wenn eine große Partei, welche glänzende Vorkämpfer in den Kammern hat, Freiheit und Republik auf ihre Fahne schreibt, so müßte dieselbe es zu ihrer ersten Aufgabe machen, dergleichen abscheuliche Schlächterspiele abzuschaffen. Denn Freiheit ist ein leeres Wort, solange sich nicht Humanität mit ihr verbindet, und ein absoluter Monarch, der energisch gegen Stiergefechte und Tierquälerei einschritte, würde mehr im Sinne der wahren Freiheit wirken, als eine Republik oder eine „liberale“ Kammermehrheit, welche beständig große Worte von letzterer im Munde führt, allein keine Maßregeln zum Schutz der ruchlos mißhandelten Tierwelt ergreift.

Den Winter in den südlichen Ländern zubringen zu können, um dann wieder in den Norden zurückzukehren und hier das Erwachen des Frühlings, die langen wonnigen Sommertage und den goldenen Herbst zu genießen, erscheint mir als ein hohes Glück, und ich werde demselben nicht entsagen, solange mir noch die Kraft und Beweglichkeit dazu bleibt. Ein Reisen, wie das der gewöhnlichen Touristen, war mir immer fremd und verhaßt; aber einem Wechsel des Aufenthalts, der mit geistigen Beschäftigungen verbunden wird, darf sich Jeder hingeben, ohne daß er befürchten müßte, ein bloßer Vergnügling gescholten zu werden. So nehme ich dankbar die Jahre hin, die mir das Schicksal noch gönnen sollte, um ferner auf Erden zu weilen; denn das Leben ist immer ein hohes Geschenk für den, der es gut anzuwenden weiß.

In der Einsamkeit, in die ein schweres, neuralgisches Leiden mich mehr und mehr zurückzuziehen mir gebietet, gewährt mir die Erinnerung an die zurückgelegte Laufbahn Trost und Befriedigung. Wie muß ich dem Geschicke danken für alle geistigen Genüsse, die es mir seit meiner Jugend geboten hat,

wie auch dafür, daß ich meine Seelennahrung nicht bloß aus den Werken Eines Volkes, sondern aus denen so vieler, die vor mir gewesen, schöpfen konnte! Sie alle haben ihr Bestes vor mich hingebreitet. Nicht nur Homer, Plato und Aeschylos durfte ich in mich aufnehmen, sondern auch die uralte Weisheit, die Indiens Brahmanen auf Palmenblätter geschrieben haben. Ich sah die Sonne über dem Himalaya aufgehen, hörte die Hirten sie mit den frommen Liedern der Veden begrüßen und habe dem Strom des iranischen Heldengesanges gelauscht, wie er über die Felsklippen des Alburs herabstürzt; in der romantischen Dichterwelt konnte ich mich heimisch machen, die großen Schöpfungen der Kunst, welche seit dem sechzehnten Jahrhundert entstanden, sind mir vertraut geworden. Und wie soll ich die Entzückungen preisen, welche die Musik, die erst im vorigen und diesem Jahrhundert ihren höchsten Flug genommen, mir geboten hat? Zu dem Allem ist mir noch vergönnt gewesen, einen unendlichen Horizont sich vor mir aufthun zu sehen, von dem keiner der früher Lebenden eine Ahnung gehabt, und den Blick in eine dämmerferne Vergangenheit zugleich, wie in eine hoffnungsreiche Zukunft der Menschheit zu werfen. Ich kann mir daher sagen, daß ich ein so reiches Leben gelebt habe, wie es in keiner der früheren Epochen möglich gewesen wäre. — Wenn aber auch für mich die Stunde kommt, welche für Viele eine dunkle ist, so hoffe ich, sie mir zu einer lichten zu machen. Ich werde alle die edlen und großen Männer, welche mir als Sterne vorgeleuchtet, und denen, wenn auch nur mit schwankenden Schritten nachzufolgen ich bemüht gewesen bin, ich werde die erhabensten Momente aus der Geschichte der Menschheit und die höchsten Anschauungen von Gott und Unsterblichkeit, die mir in Momenten der Begeisterung aufgegangen sind, um mein Sterbebett versammeln, damit sie mir den Weg nach drüben erhellen.

Zweites Buch.

Aufzeichnungen — Tagebuchblätter.

1.

Malta, Ende April 1839.

Mein Reisetagebuch ist mit meinen sämmtlichen Effekten in dem Schiffbruch zu Grunde gegangen, den ich demnächst erzählen werde. Ich bin nicht gesonnen, dasselbe aus der Erinnerung von neuem zu schreiben, will aber die unfreiwillige Muße, welche mir die hiesige Quarantäne gibt, benützen, um wenigstens über das in den letzten Wochen Erlebte Einiges kurz aufzuzeichnen.

Mein Ritt um und durch Sicilien, der mit den Aufenthalten in den Städten etwa vier Wochen in Anspruch nahm, wird mir unvergeßlich bleiben. Wohl keine Gegend der Welt vereinigt so große und mannigfaltige historische Erinnerungen mit solchen Reizen der Natur. Zuerst die graueste mythische Vorzeit, der Raub der Proserpina, wie sie im Ennathale Blumen pflückte, das Umherirren der Ceres, wie sie die geliebte Tochter suchte, der Sturz der Giganten in die Abgrundtiefe, über die Zeus den Aetna hinwälzte. Sodann die Blüte griechischen Lebens in den dorischen Städten der Insel; Verheerungszüge der wilden Punier, die den Boden mit Trümmern überdeckten. Jahrhunderte der Verödung folgen, und nochmals ergießt sich die Völkerflut aus Afrika über Sicilien. Die Saracenen tragen den Glauben des Propheten herüber; und da, wo einst den Göttern des Olymp Hekatomben dampften, rufen die Imame von den Minareten den Namen Allah's nach allen vier Winden aus. — Wieder ein paar Jahrhunderte, so ziehen Wikinger aus den skandinavischen

Meeren auf ihren Orlogschiffen heran, um den Halbmond von den Moscheen zu reißen und das Kreuz, zu dem sie noch nicht lange bekehrt worden, an dessen Stelle aufzupflanzen. — Um alle die Denkmale aber, welche diese mächtige Vergangenheit auf dem Eiland zurückgelassen hat, wuchert unverwüstlich die herrlichste Natur.

Von Neapel kommend, landete ich zuerst in dem heiteren Messina und machte alsdann den Ritt längs der Nordküste über hohe, von Agaven und indischen Feigen überdeckte Klippen dahin, an deren Fuß das Meer brandete und schäumte. Die Erinnerung an diese Tage, wie mein Blick bald von hohen Felsen auf die dunkelblauen Wogen und die fernhin gleitenden Segel niederschweifte, bald üppig grünende Thäler mich zur Rast in ihre duftenden Orangenhaine luden, erscheint mir schon jetzt wie ein schöner Traum. Cefalù mit seiner normannischen Kathedrale bereitete mich auf das ungleich herrlichere Palermo vor. Wenn irgend eine der Erdenstädte den Namen einer Zauberstadt verdient, so ist es dies Palermo. Welche andere ist so von einem Meer der reichsten Vegetation umflutet und weiterhin von einem Halbkreis zackiger Berge umkränzt, die im wunderbaren Farbenspiel der südlichen Sonne leuchten? In den Gärten und auf den umliegenden Feldern verschlingen sich die Palmen des Orients mit den Limonenbäumen des Westens, den hochwipfeligen Caruben, den Lorbeeren und Myrten zu einem immergrünen Dickicht, und zwischen ihnen ragen Lustschlösser der arabischen Emire mit Tropfsteinnischen und rauschenden Fontänen empor. Daneben stehen mächtige Bauten der Normannen. Wie der Kampf dieser Nordlandsrecken gegen die Muhammedaner zwar das phantastische Gepräge des Rittertums trägt, aber weniger an Turpin und Ariost, als an Snorri Sturlison und die Heimskringla erinnert, so war mir auch oft, namentlich in Mondnächten, beim Anblick der Burg Roger's, als stände ich vor dem Palast Odin's und als müßte

ich, wenn die Thore sich öffneten, in die hochgewölbte Halle blicken, wo der Allvater mit den gefallenen Helden zecht. Vielleicht waren unter den nordischen Kriegern, welche den Grafen Roger auf seinen Zügen hierher begleiteten, manche, die insgeheim dem Glauben ihrer Väter anhingen. Und so hat sich nach dem lachenden Himmel des Zeus, nach dem Paradiese des Muhammed noch als dritter Götterhimmel, derjenige der Edda über Sicilien gebreitet, bevor sie alle vor dem siegreichen Kreuz zusammenbrachen. — Ich ritt über Alcamo, das durch seinen Namen, wie durch die zackigen Mauern, die es umgeben, noch an die Saracenen erinnert, nach Segeste. Der dorische Tempel, der hier auf einsamer Höhe trauert, hat in dem vollendeten Ebenmaße aller seiner Teile und in deren Verbindung zu einem harmonischen Ganzen jene unvergleichliche Schönheit, die alle Werke der Griechen auszeichnet. Einen mächtigeren, aber tief melancholischen Eindruck machen die riesenhaften Trümmer von Selinunt. Nicht fern vom Meeresufer liegen die kolossalen Säulen der gestürzten Tempel wie sterbende Titanen am Boden. Mannigfache Schlingpflanzen und breitblätterige Ranken winden sich um das zerbröckelnde Gestein, in dem zahllose Eidechsen ihr Lager aufgeschlagen haben. Gräser, aus den Rissen hervorsprießend, schwanken im Windhauch, und über die Ruinen hinweg blickt man auf die weißen Wogenkämme des Mittelmeers. Die Trümmerwelt von Selinunt ist so gewaltig, daß die Tempel von Agrigent, obgleich besser erhalten, mir nicht so sehr imponirten. Die Letzteren stehen in architektonischer Hinsicht wohl auch dem Neptunstempel in Pästum nach; allein ihre Lage auf Hügeln, während jener sich in der Ebene befindet, gibt ihnen eine größere malerische Wirkung. Von hier nahm ich den Weg durch das Innere der Insel, das weniger Naturreize aufzuweisen hat. Im Städtchen Canicatti fand ich auf dem Marktplatz eine Bühne aufgeschlagen, auf der (es war

der Tag des heiligen Josef) ein religiöses Schauspiel von der Art der alten Mysterien aufgeführt wurde. Aehnliches habe ich schon früher in einigen Städten Italiens gesehen; es waren indes nur Prozessionen, in welchen Gestalten aus der heiligen Geschichte einherschritten, nicht förmliche Aufführungen wie hier. Die Bevölkerung schaute mit Andacht zu, und ein paar Engländer, in deren Gesellschaft ich reiste, setzten sich wie mich einer großen Gefahr aus, weil sie sich gegen die Umstehenden spöttische Bemerkungen über das Spiel erlaubten. Der Fanatismus der frommen Leute wurde hierdurch erregt, so daß sie zuerst Schmähreden gegen die Ketzer ausstießen, dann aber sich zu thätlichen Angriffen gegen dieselben anschickten. Glücklicherweise kamen gerade zur rechten Zeit unsere Führer mit den Maultieren herbei, und so konnten wir uns rasch in den Sattel schwingen, um davonzugaloppiren. Einige Steinwürfe aus der aufgeregten Volksmenge gaben uns das Geleite. Schon bald hinter diesem Städtchen erblickten wir von den Spitzen der Hügel die Riesenpyramide des Aetna, obgleich sie noch mehrere Tagereisen entfernt war. Durch das Thal Enna, das in Wahrheit nicht ganz so reizvoll ist, wie man es nach seinen mythischen Erinnerungen sich vorgestellt hat, — dann den Donnerberg zu unserer Seite lassend, gelangten wir zunächst nach Catania. Ein Ausflug von hier zu den Felsen der Cyklopen war obligatorisch, und in meiner Begeisterung badete ich, obgleich es erst März war und meine Begleiter es mir dringend widerrieten, in der Flut der Galathea. Wie ich gern historischen und literarischen Erinnerungen nachgehe, die mit den Orten meines jeweiligen Aufenthalts zusammenhängen, so gedachte ich an den liebenswürdigen spanischen Dichter Garcilaso de la Vega, der als Offizier im Heere Karl's des Fünften mit einer Kriegsschar hierher kam und am Fuß des Aetna eine schöne, von Bildern dieses klassischen Bodens erfüllte Elegie schrieb. Es ist wunderbar, daß ein Soldat in der wegen

ihrer Wildheit verrufenen spanischen Armee eines der zartesten Hirtengedichte verfaßt hat, jene mit Recht noch heute gefeierte Ekloge, in welcher zwei Schäfer im Wettgesang ihr Leiden beklagen, indem der eine die Untreue, der andere den Tod seiner Geliebten beweint. Auch die italienische Poesie jener Zeit hat viele bukolische Gedichte aufzuweisen; aber ich kenne in ihr keines von gleicher Schönheit. — Mein lebhafter Wunsch, sowie der meiner Reisegefährten richtete sich auf die Besteigung des Aetna; derselbe war jedoch bis tief zum Fuß herab mit Schnee bedeckt, und uns wurde allgemein gesagt, es sei in dieser Zeit unmöglich, den Gipfel zu erreichen. Wir beschlossen dennoch, den Versuch zu wagen und begaben uns deshalb nach dem Dorfe Nicolosi am Fuße des Vulkans. Die Führer machten uns wenig Aussicht, daß unser Unternehmen gelingen könne; gleichwohl brachen wir mit gutem Mut in der nächsten Frühe vor Sonnenaufgang auf. Die Expedition war besonders schwierig, weil sie wegen des vielen Schnees ganz zu Fuße gemacht werden mußte, und weil, während man unter günstigeren Umständen in einer Hütte unterhalb des Gipfels übernachten kann, für uns die Rückkehr nach Nicolosi vor Nacht geboten war. Mit Mut und den rüstigen Kräften der Jugend schritten wir vorwärts, anfänglich noch im Dunkel, bis ein erster matter Schein sich auf den Gipfel des riesigen Felsenkegels legte und dieser dann hoch und höher im Strahl der steigenden Sonne aufglomm. Der Anblick, der sich uns darbot, als die ganze Gegend in Lichthelle vor uns lag, war nicht sehr erfreulich, so weit das Auge reichte eine einförmige weiße Decke. Auch die Nadelholzbäume, die am Gürtel des Berges klebten, neigten ihre Wipfel unter der Last des Schnees. Während der ersten Stunden war der Gang vergleichsweise noch leicht. Aber je höher wir kamen, desto mehr wuchsen die Schwierigkeiten; wir mußten bis an die Kniee im Schnee waten und sanken bei zwei gethanen Schritten wieder um

einen zurück. Indessen Keiner von uns mochte dem Andern gestehen, daß für eine Vergnügungspartie die Anstrengung doch etwas groß sei, und so oft auch die Führer zur Umkehr mahnten, wiesen wir sie mit Lachen zurück, indem wir behaupteten, wir hätten uns auf unseren Alpenwanderungen zu weit besseren Bergsteigern ausgebildet, als sie seien. Glücklicherweise hatten wir Mundvorrat und guten Marsalawein mitgenommen, der unsere Kräfte, wenn sie zu erlahmen drohten, von neuem stärkte. Jubelnd begrüßten wir endlich den Punkt, wo der Gipfel sich steiler zu erheben beginnt und wo wegen des jähen Absturzes der Felsen für den Schnee weniger Halt ist. Hier war das Klimmen verhältnismäßig leichter, und nach weiteren zwei Stunden erreichten wir die Spitze des Berges und den Rand des Kraters. Die außerordentlich dünne Luft, sowie wohl auch die Erschöpfung, riefen bei mir einen Schwindelanfall hervor, so daß ich auf einen Felsenblock niedersank. Bald jedoch raffte ich mich wieder empor, und das erhebende Bewußtsein, ein schwieriges Unternehmen bei nur schwacher Körperkonstitution durch die Macht des Willens siegreich durchgeführt zu haben, durchströmte mich mit höherem Lebensgefühl. Wie ich das Auge umherschweifen ließ, ward ich fast überwältigt von der Großartigkeit des Anblicks. Höher als der Adler, der sein Nest in dem Wipfel der höchsten Bergestanne gebaut hat, schwebte ich hier in Lüften, unter mir in weiter Ausdehnung das Eiland Sicilien, dessen andere Höhen zu Maulwurfshügeln zusammenschwanden, sodann der weite Meeresspiegel, aus dem nur gegen Norden jenseits des Pharus und seiner Scylla und Charybdis die Küste von Italien auftauchte. Unmittelbar neben mir lag der Krater wie eine ungeheure Esse, und ein leichter Rauch stieg aus ihm empor. Vorsichtig näherte ich mich dem Rande und beugte, während der Körper zu Boden niedergestreckt war, den Kopf über den Schlund hinab, so daß ich in das Bodenlose

hinunter sah, die ungeheure Tiefe indes mehr ahnte, als wirklich mit den Sinnen wahrnahm. Der aufsteigende Qualm hemmte das Sehvermögen; nur ein rötlicher Flammenschein, der den wallenden Dunst erhellte, gab Kunde von der Werkstätte Vulkans und seiner Cyklopen, die sich drunten im schauerlichen Abgrund barg. Ich klammerte mich fester an das Felsgestein; denn der Gedanke, daß diese Krateröffnung in vielgewundenen Gängen bis in den Schoß der Erde und in das immer wogende Feuermeer hinabführe, konnte den Geist wohl mit Schwindel erfassen. Noch lag ich so, als ich die Stimme der Führer vernahm, die uns zur Rückkehr mahnten. Wie ich emporschaute und mich aufrichtete, sah ich im Süden, wohin sie deuteten, eine finstere Wolkenmasse, die der Wind von Afrika her über das Meer herauftrieb. Sie sagten, wenn uns das drohende Unwetter hier oben überraschte, könnte es uns gefährlich werden. So durfte ich nur noch einen Augenblick die entzückende Rundschau in mich aufnehmen und mußte dann mit den Gefährten den Rückmarsch antreten. Schon machten sich die ersten Luftschwingungen des nahen Sturmes bemerklich, und wir stürzten, den Aufforderungen der Führer folgend, den Felsenkegel viel mehr hinab, als daß wir gegangen wären. Das Gewitter nahm übrigens zu unserem Glück einen andern Weg. Wir sahen es im Osten sich über das Meer entladen und hörten seine Donner aus den Schluchten um uns her widerhallen. Bald nachdem wir wieder die Schneefelder erreicht, brach die Dunkelheit herein. Wir hatten nämlich zum Hinaufsteigen mindestens neun Stunden gebraucht und uns dann oben noch länger aufgehalten, als ratsam gewesen wäre. Schwaches Mondlicht begünstigte einigermaßen das Hinabsteigen; zuletzt machte doch die Natur ihre Rechte geltend; und als wir endlich tief in der Nacht wieder in Nicolosi anlangten, gestanden wir uns, daß unsere Kräfte wohl nicht mehr für eine weitere Stunde ausgereicht hätten.

Meine nächste und Schlußstation auf dieser sicilianischen Reise war Syrakus. Ich dachte mich hier mit drei meiner bisherigen Gefährten, die ebensovielen verschiedenen Nationen angehörten, nach Malta einzuschiffen. Allein durch die Aetnaexpedition hatten wir das Dampfschiff, das in jedem Monat nur einmal geht, versäumt, und so blieb uns nichts übrig, als in Syrakus entweder fast vier volle Wochen zu warten oder eine andere Gelegenheit für die Ueberfahrt zu suchen. Wir waren alsbald zu Letzterem entschlossen und mieteten eine Speronara, wie man die nur für kleinere Küsten- oder Inselfahrten bestimmten Schiffe nennt. Es wehte jedoch gerade ein sehr heftiger Wind von Süden her und der Kapitän des Schiffes, der uns als tüchtiger Seemann gerühmt wurde, erklärte, die Fahrt erst dann unternehmen zu können, wenn der Wind aus günstigerer Richtung komme. So währte unser Aufenthalt in Syrakus länger, als wir erwartet und gewünscht hatten. Die Stadt, einst die volkreichste des griechischen Altertums, hat noch einige, jedoch sehr stark in Trümmer gesunkene Reste der früheren Zeit; indes kann sie zu längerem Weilen am wenigsten unter den sicilischen Städten einladen. Die klangreichen Namen der Quelle Arethusa, an welcher jetzt die Wäscherinnen ihrem Geschäft nachgehen, der Insel Ortygia und der Stadtteile Achradina und Epipolä sind doch nicht viel mehr als leerer Schall. Die Straßen der armseligen heutigen Stadt waren von Scharen von Bettlern erfüllt, die sich bei jedem Ausgang hinter uns herwälzten. Am erfreulichsten schien uns daher der Aufenthalt auf dem flachen Dache des Albergo del Sole, von wo wir die ganze Gegend überschauten bis zum Aetna, aus dem Nachts eine starke Flammengarbe emporstieg. Mehrmals besuchte ich das Grab Platen's im Garten des Cavaliere Landolina, sowie ich mir auch das Zimmer in dem kleinen Gasthause Dell' Arethusa zeigen ließ, wo der Dichter eines allzu frühen Todes starb. Ich hege für Platen eine außer-

ordentliche Verehrung. Seine Virtuosität in der Sprache, an welcher der oberflächliche Blick der gewöhnlichen Betrachter haften bleibt, ist keineswegs das Wesentliche bei ihm; vielmehr stempeln ihn seine Ideenfülle und der Ernst und die Hoheit seiner Gesinnung zu einem unserer vorzüglichsten Dichter. Er gehört zu den sehr wenigen Autoren, die uns, je mehr wir sie lesen, immer neue, bisher ungeahnte Schönheiten erschließen. Auch seine beiden satirischen Lustspiele sind wahrhaft klassisch. Daß er in seiner Verurteilung Immermann's und einiger Anderen ungerecht ist, muß man ihm verzeihen. Er war so durchglüht von dem ihm vorschwebenden Ideal, daß er kein Organ hatte, um Solche zu würdigen, die anderen Zielen nachstrebten. So oft ich den Garten Landolina besuchte, legte ich einen Lorbeerzweig auf das Grab des herrlichen Mannes.

Eines Morgens wurden wir durch einen Matrosen früh mit der Nachricht geweckt, der Wind habe sich gewendet und das Schiff könne binnen einer Stunde den Hafen verlassen. Wir begaben uns sofort an Bord, die Anker wurden gelichtet, die Segel gehißt und die Speronara stach in See. Aber kaum hatten wir ein paar Meilen zurückgelegt, so sprang der Wind wieder um, wurde völlig conträr und so heftig, daß unser Küstenschiff ihm nicht zu trotzen vermochte und der Kapitän sich genötigt sah, nach Syrakus umzukehren. So mußten wir uns noch einige weitere Tage zur Rast in unserem früheren Landquartier bequemen, bis endlich wirklich eine Witterungsänderung einzutreten schien und die Fahrt von neuem angetreten wurde. Doch auch jetzt war der Wind nicht günstig; nur daß er etwas mehr von Westen wehte. Wir kamen sehr langsam vorwärts, und es wurde Nacht, bevor wir noch zur Südspitze der Insel gelangten. Da die Einrichtungen für die Unterkunft der Passagiere auf der Speronara höchst unvollkommen waren, konnte die Aussicht, vielleicht lange an dieses Verdeck und in diese kleine Kajüte gebannt zu sein, nicht vielen

Reiz für uns haben. Noch der folgende Tag verging, ohne daß wir Malta erreichten oder auch nur in Sicht bekamen. Meine Gefährten, William Lumsden aus Glasgow, Nicolai Witte aus Petersburg, Cavaliere Calcagna, Hauptmann der sardinischen Armee, und ich suchten uns die Zeit bald durch Unterhaltung, bald durch Lektüre so gut wie thunlich zu vertreiben. Gegen Abend bewölkte sich der Himmel stark, die See ging hoch und die Nacht legte sich dunkel auf die brausenden Wellen. Wir Alle hatten uns etwa seit neun Uhr Abends in die Kajüte zurückgezogen, und ich lag seit einigen Stunden, mit einem Schlafrock bekleidet, im Halbschlummer in einer Koje, als ich durch einen heftigen Stoß und durch laute Rufe „Maria santissima!“, die von obenher erschollen, aufgeschreckt wurde. Sogleich erhob ich mich und stieg, um zu sehen, was vorgefallen, die Treppe aus der Kajüte empor. Oben angelangt, fand ich es vollkommen finster, hörte aber über mir Stimmen, ich sollte hinauf kommen; auch fühlte ich eine Hand, welche die meine ergriff und mir behilflich war, um in die Höhe zu klettern. Von unserer Lage und dem, was geschehen sei, hatte ich bei der Finsternis und in der Verwirrung des Moments keinen Begriff. Mein erster unklarer Gedanke, wenn ich überhaupt einen hatte, war, wir seien an einer Klippe gescheitert und ich befände mich auf einem Felsen. Der Matrose, mit dessen Hilfe ich nach oben geklommen war, verließ mich wieder, nachdem ich dort Halt gewonnen hatte. Nun ward mir meine Position insoweit klar, daß ich erkannte, ich befände mich auf einem Schiffe, aber auf einem andern, als unserer Speronara; und in dem nämlichen Augenblick vernahm ich einen heftigen Krach unter mir, der mit einem Wirbeln und Schäumen der Wogen verbunden war. Nunmehr erkannte ich, dieser Krach müsse von dem Bersten und Versinken der Speronara herrühren. Der Mond, der eben aus dichten Wolken hervortauchte, ließ mich eine

Menge Scheiter und Planken gewahren, die auf den Wellen umhertrieben. Zugleich schoß mir der Gedanke durchs Gehirn, ein Piratenschiff habe unser Fahrzeug in den Grund gebohrt, und ich sei nun als Gefangener in der Macht dieser Seeräuber. Da ich um mich her mehrere Männer mit dem roten türkischen Fez auf dem Haupte erkannte, so erblickte ich hierin eine Bestätigung meines Verdachts. Von meinen Mitreisenden konnte ich keinen wahrnehmen und fürchtete, sie seien ertrunken. Da erscholl von unten eine rufende Stimme und es ward eine menschliche Gestalt sichtbar, die einen Mast umklammert hielt. Man warf von unserem Bord Stricke nach unten; der Schwimmende erfaßte sie und ward glücklich heraufgezogen. Es war der Hauptmann Calcagna. Nun kam von einem andern Teil des Schiffes her auch Nicolai Witte; wir umarmten uns freudig als Gerettete, und ich vernahm von ihm, auch William Lumsden sei dem Untergange entronnen. Allmälich stellte sich der ganze Hergang heraus. Eine große französische Brigg, Les deux Augustes, hatte auf dem Wege von Marseille nach Smyrna unsere Speronara gekreuzt. Die Dunkelheit der Nacht bewirkte, daß beide Schiffe einander erst ansichtig wurden, als ein Zusammenstoß schon nahe bevorstand. Mißverständnisse und unrichtige Signale verursachten dann, daß bei dem Versuche des Ausweichens falsche Bewegungen gemacht wurden; so ward die Brigg direkt auf unser Fahrzeug zugetrieben und brachte dasselbe, welches sehr viel schwächer war, zum Sinken. Wäre der Zusammenstoß mit größerer Gewalt erfolgt und nicht dadurch gebrochen worden, daß die Brigg den Versuch gemacht hätte, eine andere Richtung einzuschlagen, so würde unsere Speronara sogleich gesunken und keiner von uns mit dem Leben davongekommen sein. Unser sicilianischer Kapitän und seine Mannschaft schienen übrigens bedeutend den Kopf verloren zu haben; damit läßt sich in etwas entschuldigen, daß ihrer Keiner daran gedacht hatte,

uns zu wecken. Außerdem war dem Kapitän eine große Geldsumme, die sich an Bord befand, verloren gegangen. Die Besorgnis, wir würden in die Gefangenschaft nach Afrika fortgeschleppt werden, war nun gehoben. Die Eigentümer der Brigg, Gebrüder Icar, zwei gutmütige Provençalen, begegneten uns mit großer Freundlichkeit und räumten uns die besten Kojen ihrer Kajüten ein. Nachdem die Aufregung über das bestandene Abenteuer sich etwas in mir beruhigt, sank ich in Schlaf und erwachte nicht vor dem folgenden Tage. Jetzt erst kam mir das Seltsame meiner Lage zum Bewußtsein. Meine sämmtlichen Effekten waren untergegangen, und ich befand mich, mit nichts als einem Schlafrock bekleidet, auf einem fremden Schiffe. Aber Ein Gedanke gewährte mir alsbald Beruhigung; ich trug einen Ledergürtel um den Leib geschnallt, in welchem sich nicht nur eine beträchtliche Barschaft in Gold, sondern auch ein Kreditbrief von Rothschild auf die angesehensten Handelshäuser befand. Mit begreiflicher Scheu betrat ich das Verdeck. Bald indes gewann die heitere Stimmung bei mir die Ueberhand, als ich meine Reisegefährten in gleich mangelhafter Bekleidung, wie ich selbst sie trug, mir entgegentreten sah. Da mir eine Kopfbedeckung fehlte, leistete mir ein Matrose einen großen Dienst, indem er mir zum Schutz gegen die brennende Sonne des Südens einen Strohhut borgte. Schon sahen wir die Stadt La Valetta auf Malta vor uns aus den Wellen tauchen. Aber je mehr wir uns der Insel näherten, um so weniger konnten wir ein Gefühl der Beklemmung bei dem Gedanken unterdrücken, daß wir uns in so lächerlichem und abenteuerlichem Kostüm den Blicken der eleganten britischen Damenwelt beim Landen präsentiren sollten. Wir atmeten daher auf, als uns nach dem Ankerwerfen die Kunde ward, daß wir uns einer vierzehntägigen Quarantäne unterwerfen und uns vom Schiffe sogleich in das Lazaret begeben müßten. Unser sicilianischer Kapitän hatte

nämlich bei dem Schiffbruch nicht einmal seine Papiere gerettet und konnte mithin nicht nachweisen, daß er aus einem von ansteckenden Krankheiten freien Hafen käme. Sonach ließ sich der maltesischen Gesundheitspolizei nicht Unrecht geben, wenn sie die bestehenden Vorschriften gegen uns anwendete. Wir aber waren damit zufrieden, zunächst in die Quarantäne-Anstalt gebracht zu werden, da wir uns so wenigstens mit Kleidern versehen konnten, bevor wir die Straßen der eleganten Stadt zu betreten brauchten.

Der Aufenthalt hier im Lazaret, wo ich mich nun seit einigen Tagen befinde, ist ganz erträglich; die Räume sind luftig und reinlich, und man gestattet uns die unbeschränkt freie Bewegung in einem weiten Hofe, der eine schöne Aussicht auf den mastenreichen Hafen und die Stadt La Valetta bietet. Auf einen Brief an das Bankhaus Bell und Comp. erhielt ich sogleich die Antwort, daß ich ganz über die Mittel des Hauses verfügen könne, und so vermochte ich auch meinen Reisegefährten, deren Geld und Papiere auf dem Boden des Meeres ruhten, aus der Verlegenheit zu helfen. Rothschild, dem ich solchen Kredit und ein wirklich sehr anzuerkennendes Entgegenkommen des Banquiers verdankte, erschien mir in diesem Moment wahrhaft verehrungswürdig. Mächtiger als mancher Monarch gebietet er über alle Banquiers des Erdballs wie über Vasallen. Der unserer Speronara zugestoßene Unfall war bald auf der Insel bekannt geworden. Schon am folgenden Tage stand ein Bericht darüber in einer maltesischen italienischen Zeitung. In derselben waren auch unsere Namen mit dem Beisatze Naufragati genannt, und so ward ich alsbald durch die mir gesendete Karte eines befreundeten Offiziers überrascht, mit dem und mit dessen Familie ich früher in Italien gereist war. Nicht lange darauf erschien Mr. Barton selbst mit seiner liebenswürdigen Frau am Sprachgitter des Lazarets, durch das die Verpesteten allein mit der Außenwelt Verkehr pflegen

können. Wie sehr freue ich mich darauf, diese trefflichen Menschen nach meiner Befreiung aus der Quarantäne auf ihrem Landhause länger zu sehen! Einstweilen boten sie mir Alles an, womit sie mir dienen konnten. In der glücklichen Lage, in der ich mich befinde, brauchte ich nichts anzunehmen als die Offerte, mich mit Büchern für die Lektüre zu versorgen. So bin ich denn jetzt von einer Auswahl interessanter Werke der englischen Literatur umgeben, und die zehn Tage, die ich noch hier zuzubringen habe, werden mir daher schnell und angenehm vergehen. Es ist eine nicht hoch genug zu preisende Sitte der Engländer, daß sie es für eine Ehrensache halten, eine wohlgewählte Bibliothek zu besitzen. Dieser preiswürdige Brauch geht durch alle Stände hindurch. Mr. Barton und seine Frau aber zeichnen sich selbst unter den anderen Briten noch aus; der Katalog ihrer Sammlung, den sie mir geschickt haben, und aus dem ich unbedingt wählen kann, ist überreich an den besten Werken, und, was ich besonders hoch anschlage, die Moderomane sind dabei fast gänzlich ausgeschlossen.

Zu diesen Moderomanen darf der „Anastasius“ von Thomas Hope, den ich eben mit lebhaftem Interesse lese, nicht gerechnet werden. Er enthält eine höchst geistvolle und farbenreiche Schilderung des heutigen Orients. Alles lebt darin und bewegt sich vor unseren Augen. Nichts kann mich besser auf meine weitere Reise vorbereiten, als eine solche Lektüre. Dabei aber fällt mir der Gedanke schwer auf das Herz, daß ich meine eigenen Bücher sämmtlich bei dem Schiffbruche verloren habe, und daß es noch sehr zweifelhaft erscheint, ob ich in den hiesigen Buchhandlungen einen Ersatz für dieselben finden werde. Ohne Bücher gibt es für mich kein Leben; bin ich reichlich mit ihnen versehen, so kann ich mich auf einer wüsten Insel glücklich fühlen; fehlen sie mir, so erscheint mir die schönste Gegend, die volkreichste Hauptstadt als eine Oede.

2.

Sparta, den 12. Mai 1839.

Man kann es ohne Furcht, der Uebertreibung geziehen zu werden, aussprechen, daß das alte Hellas die schönste Erscheinung in der ganzen Geschichte der Menschheit ist. Wo sonst gab es noch ein Volk, das mit solchem Heldensinn und solcher Vaterlandsliebe zugleich eine derartige Begeisterung für Wissenschaft, Poesie und Kunst verband? Wo sonst noch blühten so viele herrliche Städte, deren Bürger es als ihre edelste Pflicht ansahen, ihre Heimat mit Tempeln der Götter, mit Statuen der Heroen, Weisen und Dichter, die sie hervorgebracht, zu schmücken? Wo sonst noch wogte ein so reiches, freies, üppiges Leben über Höhen und Thälern dahin und weihte den ganzen Boden zu einem großen Heiligtum? Wo wurden, so wie in Griechenland, die Jünglinge zur Weisheit und Humanität erzogen? Wo stählten sie sich, wie dort, auf den Rennbahnen und in den Gymnasien zu Manneskraft? Wo anders fand ein Kultus der Schönheit statt, wie in den Werkstätten seiner Bildhauer und Maler? Und wo trat die Poesie so in das Leben und durchdrang alle Schichten der Bevölkerung wie dort bei den Wettkämpfen der Sänger und der Dionysienfeier in den Theatern? Ach, daß alle diese Herrlichkeit untergehen mußte! Der Gedanke erfüllt mich, seit ich die griechische Küste betreten, mit unendlicher Trauer, und mir ist, als befände ich mich in einer ungeheuren Totenhalle. Ein düsterer Schleier hat sich über meinen Geist hingebreitet und bei dem Anblick des gewaltigen Ruins um mich her würde es mir als ein Frevel erscheinen, wenn je ein Lächeln auf meine Lippen käme. Ein so dichtes Lager von Schutt und Trümmern, von Moder und Zerstörung hat sich überall hingedeckt, daß man nicht mehr auf dem Boden steht, auf welchem Miltiades und Themistokles gewandelt, sondern auf einem neuen, den die Barbaren aus dem

Staube von Göttertempeln und Prachtgebäuden, aus den Gebeinen von Erschlagenen emporgetürmt. Ueber dem Lavastrom der Verheerung, der sich über das ganze Land hingewälzt, ragen noch hier und da einige Säulen, ein Architrav, ein Steinsitz empor, und dies macht die Verödung, den Gegensatz zwischen dem Einst und Jetzt noch fürchterlicher.

Während ich durch Griechenland reiste, las ich viel in der „Anthologie", einer Sammlung, die zwar nur wenig von den großen hellenischen Lyrikern enthält, aber besonders interessant ist, weil sich aus ihr ein äußerst lebendiges Bild von Hellas, wie es in seiner Blütezeit war, gewinnen läßt. Ich male mir nach ihr das Land als überallhin von Straßen durchzogen, an denen Marmorbänke die Wanderer zur Ruhe einladen, plätschernde Brunnen ihnen Labung bieten. Zur Seite erblicke ich heilige Haine von Cypressen und Platanen, aus denen die weißen Giebel von Tempeln hervorschauen; die Felshöhen krönen Theater, und aus Lorbeer- und Myrtendickicht, das bald hier, bald da die Ufer eines klaren Stromes schmückt, glänzen herrliche Statuen, den Flußgöttern oder Nymphen des Ortes geweiht. Aber wenn ich, an einen Felsblock oder einen halb verwitterten Säulensturz gelehnt, von dem Buche aufblicke, welch ein niederschmetternder Anblick der Verwüstung bietet sich mir dar! Sogar die Natur ist nicht mehr dieselbe geblieben; mit dem Verschwinden des grünen Laubdickichts, das die Axt der Barbaren gefällt, sind auch die Ströme und Quellen versiegt; keine Nymphe gießt mehr belebendes Naß auf die Fluren, kein Baum bietet mehr Schatten vor den sengenden Sonnenstrahlen, die selbst das kriechende Moos verdorren lassen, so daß nur nacktes Gestein übrig bleibt. Wie eine Masse geschmolzenen Bleies liegt der Tag auf dem weiten Totenacker, auf dem die Vernichtung eine Ernte gehalten hat, wie nirgends sonst auf der Welt. Wenn die aufgehende oder sinkende Sonne ihr zitterndes Licht in

reicherem Farbenwechsel, als der am künstlichsten prismatisch geschliffene Kristall ihn hervorbringt, über Felsen und Ebene ergießt, oder wenn der Mondstrahl über sie hingleitet, glaubt man wohl die Verödung weichen und das Land wieder aus seinem Ruin emporsteigen zu sehen. Aber ich habe gelernt, mich gegen diese Täuschung, die oft mit bestrickender Gewalt sich meines Geistes bemächtigte, zu waffnen. Denn das Erwachen aus dem kurzen Traum brachte immer eine zu herbe Enttäuschung. Es ist ein Gedanke, der sich kaum ertragen läßt und alle Zuversicht zu einer gerechten Weltordnung erschüttert, daß das edelste und glorreichste aller Völker durch eine Reihe so furchtbarer Katastrophen, wie sie sonst nirgends auf Erden stattgefunden, aus der Welt hinweggetilgt worden, daß seine Städte, Theater, Gymnasien und Gotteshäuser fast bis auf die letzte Spur zerstört worden, daß selbst der Boden, der sie getragen, bis in seine Tiefen aufgewühlt worden ist, damit sogar die Fundamente seiner Prachtgebäude in die allgemeine Zertrümmerung mit hinabgerissen würden. Wenn Rom in der Völkerwanderung von einem fürchterlichen Schicksale betroffen wurde, so kann man das als ein gerechtes Strafgericht für die hochgehäuften Sünden des römischen Reiches halten, das den halben Erdball unter sein eisernes Joch der Knechtschaft gezwängt hatte; wenn Dschingischan und Timur ganz Vorderasien mit Blutströmen erwürgter Nationen überschwemmten und auf den Plätzen, wo die blühendsten Städte des Chalifats gestanden, Thürme von Menschenschädeln erbauten, so läßt sich darin die Nemesis erkennen, die den zahllosen, von den morgenländischen Despoten geübten Freveln nachgeschlichen. Aber die Hellenen hatten die Schuld, die auch sie auf sich geladen, durch so viele Akte der edelsten Humanität, durch so viele glorreiche Thaten des Geistes gesühnt, daß sie sicher mehr als irgend ein anderes Volk verdient hätten, das Geschick, das allen Sterblichen

gemein ist, in der mildesten Form zu erleiden. Statt dessen ist das eherne Verhängnis mehr als ein Jahrtausend hindurch mit zermalmendem Fuß über sie dahingeschritten, bis auch das letzte Ueberbleibsel von ihnen und ihren Werken ohne Spur verschwunden war. Was von ihren Götter- und Heroenbildern übrig geblieben ist, gehört meistens der Verfallzeit an und verdankt seine Rettung auch nur dem Umstande, daß römische Raubgier die Heiligtümer der Hellenen ausgeplündert und deren Kunstwerke in die allverschlingende Hauptstadt des Reiches hinweggeschleppt hatte, das als Freistaat wie unter den Kaisern eine Geißel der Menschheit war. Griechenland selbst wurde, nachdem es unter den Schwertstreichen der römischen Feldherren geblutet und von unbarmherzigen Prätoren ausgesogen worden, durch den Verheerungszug der Gothen unter dem entsetzlichen Alarich mit den Leichen seiner erschlagenen Bewohner, den Ruinen seiner Städte und Dörfer überdeckt. Schon damals sanken die herrlichsten seiner Tempel, derjenige von Eleusis und der des Zeus von Olympia in Schutt, und nur wie durch ein Wunder wurde die Akropolis von Athen von der Wut der Barbaren verschont. Aber glücklich noch wäre Hellas zu nennen gewesen, wenn es mit dieser einen Katastrophe sich von dem Grimm des Fatums hätte loskaufen können. Statt dessen wälzten sich lange Jahrhunderte hindurch immer neue wilde Völker, die von Menschen nur den Namen, von den Bären ihrer Heimat aber die erbarmungslose Blutgier hatten, über die eisigen scythischen Berge herab in die sonnigen Gefilde am Ilissus, Alpheus und Eurotas, um den Rest ihrer Bewohner zu erwürgen, die letzten Säulen, die noch aufrecht standen, zu Boden zu schmettern. Die schönsten der Erdensprachen, das Idiom des Homer, Aeschylus und Plato, hörte auf, gesprochen zu werden. Auf dem Felde am Kephissos, wo die Akademie gestanden, über den gesprengten Steinsitzen des Dionysostheaters und an dem heiligen Sammel-

platz aller griechischen Stämme zu Olympia rühmten sich rohe Slaven in den Klängen ihrer barbarischen Mundarten der wüsten Greuel, die sie verübt. Selbst die alten Städtenamen, die auch von den Römern nur mit Ehrfurcht ausgesprochen worden waren, gerieten in Vergessenheit; man wußte nicht mehr, wo Eleusis, wo Delphi, wo Korinth gestanden. Eben dort, wo einst Apollo's Sehersprüche aus dem Munde der Pythia erschollen, wo die Frommen mit Andachtschauern den Gesängen der Priester bei der Feier der Mysterien gelauscht, brachten jetzt Scythenhorden beim Geheul wüster Gesänge ihren Götzen Menschenopfer dar. Wenn ich an alle die Schrecknisse denke, die so viele Jahrhunderte hindurch über das Festland von Hellas und über den Peloponnes hingegangen, so befällt mich tiefes Zagen, ein niederbeugendes Gefühl, wie ich es sonst kaum gekannt habe. Ich stelle mir die verzweifelnden Griechen vor, wie sie vor den in immer neuen ungeheuren Massen sich auf ihr Land herabwälzenden Barbaren in die entlegensten Schluchten und Höhlen fliehen, aber daraus gleich Tieren des Waldes hervorgehetzt werden, wie die Wilden sie unter den abscheulichsten Martern zu Tode quälen, ihre Weiber und Töchter, an die Schweife ihrer Rosse gebunden, über die Trümmer ihrer brennenden Wohnungen hinschleifen und Brandfackeln auch in die letzten armseligen Hütten schleudern, die noch aufrecht stehen. Und daß dieses Wehgeschick ohne Gleichen gerade diejenige Nation ereilen mußte, die den Perikles und Phidias hervorgebracht, die sich durch ihren Genius leuchtend über alle andere erhoben, während das stumpfsinnige Volk der Chinesen sein Dasein schon Jahrtausende lang hingeschleppt hat!

Nachdem ich die Höhen überschritten, welche Lakonien gegen Norden begrenzen, ist mir zum erstenmal nach meiner Ankunft in Griechenland wieder ein fruchtbareres, mit reichem Pflanzenwuchs bekleidetes Terrain entgegengetreten. Der Gegensatz war um so auffallender, als gerade Arkadien, das ich

zuletzt durchzogen, mir ein Bild der äußersten Desolation darbot. Dieser Teil von Morea (mit welchem Namen der Peloponnes von der slavischen Bevölkerung belegt worden ist) steht nach der Schilderung der Alten vor unserer Einbildungskraft als ein romantisches Hirtenland voll schäumender Sturzbäche und fetter Alpentriften, belebt von Herden ohne Zahl und vom Schall der bukolischen Flöten durchtönt. Viel gäbe ich dafür, wenn ich den gefeierten Boden nie betreten hätte, um eine so grausame Enttäuschung, einen so fürchterlichen Sturz aus der Einbildung in die Wirklichkeit zu erleben. Erst als an der Südseite des Höhenzuges die Landschaft sich mit Grün überdeckte, Bäche an mir vorüberrauschten und die Schneegipfel des Taygetos vor mir emporragten, begann ich wieder aufzuatmen. In der That ist dieses Eurotasthal von seltener Schönheit und würde überall wegen seines Naturreizes bewundert werden; hier in Griechenland aber überrascht es doppelt durch den Kontrast gegen die Verödung, deren Zeuge man sonst so vielfach sein muß. Auch hier hat das Schwert der Barbaren vernichtend gewütet. Das alte Sparta ist durch ihre Keulenschläge und Brandfackeln vom Erdboden hinweggetilgt worden. Allein die Wasserfülle, welche der Taygetos aus seinen Schluchten herabsendet und die in zahlreichen Bächen befruchtend durch das lakonische Land hinrieselt, hat dasselbe nach der Zerstörung wieder grünen und blühen lassen, und auch die mordbrennerischen Türkenhorden haben nichts gegen diese Allmacht der Natur vermocht. Unter dem Einflusse des lachenden blauen Himmels über mir und der rauschenden Bäche um mich her weicht denn die trübe Stimmung allmälich, die lange über meiner Seele gelegen. Trauer über den Untergang des alten Sparta vermag sie nicht wieder zu verdüstern. — Der Stadt des Lykurg wird nicht leicht Jemand viele Thränen nachweinen. Mögen wir den Heldenmut des Leonidas und seiner Dreihundert, den hohen Sinn des

Königs Agis bewundern, im Allgemeinen erfüllt uns doch die furchtbare Grausamkeit der Lakonier gegen die Messenier und gegen die Heloten, die Starrheit der lykurgischen Satzungen, das zu Tode Geißeln der Jünglinge am Altar der Artemis mit Unwillen gegen dieses Volk, und wir beklagen nicht, daß es aufgehört hat, zu existiren. Der Ruin Spartas ist übrigens so vollständig, daß kaum eine Spur von ihm im Gebiete des Eurotas mehr zu finden ist. An dem Orte, wo es vermutlich gestanden, ist jetzt durch den neuhellenischen König Otto eine noch im Entstehen begriffene Stadt gegründet worden, und hier habe ich in dem Hause eines freundlichen Griechen, an den ich empfohlen war, meinen Aufenthalt genommen. Der Zufall, der mich in demselben Hause mit einem jungen Maler, Karl Roß aus Holstein, zusammenführte, hat mich bestimmt, länger zu verweilen, als meine Absicht gewesen. Roß ist ebenso begeistert für die Natur hier, wie für das hellenische Altertum; was Wunder, daß ich schnell einen Freundschaftsbund mit ihm geschlossen habe? Früh am Morgen wandert er mit Malgerät aus, und ich begleite ihn, Bleistift und Papier in der Hand, ein Buch unter dem Arme. Wir lassen uns unter dem Schatten einer mächtigen Platane auf einem Hügel nieder, von wo sich eine prächtige Aussicht über die lachende Ebene und auf das vielzerklüftete Gebirge bietet. Während Roß dann die vor ihm liegende Gegend mit Bleistift oder Pinsel festzuhalten sucht, schreibe ich oder lese in Pouqueville's Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands. Es ist dies ein höchst anziehendes Buch von fast romanhaftem Interesse, besonders auch dadurch wertvoll, daß der Verfasser viele der dargestellten Begebenheiten selbst mit erlebt hat und sie als Augenzeuge schildert. Freilich ist der Eindruck, den dasselbe macht, teilweise ein niederschlagender durch die Schilderung der von den Türken, aber ebenso auch von den Griechen verübten Greuel. Erhebend dazwischen wirken indes wieder einzelne Thaten der

Letzteren, die von hoher, begeisterter Vaterlandsliebe und einem Heldenmut ohnegleichen Zeugnis geben. Die Neuhellenen sind ein, durch das langjährige Sklavenjoch, das sie ertragen, entwürdigtes Volk; aber wenn ich den Heroismus, den sie in ihrem Befreiungskrieg gezeigt, betrachte, möchte ich doch glauben, daß das Geschlecht der Altgriechen nicht so völlig ausgerottet sei, wie neuerdings vielfach behauptet wird, daß vielmehr in den Adern von Nikittas, Kolokotroni, Kanaris und Bozzaris noch einige Tropfen vom Blute des Miltiades und Epaminondas geflossen sind. Die griechische Sprache soll auf Jahrhunderte lang im ganzen Peloponnes völlig erloschen gewesen und erst später aus Byzanz wieder eingeführt worden sein. Dies kann man zugeben, und die Thatsache, daß altberühmte Städte ihre hellenischen Namen mit slavischen vertauscht haben, scheint dafür zu sprechen. Allein können nicht, nachdem die verheerenden Kriegsstürme und Einwanderungen der scythischen Stämme aufgehört, und die Halbinsel zuerst unter byzantinische, dann unter fränkische Herrschaft kam, auch Bewohner der cykladischen Inseln, echte Nachkommen der glorreichen alten Insassen des Landes, wieder nach Morea, Attika, Korinth eingewandert sein? — Eine Geschichte der Gründung des Königreichs Griechenland von Klüber, die ich gleichfalls mit mir führe, spielt neben dem französischen Werk eine traurige Rolle; sie ist gewiß gründlich und wimmelt von Citaten, leidet jedoch dabei an einer solchen Dürre und Trockenheit, daß es mir unmöglich wäre, sie zu lesen. Manche werden ihr gewiß vor derjenigen des Franzosen als einer mehr „wissenschaftlichen Arbeit" den Vorzug einräumen; nun, wenn Wissenschaftlichkeit in der Abwesenheit jedes darstellenden Talents, in einem holpernden und stolpernden Stil und einer unerträglichen Monotonie, wie sie so vielen Werken deutscher Gelehrten eigen sind, besteht, so will ich Klüber's Buch als klassisch preisen.

Nach vollbrachter Arbeit mache ich mit Roß große Spaziergänge längs der verschiedenen Ströme, in welche sich der Eurotas teilt. Wir dachten hier wilde Schwäne, die im Altertum an den Ufern des Flusses nisteten, anzutreffen; aber sie scheinen Wohnplätze in anderen Ländern aufgesucht zu haben. Dagegen finden wir auf Schritt und Tritt kleine Schildkröten und ergötzen uns damit, sie nach Hause zu nehmen, wo sie in unseren Stuben umherspazieren. Obgleich es Mai ist, sind die Abende und Nächte doch sehr kühl, und wir müssen Winterkleider tragen, schämen uns jedoch dabei unserer Weichlichkeit, indem wir an die Abhärtung der spartanischen Jünglinge denken, die bis zu einem gewissen Alter, selbst im Winter, völlig nackt gingen und auch später eine äußerst leichte Bekleidung hatten, in der wir uns selbst in den Hundstagen erkälten würden. Ein hübscher Gang, den wir fast jeden Tag machen, führt nach dem eine kleine Stunde von hier gelegenen Städtchen Mistra. Anmutig den Hang eines Hügels hinaufgebaut und von frischen Bergwassern, welche durch die Rinnen der Straßen hinabrauschen, belebt, trägt dieser Ort mit seinen engen, vielgewundenen Gassen und seinem kleinen Bazar ein orientalisches Gepräge. In einem von uralten Platanen überragten Café, wo der Mokkatrank auf türkische Art bereitet wird, saßen wir manche Stunde und suchten uns ebenso im Rauchen der Wasserpfeife, das gar nicht so leicht zu erlernen ist, wie durch Unterhaltung mit den anderen Gästen in der neugriechischen Sprache zu üben. Ich habe darin vor Roß, der, da er sich früh zum Künstler bestimmte, nur wenig altgriechisch gelernt hat, einen großen Vorsprung und kann mich schon ganz leidlich verständigen. Uebrigens bilde ich mir auf die Leichtigkeit, mit der ich mich nun schon in einer ganzen Anzahl von Sprachen auszudrücken vermag, im mindesten nichts ein. Es ist zwar, besonders auf Reisen, recht angenehm, dies zu können; allein ich sehe darin doch

eine ganz untergeordnete Fähigkeit, die mit den höheren Geistesgaben nichts zu thun hat, und lächle über diejenigen, welche auf die Gewandtheit, mit der sie fremde Idiome sprechen, stolz sind. Man soll sie darauf hinweisen, daß sie in diesem ihrem Talent in manchen Lohnbedienten und Kellnern gefährliche Nebenbuhler haben. Der Kardinal Mezzofanti, der nicht nur eine außerordentliche Anzahl von Sprachen, sondern auch deren verschiedene Dialekte mit großer Gewandtheit redet, soll ein ganz geistloser Mensch sein. Ausgezeichnete Gelehrte, Künstler und Schriftsteller dagegen zeigen oft gar keine Begabung für solche Polyglottie. Etwas völlig Anderes und wahrhaft Wertvolles ist dagegen das tiefere Eindringen in eine fremde Sprache zum Zweck des Verständnisses ihrer Literatur. Auch derjenige, der sich dies angelegen sein läßt und es ziemlich weit darin gebracht hat, soll sich jedoch nicht damit überheben und sich vorhalten, daß manche der größten Autoren einzig ihre Muttersprache gekonnt haben, diese aber in einer erstaunlichen Meisterschaft. So die Schriftsteller und Dichter der Griechen, auch fast alle diejenigen der neueren Nationen bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Selbst Goethe's und Schiller's Kenntnis fremder Sprachen war nur eine höchst unvollkommene; allein ihnen dies vorzuwerfen, wäre Thorheit. Wenn Schlegel Schiller lächerlich zu machen sucht, weil er Euripides, ohne irgend Griechisch zu verstehen, verdeutscht habe, so muß man ihm entgegenhalten, daß diese nach lateinischen und französischen Uebersetzungen gemachte Verdeutschung die beste und dichterisch schönste ist, die wir von irgend einem der griechischen Tragiker besitzen. — In den Abendstunden lese ich mit dem Freunde die Odyssee von Voß, ich weiß nicht, zum wievieltenmale; die Uebersetzung des alten Eutiners ist mir von früh an so vertraut, daß ich keine andere möchte, auch wenn es, was ich noch bezweifle, eine bessere geben könnte. Voß war, das zeigt seine Louise, nur ein mittelmäßiger Dichter; aber die

Begeisterung für Homer hat ihn in diesem seinem Jugendwerk über das Niveau seines eigenen Talentes erhoben, so daß seine Odyssee nur mit der deutschen Sprache untergehen kann.

Da ich an jedem Morgen schon auf meinem Lager das Schneehaupt des Taygetos in den ersten Sonnenstrahlen auf mich herniederleuchten sah, erwachte in mir der Wunsch, den Gipfel dieses Bergriesen zu ersteigen. Weil ich den Aetna schon im März, obgleich derselbe fast bis zum Fuße mit Schnee bedeckt war, erklommen hatte, erschien mir das Unternehmen als kein allzu schwieriges. Roß ging freudig auf meinen Vorschlag ein, und wir setzten uns mit einem Führer, der die Umgegend genau kannte, in Verbindung. Letzterer schüttelte den Kopf zu unserem Vorhaben, machte uns wenig Hoffnung, daß wir unser Ziel erreichen würden, war indes gegen das Versprechen eines guten Trinkgeldes bereit, uns bei dem Versuche mit Rat und That beizustehen. Wir ritten am frühen Morgen auf guten Pferden aus, und unsere erste Tagereise durch das fruchtbare, grünende Land war entzückend. Während der Nacht fanden wir notdürftige Unterkunft in einer armseligen Hütte, mit deren Bewohnern sich der Führer verständigte. In der nächsten Frühe traten wir in das eigentliche Gebirge ein, die Pfade wurden von Stunde zu Stunde unwegsamer, wir stießen bald auf hohen Schnee und mußten die Pferde, die nicht weiter vorwärts konnten, in der Obhut eines Hirten zurücklassen. Während wir uns mühsam emporarbeiteten, gewannen wir aus den Gesprächen mit dem Führer die Ueberzeugung, daß dieser ganz unsicher über den Weg war. Er selbst behauptete nicht, jemals den Gipfel erstiegen zu haben, und wußte nicht einmal, ob derselbe überhaupt von Jemandem erklommen worden sei. Hier und da begegneten wir noch einzelnen Leuten, bei denen er Erkundigungen einzuziehen suchte; allein keine der Antworten, die er erhielt, war eine befriedigende. Alle schienen unsere Absicht für eine

verwegene und völlig unausführbare zu halten. Es knüpfen sich an den Taygetos keine mythischen Vorstellungen, wie an andere Berge; aber mit einer scheuen Ehrfurcht schienen die Anwohner doch zu seinem Gipfel emporzuschauen, ebenso wie einst die thessalischen Hirten zu dem des Olymp emporblickten, den sie für den Sitz der Götter hielten. Indem ich die beiden Berge so mit einander zusammenstellte, stieg in mir zugleich der Gedanke auf, wie völlig unfaßlich doch für uns der religiöse Glaube der Alten sei. Es ist erklärlich, daß im primitiven Zeitalter die Menschen meinten, auf dem Olymp throne wirklich Zeus im Kreise der anderen Götter, auf dem Kithäron hätten die Musen ihren Wohnort. Allein konnten die Griechen der späteren Perioden, als die Naturforschung schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte, dies noch wirklich glauben, sollte nie ein kühner Wanderer sich auf jene Berghäupter gewagt und bei seiner Rückkunft die Kunde verbreitet haben, daß droben nichts zu finden sei, als nackte Felsen und ein Winter voll Schnee und Eis? Obgleich wir schon einsahen, unser Unternehmen werde ein fruchtloses sein, wollte doch keiner von uns zuerst aussprechen, daß wir umkehren müßten. So wateten wir bald im tiefsten Schnee, bald klommen wir, wo Felsen sich steil emportürmten, über zackiges Gestein dahin, bis ein Unwetter von Süden heranzog und uns zwang, in einer Höhle, die wir glücklicherweise entdeckten, Schutz zu suchen. Es war schon Nachmittag, als wir uns eingestanden, von einer Erreichung des Gipfels könne unter keinen Umständen die Rede sein. Nun hegten wir zuerst noch die Hoffnung, vor Einbruch der Nacht den schlimmsten Teil des Heimwegs zurücklegen zu können und weiter unten vielleicht in einer Hütte Zuflucht zu finden. Da ergoß sich Regen stromweise vom Himmel und es war nicht daran zu denken, daß wir die Höhle verließen. Schon begann die Dunkelheit hereinzubrechen, und wir sahen mit gelindem Schrecken der Nacht

entgegen, die wir in dem engen Felsenversteck zuzubringen hatten. Unsere Besorgnis wurde noch durch den Umstand gemehrt, daß der Führer sichtlich Unruhe zeigte, ohne jedoch kundzugeben, was er befürchtete. Unsere Phantasie malte uns alle möglichen Gefahren aus, die uns bedrohten. Konnte nicht ein Raubtier des Gebirges, ein Wolf oder Bär, in der Höhle sein Lager haben, plötzlich zurückkehren und die ungebetenen Gäste, die in seine Behausung eingedrungen waren, zerreißen, — konnten wir nicht auch Räubern, von denen die Schluchten des Taygetos durchaus nicht frei sein sollen, in die Hände fallen? Um solche ängstliche Gedanken zu verscheuchen, sprachen wir dem Wein fleißig zu, dessen der Führer, nebst einem kleinen Vorrat von Brot und Ziegenkäse, einen tüchtigen Schlauch mitgebracht hatte. Unsere Lebensgeister wurden dadurch erfrischt, wir lachten unter Gesprächen die Besorgnisse hinweg und ließen uns so behaglich, wie es möglich war, auf den nackten Boden nieder. Inzwischen hatte der Regen aufgehört; aber plötzlich wurden wir durch helle Blitze, denen heftige Donnerschläge folgten, in unserer frohen Stimmung unterbrochen. Ein neues Unwetter war heraufgezogen; der Donner rollte und krachte fürchterlich, an den umliegenden Felsen und in der Höhle widerhallend. Die Aufregung that zwar schon das Ihrige, um den Schlaf von unseren Augen zu verscheuchen; doch versprachen wir uns zum Ueberfluß gegenseitig, daß einer den Andern wecken sollte, wofern er etwa einnickte. Denn die Nachtkälte konnte uns gefährlich werden, indem wir nur spärlich mit schützenden Kleidern versehen waren. Der Führer, der uns zuerst selbst ermahnt hatte, wach zu bleiben, lag seit lange schnarchend am Boden; wir aber hielten unser Versprechen, indem bald der Eine bald der Andere, wenn ihn Müdigkeit übermannen wollte, aufsprang und aus dem Thor der Höhle nach dem Wetter spähte. Der Donner verstummte zuletzt; nun jedoch fiel Schnee in dichten Flocken,

was für den Heimweg wieder bedenklich werden konnte. Endlich, als das erste grauende Licht des Tages sich auf die Felsenzacken um uns her legte, brachen wir auf und gelangten nach mühseligem Herabklettern inmitten des Schneegestöbers wieder in niedere Gegenden, wo wir jubelnd das erste Grün begrüßten und zuletzt auch glücklich unsere Pferde wiederfanden.

3.

Sparta, 20. Mai 1839.

Ich komme soeben mit dem Maler Roß von einem Ausfluge in die Maina zurück, jene im Süden des Peloponnes liegende Berggegend, deren Bewohner, durch ihren stolzen Unabhängigkeitssinn ausgezeichnet, von jeher gegen die Beherrscher der übrigen Halbinsel ihre Freiheit behauptet und sich auch der gegenwärtigen griechischen Regierung nicht völlig unterworfen haben. In die Abhänge und Schluchten, die sich vom Taygetos südwärts hinziehen, flüchteten bei dem Einbruch der Gothen, die alles Land in eine Wüste verwandelten, Lacedämonier und andere Griechen, die Laren ihrer zerstörten Wohnungen in unzugängliche Felsenwildnisse rettend und in Höhlen oder auf Gebirgshöhen fort und fort den alten Göttern huldigend. Es sind bestimmte Nachrichten vorhanden, daß dort bis in das zehnte Jahrhundert nach Christus den Olympiern Opfer gelodert haben. Doch liegt es nahe, anzunehmen, daß noch weit längere Zeit hindurch in den entlegensten Teilen des Landstriches der Kultus des Herrschers im Donnergewölk, Zeus, fortgedauert habe. Sowohl während im übrigen Griechenland das geschändete Kreuz auf den Ruinen der eingeäscherten Tempel von Gesängen der kuttentragenden Mönche umklungen ward, wie später, als die bluttriefenden Altäre götzendienerischer Scythen dasselbe verdrängten, erschollen

in der Maina noch Hymnen zu Ehren Kronion's und des Helios, Aphroditens und der Pallas. Wann die letzte heilige Flamme des Hellenismus erloschen ist, wird sich schwer ermitteln lassen. Möge man mich thöricht schelten; aber ich halte es nicht für unmöglich, daß im wildesten Teile dieses Gebirgslandes, wohin kaum je ein europäischer Reisender gedrungen, Männer wohnen, die ihren Glauben durch alle Jahrhunderte bewahrt haben und insgeheim noch den alten Göttern anhängen. Nach und nach wird sich der Strom der Eindringlinge freilich auch bis in die Maina gewälzt haben; das hellenische Blut ist auch hier mit fremdem gemischt, die griechische Sprache durch barbarische Mundarten großenteils beseitigt worden. Allein könnte trotzdem nicht ein kleiner Teil der Bevölkerung im Innersten des Landes sich unvermischt erhalten haben und der Sprache wie Religion der Urväter bis heut treu geblieben sein? Die Idee, daß dies möglich sei und daß ich vielleicht bis zu solchen Zeusanbetern vordringen könnte, ließ mir keine Ruhe. Roß lachte mich zwar aus, als ich ihm dieselbe vortrug; ich gewann es indes doch über ihn, daß er versprach, mich auf einer Excursion in die Maina zu begleiten. Unser Hauswirt sagte zu, uns einen der Gegend kundigen Führer nach den beiden zunächst gelegenen Ortschaften mitzugeben, wo Grüße von ihm uns bei angesehenen, ihm bekannten Bewohnern freundliche Aufnahme verschaffen würden. Ueber die Ratsamkeit oder Möglichkeit weiteren Eindringens in das Land wollte er sich nicht aussprechen, weil ihm dasselbe eine terra incognita war. Wir ritten in Gesellschaft des Führers durch hügeliges, fruchtbares Land, bis wir gegen Abend in ein nur aus wenigen Häuschen bestehendes und von einem Wachtturm überragtes Dorf, das schon von Mainotten bewohnt war, gelangten. Diese Türme, welche sich in der ganzen Maina finden, haben von jeher zum Schutz der Unabhängigkeit des Landes und

als Warten, um etwa drohende Ueberfälle von Feinden rechtzeitig zu erspähen, gedient. Unser Führer schien allen Bewohnern des Ortes bekannt zu sein; und so gelangten wir ungehindert zu dem Hause des Mannes, an den wir empfohlen waren. Derselbe grüßte uns zutraulich und räumte uns ein enges Gemach, das dennoch das größte des Gebäudes war, zur Nachtruhe ein. Griechisch verstand unser Wirt leider gar nicht oder sprach einen so verdorbenen Dialekt desselben, daß wir uns nur mit Hilfe des Führers, der den Dolmetscher machte, mit ihm zu unterhalten vermochten. Nachdem er uns zuerst aufgefordert, eine Stunde der Ruhe zu pflegen, dann mit uns etwas in der Umgegend umhergewandert war, lud er uns zur Mahlzeit ein. Wir nahmen an einem niedrigen Tische auf noch niedrigeren Sesseln Platz, und zu dem Manne setzte sich auch seine schon ältliche, jedoch noch immer hübsche Frau an die Tafel. Beide nötigten uns, viel von den Speisen, die gar nicht verächtlich waren, zu genießen, und ein kleiner Diener goß fleißig süßen Wein aus einem großen Kruge ein. Es brachte mich in Verzweiflung, mit den freundlichen Gastgebern gar kein Gespräch führen zu können, zumal sie nicht zu begreifen schienen, daß wir nicht wenigstens etwas in ihrer Mundart Bescheid wüßten. So machte ich denn eine letzte Anstrengung und begann, indem ich glaubte, nur mein schlechtes Neugriechisch sei schuld, daß ich nicht verstanden würde, die ersten Verse aus der Odyssee zu recitiren. Ich glaubte, zum mindesten der Mainotte, wenn auch nicht seine Frau, würde den Homer auf der Schule lesen gelernt haben; er starrte mich jedoch ebenso offenen Mundes an, wie seine Ehehälfte, so daß ich die Ueberzeugung gewann, er habe nie den Namen des großen Sängers gehört. Nach herrlich verschlafener Nacht verabschiedeten wir uns mit herzlichem, durch den Führer ausgedrücktem Dank von den Beiden und zogen weiter landeinwärts. Die Gegend, welche mehr und mehr bergig wurde,

war nicht sehr belebt; doch flößte uns nichts Besorgnis vor den Bewohnern ein. Alle, denen wir begegneten, erwiderten unsern Gruß. Als wir am Mittag an eine von Grün umgebene Quelle gelangten, stiegen wir von den Rossen ab und lagerten uns am Rande des Wassers, um uns durch den noch aus Sparta mitgenommenen Proviant zu stärken. Nachdem wir eine Zeit lang dort gesessen, sahen wir von Süden her zwei Reiter in europäischer Tracht kommen. Der eine derselben redete uns auf italienisch, das er ziemlich geläufig sprach, an, und als wir nun Beide einluden, an unserer bescheidenen Mahlzeit teilzunehmen, packten sie aus ihren Satteltaschen einigen Mundvorrat aus und setzten sich zu uns. Auch der zweite konnte wenigstens etwas italienisch, und das Gespräch zwischen ihnen und uns kam bald in Fluß. Es ward uns klar, daß Beide griechische Offiziere waren; sie selbst aber sagten dies nicht und ließen uns überhaupt über den Zweck ihres Rittes durch die Maina in Zweifel. Sie waren längere Zeit im Innern derselben gewesen — wie wir vermuteten, im Auftrag der Regierung, etwa um geographische Vermessungen vorzunehmen. Da ich von unserem Vorhaben sprach, tiefer in das Land vorzudringen, rieten sie mir entschieden davon ab. Hier, unfern der Grenze, könne der Fremde sich schon ohne Gefahr bewegen; der vielfache Verkehr herüber und hinüber habe die Bewohner minder argwöhnisch gemacht; allein in den abgelegeneren Gegenden walte großes Mißtrauen. Nur ihnen, die sie der dort herrschenden Sprache vollständig mächtig seien, habe die Expedition gelingen können; doch seien auch sie ein paar Male gefährdet gewesen, weil man sie für Spione des Königs Otto gehalten. Es stellte sich heraus, daß die Offiziere, wie dies bei den Gebildeten in ganz Griechenland der Fall ist, so ziemlich alle Bewohner von Neu-Hellas, und somit auch die Mainotten, für unvermischte Nachkommen der alten Griechen hielten. Als ich nun behutsam mit der

Frage hervorrückte, ob sich vielleicht auch noch Sitten und Gebräuche, oder gar religiöse Glaubensmeinungen aus dem Altertum bei den Insassen des merkwürdigen Landstriches erhalten hätten, empfing ich die Antwort, die Letzteren seien gute Christen griechischen Bekenntnisses; doch hielten sie dessenungeachtet noch an manchem Aberglauben fest, der aus heidnischer Zeit stammen möge. Auch hätten sie Spiele und Feste ganz eigener Art, die sich nirgends sonst fänden. Näheres hierüber vermochten uns übrigens die Herren nicht zu sagen. Sie forderten uns auf, mit ihnen nach Mistra zurückzukehren. Wir konnten uns indes nicht entschließen, unsere Expedition schon jetzt aufzugeben, sondern wollten jedenfalls noch die nächste Ortschaft, wo der Führer uns gute Aufnahme in sichere Aussicht stellte, besuchen. So trennten wir uns von den Offizieren und gelangten schon Nachmittags an das Ziel unserer Tagesreise. Das Dorf lag anmutig inmitten von Maisfeldern und bestand wie das vorige nur aus ein paar kleinen Häusern, neben denen ein niedriger Turm stand. Zunächst begab sich der Führer allein in die Wohnung, in welcher wir Nachtquartier zu finden hofften. Es schien, daß er auf Schwierigkeiten stieß, uns Letzteres zu erwirken; denn es währte lange, bis er wiederkehrte. Schließlich aber forderte er uns auf, abzusitzen und führte uns in das Häuschen. Die Eigentümer, zwei ganz junge Leute, zeigten uns eben keine sehr freundliche Miene, sprachen nur ein paar Worte mittelst des Führers zu uns und wiesen uns dann eine Kammer an, wo wir die Nacht verbringen sollten. Sie selbst zeigten sich dann nicht wieder; eine alte Schaffnerin jedoch brachte uns Speise und Trank, mit denen wir zufrieden sein konnten. Offenbar waren unsere Wirte nicht sehr erfreut über den Besuch; allein sie beobachteten doch notdürftig die Vorschriften der Gastlichkeit. Schon in der Nacht kamen wir nun zu der Erkenntnis, daß es am besten sei, umzukehren, und ich gestand

mir ein, daß weiteres Vordringen in das Land uns doch nicht viel Nutzen bringen könne, indem die Einwohner uns schwerlich Zeugen der etwa bei ihnen noch vorkommenden heidnischen Bräuche sein lassen würden. So suchten wir in der Frühe der Schaffnerin unseren Dank für die empfangene Gastfreundschaft mittelst eines reichlichen Geschenkes abzustatten und wendeten uns wieder gegen Norden. Durch einen sehr angestrengten Ritt auf näherem Wege ward es uns möglich, Sparta noch bei einbrechender Nacht zu erreichen. Das eigentliche Motiv, das mich zu diesem Ausfluge veranlaßte, die Erwartung, in der Maina noch Anbeter der olympischen Götter zu finden, mag Manchem lächerlich erscheinen; allein wenn der greise spanische Ritter Ponce de Leon einen weit gefährlicheren Zug in die Wildnisse von Amerika unternahm, um den Brunnen der Jugend zu entdecken, brauche ich kaum Vierundzwanzigjähriger mich meines vereitelten Vorhabens nicht zu schämen, selbst wenn dasselbe ganz auf leeren Phantasiegebilden beruhen sollte.

4.

Nauplia, Anfang Juni 1839.

Nachdem ich aus der Maina wieder in Sparta eingetroffen war und mich schon angeschickt hatte, die Rückkehr nach Athen anzutreten, wurde ich sehr unangenehm durch die Nachricht überrascht, das ganze nördliche Lakonien, wie überhaupt ein großer Teil des Peloponnes sei plötzlich durch Räuber unsicher geworden. Ich mußte infolge dieser Kunde mein Vorhaben zunächst aufgeben, und verweilte einstweilen noch in Sparta. Da ich jedoch nicht immer dort bleiben konnte, war meine Verlegenheit eine nicht geringe. Nach Verlauf einer Woche hörte ich, in einem nordöstlich von Sparta gelegenen, einen starken Tagesritt von dort entfernten Dorfe lagere ein

kleiner Trupp griechischen Militärs und werde seinen Rückmarsch nach Norden in den nächsten Tagen antreten. Wenn ich mich nun dieser Truppe anschließen konnte, so war das für mich die günstigste Gelegenheit, heimzukehren. Allein die Schwierigkeit lag in der beträchtlichen Strecke, die zu überwinden war, ehe ich den Standort der Soldaten erreichte. Gerade in dem bergigen und waldigen Landstrich, den ich zu durchmessen hatte, waren, wie dies als unzweifelhaft verlautete, verschiedene Raubanfälle vorgekommen. Die griechischen Räuber sollen insofern schlimmer sein, als die italienischen und spanischen, weil sie sogleich schon vor der Aufforderung, sich zu ergeben, aus dem Hinterhalt auf die Reisenden schießen. Mir blieb jedoch, wenn ich nicht noch, der Himmel weiß wie lange Zeit, in Sparta rasten und auf den größeren Teil meiner weiteren Reise verzichten wollte, nichts übrig, als mich auf den Weg zu begeben, und Roß, der auch in Athen zurückerwartet wurde, beschloß, mich zu begleiten. Wir trösteten uns mit dem Gedanken, daß die Banditen zunächst wohl nur Schreckschüsse gegen uns senden, dann aber geringe Ausbeute bei uns machen würden. Eine Anzahl von Goldstücken, um ihre Gier zu beschwichtigen, behielten wir in unseren Taschen, einige andere wurden sorgfältig in unseren Stiefeln versteckt. So traten wir mit unserem als zuverlässig erprobten Führer, der für Wein und mäßige Kost gesorgt hatte, den Ritt an. Es war ein etwas unheimliches Gefühl, als unser Weg uns bald in sehr einsame Gegenden und auf ein Terrain führte, das für Raubanfälle wie geschaffen erschien. Doch etwas Räuberromantik, dachten wir, könne ja, wenn wir mit heiler Haut davonkämen und nur einiges Geld dabei einbüßten, den Reiz des Reisens nur erhöhen. Wenn mir bisher die Baumlosigkeit in Griechenland nicht gefallen hatte, so konnte ich hier über dieselbe nicht klagen; denn Stunden lang ging unser Pfad durch waldiges Dickicht. Unter Scherz und lustigen

Gesprächen hatten wir bald alle Sorge verscheucht; wir spähten vielmehr mit einer Art von Verlangen umher, ob wir hinter einem der Baumstämme nicht die Mündung eines Schießgewehrs hervorblicken sähen. Ein Mahl, unter einer windgeschüttelten Terebinthe eingenommen, und reichliche Züge aus der Weinflasche stärkten uns für die zu erwartenden Abenteuer. Etwas jedoch sank dann unser Mut wieder, als die Sonne sich zum Untergang neigte und der Führer uns freiwillig das unerwartete Geständnis machte, er sei des Weges nicht mehr sicher und könne nicht versprechen, daß wir zum Lager des Militärs noch am Abend gelangten. Nirgends war ein gebahnter Pfad zu finden; und wie schon seit Stunden ließ sich kein lebendes Wesen entdecken, das wir über die einzuschlagende Richtung hätten befragen können. Die Dunkelheit brach herein, und nun ward unsere Lage einigermaßen bedenklich. Da der Mond nicht schien und die Sterne nicht genug Helle verbreiteten, um den Boden deutlich zu sehen, blieb uns nichts weiter übrig, als unter freiem Himmel unser Nachtquartier aufzuschlagen. So streckten wir uns am Abhange eines Hügels nieder, indem jeder von uns sich in die mitgenommene wollene Decke einwickelte und sich so gegen die nächtliche Kälte zu schützen suchte. Es war ein Glück, daß die Ermüdung des langen Rittes den Schlaf bald auf unsere Augen niedersinken ließ. Der Traum führte mich zu den Verwandten und Freunden in der Heimat, die ich Thor verlassen hatte, um in fremden Ländern einem Glück nachzujagen, das doch auf Erden nie zu finden ist. Als ich nach Mitternacht erwachte, währte es lange, bis ich mich besann, wo ich mich befände. Erst die Tropfen Regens, die an mein Gesicht schlugen, und das mächtige Sausen der Terebinthenwipfel über mir brachten mich wieder zu klarem Bewußtsein. Indessen regte sich kein ängstliches Gefühl in mir, und ich verfiel bald von neuem in tiefen Schlummer, aus dem mich erst am Morgen der Führer,

zum Aufbruch mahnend, weckte. Roß hatte gut geschlafen wie ich, und so schwangen wir uns wieder auf unsere Pferde, um zunächst auf gut Glück in der Richtung fortzureiten, welche, nach der Meinung des Führers, uns an das Ziel bringen mußte. Es währte nicht lange, so kamen wir an eine Hütte, von deren Bewohnern wir erfuhren, daß wir sehr weit vom wahren Weg abgeirrt seien. Der Pfad, den wir nach ihrer Weisung einschlugen, wurde halsbrechend und ging steil, bald hinauf, bald hinab, über Felsgeröll, auf dem oft kaum fortzukommen war. Erst um Mittag erreichten wir das Dorf, wo wir den Soldatentrupp zu finden gehofft hatten. Allein uns wurde die Kunde, derselbe sei schon vor einigen Stunden aufgebrochen, um jedoch nur einen kleinen Tagesmarsch zu machen. Wir rasteten deshalb kurz, nahmen der Sicherheit wegen einen Knaben als Wegweiser mit und erblickten zu unserer großen Befriedigung gegen Abend eine beträchtliche Anzahl von Leuten in griechischer Uniform, die schon Halt gemacht hatten und sich unfern einiger armseligen Hütten zum Nachtlager einzurichten schienen. Da wir näher kamen, zeigte es sich, daß die Militärabteilung weit stärker war, als wir erwartet hatten, und daß sich bei derselben sechs bis acht Offiziere befanden. Wir traten an den ersten von ihnen, einen jungen Lieutenant, heran und waren durch Zufall an den rechten Mann gekommen. Derselbe sprach geläufig französisch, zeigte uns die größte Höflichkeit und versicherte, seine Kameraden, wie er selbst, würden sich sehr freuen, wenn wir uns ihnen auf dem weiteren Marsche anschließen wollten. Ihr Ziel sei Nauplia; nach der ihnen gewordenen Bestimmung indes hätten sie auf dem Wege dahin verschiedene Kreuz- und Querrouten einzuschlagen. Er führte uns sodann zu dem Major, und von diesem erging sogleich in griechischer Sprache, die er allein beherrschte, an uns die Aufforderung, unseren Heimritt bis Nauplia unter seinem Schutze zu bewerkstelligen.

Inzwischen waren die Soldaten beschäftigt, ein kleines Lager aufzuschlagen. Für jeden der Offiziere ward ein niedriges Zelt errichtet, und es fand sich ein solches auch noch für Roß und mich. — Mit einbrechender Dunkelheit flammte ein mächtiges Feuer empor, an dem ein Hammel gebraten wurde, und die Offiziere, ebenso wie wir, lagerten sich auf Decken im Kreise umher. Bald war das Nachtmahl bereitet, und Jedem wurde in einer Schüssel ein tüchtiges Stück Fleisch geboten. Der Lieutenant, der uns zuerst begrüßte, hatte uns schon vertraut, er habe seine Erziehung in Paris erhalten, und war nun beflissen, uns seine höhere Zivilisation, den Kameraden gegenüber, zu zeigen, indem er uns elegante Teller, Messer und Gabeln reichte, die er mit sich führte, während die übrigen Offiziere auf primitivere Weise ihren Appetit befriedigten. Bei der Mahlzeit ging ein gewaltiger Krug Wein von Mund zu Munde, und um den wackeren Söhnen des Mars nicht durch Vornehmthuerei Anstoß zu geben, tranken auch wir aus ihm, statt von den uns zu Gebote stehenden Gläsern Gebrauch zu machen. Weiter nach hinten hatten sich die Soldaten gleichfalls um lodernde Holzstöße hingestreckt. Da der Lieutenant uns fast ganz mit seiner französischen Konversation in Anspruch nahm, konnten wir leider von den Gesprächen der übrigen Offiziere nicht viel hören, noch an denselben teilnehmen. Als die Begierde nach Speise und Trank gestillt war, begann der Major ein hellenisches Lied anzustimmen und Alle, auch die Soldaten, fielen in den Rundgesang ein. Es war eine Scene, die ich nie vergessen werde, dieses Nachtlager in wilder Gegend des Peloponnes und in der Mitte von Kriegern, die zum Teil noch im Befreiungskampfe mitgefochten. Die Sterne funkelten hell vom Himmel, die Winde fächelten lau, und so machte ich von dem angebotenen Zelte keinen Gebrauch, sondern streckte mich, wie die meisten der Offiziere, in freier Luft zum Schlafe hin. An den nächsten

Tagen folgten wir — Roß und ich — dann dem kleinen Heerzug, der, obgleich keiner etwas davon gegen mich verlauten ließ, offenbar beordert war, die Gegend auf seinem Rückweg zu durchstreifen, um den Räubern auf die Spur zu kommen. Verschiedene verdächtige Leute wurden aufgegriffen und mußten der Truppe folgen. Während des Tages ward immer nur wenig gerastet und ein spärliches, aus Brot, Eiern und Oliven bestehendes Frühstück eingenommen. Jeden Abend aber wiederholte sich das einfache, doch reichliche, durch gesellige Fröhlichkeit gewürzte Mahl. Ich kam nun mit sämmtlichen Offizieren in Unterhaltung, indem einige etwas italienisch sprachen und den anderen gegenüber mein Griechisch ausreichen mußte. Als ich ihnen zeigte, daß ich genau von dem Freiheitskrieg der Hellenen unterrichtet sei und die Heldenthaten von Kolokotroni und Markos Bozzaris pries, hatte ich sie ganz für mich gewonnen. Mit wahrem Jubel nahmen sie es auf, als ich die ersten Verse der Hymne des Rhigas: „Δευτε παιδες των Ἑλληνων“ hersagte. Sodann sprach ich ihnen meine Hoffnung für das weitere Aufblühen ihres neuen Königreiches aus und fügte hinzu, ich dächte, ihr Heer werde in nicht zu ferner Zeit das Kreuz auf die Kuppel der S. Sophia in Konstantinopel pflanzen. Allein diese meine Auslassung belächelten sie als allzu sanguinisch, indem sie manche Schäden der heutigen Regierung zu Athen aufdeckten, doch auch das Parteitreiben der Volksführer tadelten und vor Allem den kleinlichen Sinn der europäischen Kabinette beklagten, die nur ein ohnmächtiges Griechenland wollten. Sämmtliche Offiziere machten auf mich den Eindruck wackerer wohlgesinnter Männer. Nach etwa fünf Tagen anstrengenden Rittes verabschiedete ich mich von ihnen hier in Nauplia. Diese Stadt, der frühere Hauptsitz des neu creirten Königreichs Hellas, ehe Athen an ihre Stelle trat, bietet mit ihrer auf steiler Felshöhe gelegenen Festung einen malerischen Anblick dar. Ich dachte an den Einzug,

den der junge König Otto hier hielt, und den Peter Heß auf einem schönen Gemälde verewigt hat. Mit welcher Freude begrüßte damals ganz Europa den jungen Staat, in welchem die durch so ruhmreiche Anstrengung des Volkes errungene Freiheit ihren Schlußstein finden sollte! Jeder sagte sich mit Befriedigung, nun habe Alexander Ypsilanti doch nicht vergebens gelitten, sei Byron doch nicht umsonst gestorben. Jene erste Begeisterung ist seitdem in den Meisten verraucht. Weil Neuhellas die auf dasselbe gesetzten Erwartungen nicht sogleich befriedigt hat, wenden sich Viele spöttisch und achselzuckend von ihm ab. Aber wer wird von einer so jungen Schöpfung, die unter vielfach ungünstigen Umständen zu stande gekommen ist, schon im Beginn das Höchste verlangen? Ich halte an der Hoffnung fest, Griechenland habe eine große Zukunft vor sich und werde sich, ein blühendes Reich, nicht nur über die Insellande, die ihm so unweise vorenthalten worden sind, sondern auch auf dem Continent bis an den Bosporus ausdehnen.

Von der Höhe der Festung Palamedes bei Nauplia erblickt man eine Gegend, welche durch die ältesten Mythen geweiht ist. Im vorigen Monat habe ich dieselbe nach allen Richtungen durchstreift und erneuere nun, indem ich auf sie hinabschaue, die früher empfangenen Eindrücke. Der lernäische Sumpf, Tiryns, Mykene — welche Namen! Wenn man an die fabelhaften Thaten des Herakles denkt, so erscheint das Reich des Agamemnon im Vergleich damit als jung, und doch wieder, in welche unvordenkliche Vorzeit sinkt dasselbe zurück, wenn wir erwägen, daß Mykene längst in Trümmern lag, als Aeschylos und Sophokles die gewaltigen Sagen, die sich an dessen Herrscherhaus knüpften, zum Stoffe ihrer Dichtungen wählten! Zu den Lebzeiten der großen Tragiker war der Haufe von Ruinen, welche man jetzt als die von Mykene bezeichnet, waren das Löwenthor und das sogenannte Schatzhaus des Atreus schon in dem nämlichen Zustande, wie wir

sie heute finden, und jene Dichter betrachteten sinnend und zweifelnd diese alten Steinmassen, an welche sich die Traditionen von Atreus und Thyestes, Klytämnestra und Elektra knüpften, ebenso wie wir gedankenvoll an dem Brunnen im Odenwald, wo Siegfried erschlagen worden sein soll, oder an einem alten Gemäuer in Worms verweilen, das vielleicht von der Kirche übrig geblieben, vor welcher Chrimhild und Brunhild den verhängnisvollen Streit geführt. — Ich habe gestern nochmals einen Ausflug in das Reich der Tantaliden gemacht und in Mykene, an das Löwenthor gelehnt, den Agamemnon des Aeschylos gelesen. Wie ganz anders als früher ward in dieser Oertlichkeit die Tragödie vor mir lebendig, wie sah ich die unselige Kassandra, die aus der lodernden Veste von Ilion in die Gefangenschaft hinweggeschleppt worden, aus dem Palast hervorstürzen und mit starren Augen in das Leere blicken, während sie den bevorstehenden Mord des Königs verkündet. Die Poesie des Aeschylos ist in allen späteren Jahrhunderten an Großartigkeit und Macht des tragischen Pathos nicht wieder erreicht worden; sie scheint aus einer Titanenjugend der Menschheit zu stammen, und wenn Prometheus Dichter gewesen wäre, so könnten seine Werke nicht erhabener sein, als die des gewaltigen Eleusiniers. — Von Mykene trug mich ein kurzer Ritt nach Argos, und dort, auf einem der zum Teil noch gut erhaltenen Steinsitze des antiken Theaters ruhend, sah ich die untergehende Sonne die vor mir hingebreitete Landschaft mit ihrem Purpurglanz übergießen. Dieser Moment war über alle Beschreibung herrlich, und ich wünschte mir, ich hätte Griechenland überhaupt nie anders, als in solcher Abendstunde gesehen: der Eindruck, den ich dann von dort mit mir hinwegtrüge, würde ein überwältigender sein und das Land, das mir die Tageshelle in seinem Ruin gezeigt hat, in ungetrübtem Glanz in meiner Erinnerung fortleben lassen.

5.

Brussa, im Juni 1839.

Ich habe die anstrengende Reise von Smyrna bis hierher, auf welcher man einen beträchtlichen Teil der Breite von Kleinasien durchschneidet, in Begleitung zweier Engländer zu Pferde gemacht. Da es hier zu Lande nicht Brauch ist, Zelte mit sich zu führen, waren wir genötigt, unseren Tagesritt immer so einzurichten, daß wir Abends einen Ort erreichten, wo wir ein Wirtshaus, einen sogenannten Khan, zur Nachtrast fanden. Diese Anstalten sind fast durchaus von der primitivsten Art, und ich ruhte noch am erträglichsten, wenn ich mich, in meine große wollene Decke eingewickelt, platt auf den Boden hinbettete. Weit lieber hätte ich unter dem Sternendach geschlafen; allein dazu waren die Nächte zu kalt. Die Gegend, durch welche ich kam, war fast überall fruchtbar und grün, und der Weg führte in angenehmer Abwechslung bald über Hügelzüge, bald durch Thäler hin. Er war sehr belebt, und oft begegneten uns Karawanen mit langen Reihen von Kameelen, die ein echt orientalisches Bild darboten. Mehrmals stießen wir auf Horden von Turkomanen, die in den Thälern oder auf den Bergeshängen ihre aus kleinen beweglichen Häusern bestehenden Lager aufgeschlagen hatten. Die erste größere Stadt, durch die wir kamen, war das bedeutende Magnesia am Fuße des Sipylus. Dasselbe bietet von außen gesehen mit seinen vielen Minareten und schöngruppirten Häusern einen überraschenden Anblick dar. Desto weniger befriedigt das Gewirr von Gassen und kleinen Gebäuden im Innern. Aehnlich verhält es sich mit Akhissar, Kurugulki und den anderen von uns berührten Städten. Es ist traurig, dieses Land, im Altertum das kultivirteste der Welt, unter der osmanischen Herrschaft so gesunken zu sehen. Von eigentlichen Straßen ist gar nicht die Rede, und als Brücken müssen meistens bretterne Stege dienen. Ich würde diejenige der

abendländischen Nationen segnen, die mit einem kühnen Entschlusse dem Osmanenreiche ein Ende machte und dessen unter dem Scepter des Sultans immer mehr herunterkommenden Provinzen aufs Neue in Kultursitze verwandelte. Man erträgt es, wenn Barbaren am Don und an der Wolga oder in den Steppen der Kirgisen hausen; aber sie in den Ländern schalten und walten zu sehen, welche die Wiege der höheren Menschenbildung waren, empört jedes Gefühl. Freilich werden sich die europäischen Mächte schwerlich über den Besitz des gewaltigen Gebietes vertragen, welches heute die Türkei heißt. Aber was hilft das Zögern und Schwanken, da das Gebäude dieses Staates doch in allen seinen Fugen kracht und wankt und ein Entschluß notwendig bald gefaßt werden muß? Dem Kühnen gehört die Welt; also, auf England! auf Frankreich! (von unserem armen zerrissenen, bundestäglichen Deutschland kann ja leider nicht die Rede sein), bevor ein schlimmerer Barbar als die Osmanen sich am Bosporus festsetzt und über Jonien, Lydien, Mysien, die Heimat so vieler griechischen Weisen und Dichter, seine Knute schwingt!

Nach mehreren Tagesritten, bei denen wir von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang kaum aus den Sätteln gestiegen, sahen wir das blaue Haupt des Idagebirgs vor uns liegen. Bald dann breitete sich die Ebene von Troja zu unseren Füßen aus, und wir gelangten über und durch verschiedene Ströme nach dem Dorfe Burnabaschi. Der Gedanke, mich auf dem Boden zu befinden, den die reizenden Mythen der frühen Welt umspielen, den der älteste und größte Sänger der Griechen verherrlicht hat, ließ meine Brust höher klopfen. Dort in einem Thale des Ida war es, wo die drei Göttinnen zu dem Königssohn getreten, daß er einer von ihnen den Preis der Schönheit erteile. Hier vor mir hatte die heilige Feste von Ilion gestanden, hier um Simois und Skamander hatten Achäer und Troer mit einander in hundert Schlachten gekämpft, hatte der

Göttersohn Achilles die Totenfeier um den geliebten Patroklos gehalten. Trotz des über alle Maßen elenden Nachtquartiers blieb ich mehrere Tage in Burnabaschi und durchritt die Ebene nach allen Richtungen, um sämmtliche Lokalitäten, wo die Hauptscenen des mir seit der Jugend so vertrauten Gedichts vor sich gingen, mit eigenen Augen zu sehen. Aber nach dem ersten Rausch, der mir vorgespiegelt, ich stände auf dem Boden, wo wirklich alle jene Vorgänge sich ereignet, am skäischen Thore, wo Hektor von Andromache den Abschied genommen, auf dem Platz, wo das Lager der Griechen gestanden und über den der gramgebeugte Priamos zum Zelte des Achilles geschritten, um die Auslösung der Leiche seines Sohnes zu erwirken, sagte ich mir bei ruhiger Ueberlegung, dieser ganze Zug der Achäer gegen Ilion, um den Raub einer schönen Frau zu rächen, sei doch Dichtung. Nur die Macht des Homer lasse uns glauben, er habe wirkliche Begebenheiten geschildert; ob aber seiner Ilias irgend solche zu Grunde lägen, sei äußerst zweifelhaft. Mit dem großen Epos des Firdusi verhält es sich immerhin noch anders; es wird äußerst Vieles in den altiranischen Sagen, die es behandelt, Generationen hindurch vom Volke erdichtet sein; allein die Namen mancher in ihnen vorkommenden Helden und Könige und Anspielungen auf deren Thaten finden sich schon in den uralten Religionsbüchern des Zoroaster. Von einem Königreich Troja jedoch, von allen in der Ilias erzählten Ereignissen, wissen wir absolut nichts weiter, als was in diesem Gedichte enthalten ist. Daher läßt sich die Vermutung nicht zurückweisen, daß der alte Rhapsode den Inhalt seiner vierundzwanzig Gesänge selbst ersonnen und an diese Oertlichkeit am Skamander, die er genau kannte, geknüpft hat. Vielleicht, daß die Erinnerung an eine Königsstadt, die hier gestanden, an Kämpfe, welche um dieselbe stattgefunden, ihm Anlaß zu seiner Erfindung gegeben; indessen sogar, ob derselben eine ausgebildete Tradition

zu Grunde gelegen, bleibt sehr fraglich. Der Dichter, der eine solche Welt von Gestalten, Thaten und Begebenheiten geschaffen und sie so leibhaftig vor uns hingestellt, daß wir von ihrer Wirklichkeit überzeugt sind, steht gewiß desto größer da, wenn er alles selbst erdacht und dem „luftigen Nichts" einen örtlichen Wohnplatz und einen Namen verliehen hat. Ja, es erscheint mir als eines der größten Wunder des Genies, daß dieses aus seiner Phantasie geborene Reich von Ilion so viele andere Reiche, die bis auf den Namen verschollen sind, überdauert hat. Indem ich dies lebhaft erwog, schämte ich mich fast, in einer archäologischen Schrift, die ich als Führer mitgenommen hatte, weiter zu lesen. Aber Skamander und Simois, das in der Ferne ragende Idagebirg und die ganze trojanische Ebene mit ihren Grabhügeln bis an das Meer hin schienen mir um so heiliger, da ich sie nicht mehr als Schauplätze historischer Vorgänge, sondern als Bühne betrachtete, die ein göttlicher Dichtergeist mit etwas weit Höherem erfüllt hat, als mit der Realität des gemeinen Geschehens. Nur aus Einem Geiste konnten so große Werke wie Ilias und Odyssee hervorgehen, und ich betrachte die Annahme, dieselben rührten von einer Anzahl von Rhapsoden her und seien erst später zu einer Einheit zusammengefügt worden, als eine Art von Sacrilegium. Man kann sich wohl denken, daß ältere im Volke entstandene und schon von verschiedenen Sängern behandelte Sagen von einem späteren Dichter aufgenommen und ausgebildet werden; aber die erwähnte Hypothese nimmt gar keine Einheit des Dichters an, der den Komplex von Traditionen und Liedern zur Vollendung gebracht, sondern setzt voraus, das Letztere sei durch eine Art von mechanischem Prozeß zu stande gekommen. Auf solche Weise kann nicht einmal eine Messiade oder eine Luise von Voß entstehen, geschweige denn eine Ilias. Daß die Wolf'sche, von so gänzlicher Verkennung des Wesens der Poesie zeugende Aufstellung

in Deutschland lange Zeit ziemlich allgemeine Geltung behaupten konnte, beweist von neuem, daß in meinem guten Vaterlande Geisteskrankheiten von Zeit zu Zeit epidemisch werden, wie ja dort noch heute die Philosophie der Identität des Seins und des Nichts grassirt. Von den anderen Nationen werden wir wegen solcher thörichten Hirngespinnste mit Recht verlacht. Als ich am Abend vor meinem Aufbruch auf einem Hügel bei Burnabaschi saß und vor mir der Gipfel des Ida im Spätrot glühte, war mir, als sähe ich in dem zarten Dämmernebel, der vom Meere her über die Ebene wallte, den Schatten des Sängers von Chios schweben. Ich beugte mich in Ehrfurcht vor ihm und bat ihn im Namen meiner Nation um Verzeihung wegen der Kränkung, die wir ihm angethan. Selbst wenn er nichts gewesen wäre, als ein alter blinder Bettler, es müßte ihm wehe thun, sich die Existenz abgesprochen zu sehen. Nun aber war dieser Greis, der mit seiner Harfe von Thür zu Thür schritt, um für seine Gesänge eine Mahlzeit einzutauschen, größer als alle Kaiser und Könige, alle Feldherren, Philosophen und Geschichtschreiber der Erde. Denn was läßt sich Größeres von einem Menschen sagen, als daß er zwei Bücher verfaßt hat, die, obgleich sie fast die ältesten sind, doch bis heute die schönsten von allen seitdem geschriebenen blieben? Und nun denke man sich, daß diese Werke für die Sammlung und Redaktion verschiedener Bänkelsänger durch die Diaskeuasten erklärt werden! Nein, göttlicher Homer, ich beteure vor Dir, daß ich nie teil an solchem Frevel genommen habe!

Bei Sonnenaufgang verließen wir die trojanische Ebene, und es war ein herrliches Schauspiel, dieselbe mit den beiden Flüssen, die sie in vielen Windungen durchschlängeln, im Glanze der heiligen Frühe strahlen zu sehen. Fernher leuchtete der Hellespont mit Sestos und Abydos und rief das Bild von Hero und Leander hervor. Ich möchte dieses Liebespaar,

ebenso wie Romeo und Julie, Abälard und Heloise, den Kastellan von Cucy und die Dame von Fayel, um ihres Unglücks willen selig preisen; hätte sie das Leben miteinander verbunden, sie wären wie tausend andere Sterbliche spurlos im Strom der Zeit verschwunden. Allein wegen ihres Jammergeschicks leben sie unsterblich im Herzen der Menschheit fort. — Noch an eine andere unglücklich Liebende des Altertums mahnte mich die Wiege der Sappho, die Insel Lesbos, die ich fern am Horizont dämmern zu sehen glaubte. Das neidische Verhängnis hat uns nur ein paar Strophen dieser Dichterin gegönnt; aber in ihnen flammt die Liebesglut so mächtig, daß sie von den späteren erotischen Poesien aller Völker an intensivem Feuer nicht übertroffen werden. Es scheint mir oft, man könne sich nichts Beneidenswerteres denken, als nur mit Einem unvergleichlich herrlichen Liede oder auch nur einem Fragment desselben auf die Nachwelt zu kommen. Der Sappho ist dieses Glück zu teil geworden. — Nachdem wir noch eine Anzahl von Tagereisen zurückgelegt, die uns hübsche Gegenden, doch nichts besonders Bemerkenswertes, als die anmutigen Ufer des Alabasees gezeigt, sahen wir den gewaltigen Gipfel des bithynischen Olymp vor uns aufsteigen. Das Land nahm mehr und mehr alpinen Charakter an; das Grün wurde saftiger, Nuß- und Kastanienbäume von kolossalem Wuchs zogen sich längs des Weges hin, und wir ritten zu dem hochgelegenen Brussa empor. Es gibt wenige Städte, die sich einer schöneren Lage erfreuen, als diese alte Hauptstadt Bithyniens. Dicht schattende Wälder umgürten sie rings, und von allen Abhängen hernieder rieseln und rauschen frische Bergwasser durch ihre Straßen hin. Wären die nach Laubgrün und kühlen Quellen dürstenden Araber hierher vorgedrungen, sie würden nicht Damaskus, sondern Brussa als das irdische Paradies betrachtet haben. Aber so sehr mir auch die Gegend gefällt und mich zu längerem Aufenthalt

verlocken könnte, der Ort entbehrt doch der höheren Anziehungskraft, welche manche andere von der Natur minder reich ausgestatteten Punkte auf mich üben. So lebhaft die übrigen Völker des Orients, die Perser, die Inder, die Araber, mich von jeher interessirten, so wenig haben dies die Türken vermocht; ich habe es nicht einmal der Mühe für wert gehalten, die türkische Sprache zu erlernen, obgleich dies für Denjenigen, der einmal arabisch und persisch kann, ziemlich leicht ist. Das Türkische hat eine sehr einfache Grammatik und würde für die Umgangsrede nicht viele Schwierigkeiten darbieten; nur das Verständnis der Schriftsprache wird dadurch, daß sie nach Belieben alle möglichen arabischen und persischen Worte und Sätze einmischt, äußerst schwer. Es scheint unzweifelhaft zu sein, daß die Literatur der Osmanen jeder Eigentümlichkeit entbehrt und nur ein matter Abklatsch derjenigen der Perser und Araber ist. Freilich, das Versemachen und der blumenreiche Stil scheint auch bei ihnen zum guten Ton zu gehören; selbst Staatsschriften und Pässe werden oft in gereimter Prosa geschrieben: die Verbreitung der Reimerei hat indes nichts mit der Poesie zu thun. Da nun Brussa, abgesehen von der Zeit des Altertums, wo Hannibal hier beim König Prusias eine Zuflucht und das Grab fand, keine anderen historischen Erinnerungen, als an ein barbarisches, nur äußerlich ein bißchen mit Kultur aufgeputztes Kriegsvolk aufweist, vermag es mich auch auf die Dauer nicht zu fesseln. Es bot mir willkommene Rast nach der anstrengenden Reise; aber ich werde es ohne Trauer verlassen. Die Quellen hier sprudeln voller, als der halbversiegt in seinem Bette hinschleichende Ilissos bei Athen; welche ganz anderen Dinge jedoch hat dieser von alter Zeit zu berichten, wie viel vertrauter spricht sein Murmeln zum Ohr und zur Seele!

Noch habe ich einen Ausflug auf den bithynischen Olymp gemacht. Obgleich ich durch meine Alpenwanderungen ein

guter Bergsteiger geworden bin, schien es mir doch ratsam, für die Hälfte dieser Expedition ein Pferd mitzunehmen und nur die letzte Höhe zu Fuß zu erklimmen. Der Olymp erhebt sich 10—11,000 Fuß über das Meer, ist also keineswegs als ein Zwerg unter den Bergen anzusehen. Um das Unternehmen in einem Tage ausführen zu können, brach ich noch vor Tagesbeginn auf und befand mich bei Sonnenaufgang schon auf beträchtlicher Höhe inmitten prächtiger Laubwälder, die den ganzen unteren Teil des Berges einnehmen. Als der Weg steil und steiler wurde und Gebüsch an die Stelle der Bäume trat, verließ ich mein Roß bei einem schattenden Bergvorsprung, wo es, von einem Führer bewacht, meiner Rückkehr warten sollte. Der weitere Marsch war stellenweise mühselig, jedoch nicht von übergroßer Schwierigkeit. Schnee, der noch bei Beginn des Sommers das ganze Berghaupt bedecken soll, fand sich nur in einigen Schluchten und Rissen, so daß er meine Schritte nicht hemmte, und etwa sieben Stunden nach meinem Aufbruch von Brussa ward ich mir mit Entzücken bewußt, auf dem Gipfel des Olymp zu stehen. Es war zwar nicht der eigentliche Göttersitz, wo Kronion, der Wolkenversammler, im Kreis der anderen Unsterblichen thront; denn dieser liegt in Thessalien: allein schon für die Griechen verknüpfte sich mit allen den Bergen, welche sie Olymp nannten, die Vorstellung, daß es gottgeweihte und von den Himmlischen besuchte Stätten seien. Wie hätte sich nicht meine Brust höher heben sollen bei dem Gefühl, an einer solchen zu stehen? Unter mir breitete sich anfänglich eine dichte Nebelschicht; bald aber begann dieselbe im frischen Windhauch zu wallen und sich wie leicht bewegte Wogen zu kräuseln. Einzelne Risse thaten sich auf und man erblickte durch sie hindurch hier dunkle Wälder, dort das blaue Meer mit fernhin schimmernden Küsten. Endlich fegte der stärker werdende Wind das Gewölk hinweg und vor mir that sich eine Aussicht auf, die wohl auf Erden

wenige ihres gleichen hat. Jenseits des asiatischen Uferlandes, das sich mit grünenden Gefilden und zahlreichen Ortschaften zu meinen Füßen hindehnte, gewahrte ich das buchtenreiche Meer von Marmora und an ihm, zwar von Duft umhüllt, doch immerhin unterscheidbar, die Königin der Städte, das gewaltige Byzanz, weithin über seine Hügel und Thäler ausgegossen und den stromgleich zwischen reichbebauten Küsten hinflutenden Bosporus, durch welchen sich „der Euxinus unaufhaltsam in die Propontis und den Hellespont ergießt." Es ist ein vergeblicher Versuch, eine solche Aussicht schildern zu wollen; wenn man die verschiedenen Oertlichkeiten aufzählt, welche das Auge umfaßt, so gibt das kein Gesammtbild, und von dem Ganzen, wie es der Blick auf einmal beschaut, läßt sich einem Anderen nur ein mattes Abbild vor die Seele führen. Denn nur wer wirklich selbst die Umschau hält, kann Alles zugleich in sich aufnehmen mit der Empfindung, dem Staub entrückt zu sein und aus heiterer Höhe, gleich einem Adler in Lüften schwebend, die Erde drunten in ihrer Herrlichkeit zu überblicken. Eben hierauf aber kommt es an. Der Drang, mich so, wenn auch nur auf Augenblicke, den Göttern gleich zu fühlen, hat mich von früh an zu Bergbesteigungen getrieben. Weil auf den Höhen reinere Lüfte wehen, weil der Dunst der Tiefe nicht zu ihnen empordringt und der oben Weilende den Odem eines höheren Lebens zu trinken glaubt, hat auch die Phantasie der frühen Menschen, nicht bloß der Griechen, solche Gipfel zu Wohnungen der Götter gemacht und sie mit einem mythischen Glanz umkleidet. So schauten die Inder andachtsvoll zum Scheitel des Meru empor, die Iranier zu dem des Alburs. Aber ich glaube, daß weder Brahma noch Ormuzd von jenen Gipfeln, noch Apoll und die Musen vom Parnaß und Cithäron herab eines Anblicks genossen haben, wie er mir hier zu teil ward. Oft habe ich auf den Alpen staunend vor der Größe der Natur gestanden; der Eindruck

jedoch, den ich dort empfing, war mehr ein niederwerfender, als ein erhebender. Auf den ungeheuren Eisfeldern um mich her sah ich den Tod in seiner Allmacht thronen. Das Krachen der Gletschermassen und der Donnersturz der Lawinen sprach nur von Zerstörung, und die Riesenhaftigkeit der seit dem ersten Morgen der Welt in starrer Verödung dastehenden Bergkolosse drückte mich zugleich durch den Gedanken an die Unendlichkeit des Raums und die Unendlichkeit der Zeit zu Boden. Ich fühlte mich wie ein Verirrter dort oben, und wenn ich in die Thäler zurückkehrte, war es mir ein Labsal, das Wimmeln der kleinen Käfer im Grase zu sehen, und einen von ihnen in die Hand zu nehmen, um mich an ihm zu überzeugen, daß noch nicht alles Leben auf der Welt erloschen sei. Hier auf dem Olymp aber schaute ich in ein reiches, blühendes, lebendiges Dasein hinab, und wie ich die gewaltige, von Horizont zu Horizont reichende Wasserflut zwischen den seligen Ufern und vorüber an den duftenden Inseln gleiten sah, glaubte ich einen mächtigen Jubelchor zu vernehmen, in dem Meer und Erde, das Brausen der Wogen und das Rauschen der Wälder harmonisch zusammenklängen. Wenn ich mir schon bisher einen Schatz unvergeßlicher Stunden auf meinen Reisen gehäuft habe, so ist doch dies sicher die unvergeßlichste.

6.

Unter dem Wüstenzelt. Im Herbst 1839.

Seit meiner Abreise von Kairo, wohin unter Segel zu gehen ich mich plötzlich in Konstantinopel entschloß, liegt ein wochenlanger mühevoller Wüstenritt hinter mir, dessen Anstrengungen indes von den Genüssen, welche er mir bot, reichlich aufgewogen werden. Durch nichts kann man sich so ganz in eine fremde Welt flüchten, wie durch eine solche Reise;

ich möchte sagen, daß ich während des verflossenen Monats in einem andern Jahrtausend gelebt habe: so gänzlich war die Gegenwart mit ihrem Leben und Treiben mir entrückt, so völlig trug Alles um mich her das Gepräge einer frühen Vorzeit. Während dieses langen Rittes hatte ich keinen Europäer in meiner Nähe. Der Führer der kleinen Karawane und die Kameeltreiber waren Araber, echte Söhne des Ismael und noch durchaus denen ähnlich, die schon zu Abraham's Zeiten die weiten Strecken zwischen dem roten und persischen Meer und bis zu den Grenzen Palästina's durchstreiften. Nur ein junger Aegypter, der mich als Diener begleitete, verstand notdürftig etwas Italienisch. Alsbald vor den Thoren von Kairo begann die Wüste, nicht wie Viele bei uns sie sich vorstellen, eine weite Fläche, sondern eine Kette sich aneinanderreihender Sandhügel, unterbrochen von felsigem Gestein. Das Reiten auf dem Dromedar hatte, bevor ich es selbst versucht, einen verlockenden Reiz für mich gehabt; allein schon nach der ersten Stunde begann ich mich nach einem guten Pferd zu sehnen. Denn die beständig hin und her schwankende Bewegung, die ich auf dem Rücken des Tiers ertragen mußte, erzeugte bei mir einen Zustand wie von Seekrankheit. Erst nach einigen Tagen hatte ich mich daran gewöhnt, und erst nun erschloß ich mich den großartigen Eindrücken einer so ganz neuen Umgebung und Reiseart. Mehr noch als der Blick von hohen Berggipfeln herab, mehr selbst als der Ozean, wo das Auge nur Himmel und Wasser gewahrt, gibt uns die Wüste die Vorstellung der Unermeßlichkeit. Meine Seele weitete sich aus bei diesem grenzenlosen Horizont, und alle kleinlichen Gedanken und Sorgen des Lebens sanken hinter mir zurück. Wenn wir am Abend um die Zisterne, oder wo sich keine solche fand, am Rand eines sandigen Hügels lagerten, und die Treiber den Mundvorrat von den Kameelen herabholten, hatte ich ein lebendiges Bild der Patriarchenzeit vor mir

und dachte an die Karawane, die Joseph aus seiner Heimat Kanaan fortführte. Stiegen dann am tiefblauen Himmel die leuchtenden Nachtgestirne in einem Glanz empor, wie ihn der dunsterfüllte Himmel des Nordens nicht kennt, so begriff ich das Gefühl der ältesten Bewohner dieser Gegenden, die den Sternen zu ihren Häupten ihre erste Anbetung geweiht. Ich glaubte aus der strahlenden Schrift über mir eine Offenbarung lesen zu können, welche der frühen Welt zu teil geworden und im Dunkel der späteren Zeit erloschen sei. Der Himmelsdom mit seinen ewigen Lampen, unter dem die junge Menschheit gekniet, war doch der beste Tempel, den sie je gehabt.

Als ich gegen Abend Suez erreichte, lag das Rote Meer, recht seinem Namen entsprechend, vom Purpurglanz der sinkenden Sonne übergossen vor mir, und auch seine öden Ufer strahlten weithin in einer Pracht, daß man hätte glauben sollen, sie seien die fruchtbarsten der Welt. Die Nachtrast im Freien oder, wenn rauhere Luft dazu nötigte, unter einem schnell aufgeschlagenen Zelt, hatte mir schon während der kurzen Zeit, seit ich sie genossen, so gut behagt, daß ich kein Begehren trug, in einem dumpfen Gemach zu ruhen und mich mit einem Spaziergang durch die kleine armselige Stadt begnügte. Als wir am folgenden Morgen aufbrachen, war der Anblick von Meer und Küste gleich prachtvoll, der Frühwind wehte uns jenen Weihrauchduft entgegen, von dem die arabischen Dichter so viel singen. An dem sogenannten Mosesbrunnen, der von einer kleinen grünenden Oase umgeben ist, machten wir kurz Halt, damit die Schläuche der Kameele mit Wasser gefüllt würden, und nun ging es weiter in die Wüste hinein. Daß eine gewisse Monotonie mit einer solchen Reise verbunden ist, läßt sich nicht leugnen. Tage und Nächte folgen sich in stetem Einerlei, und es gibt keinen andern Wechsel, als den zwischen kahlen Sandhügeln und gleich kahlen Felsgebirgen. Endlich sahen wir in der Ferne den Gipfel des

Sinai oder Horeb emporsteigen, und je näher wir kamen, desto majestätischer entfaltete der heilige Berg seine gewaltigen Massen. Ich nahm mein Quartier in dem Kloster, dessen russische Mönche mit ihren stumpfsinnigen Gesichtern und ihren Litaneien mir so widerwärtig waren, daß ich mich möglichst von ihnen loszumachen suchte, um die verschiedenen Höhen zu erklimmen. Die Gestalt des Sinai ist von überraschender Großartigkeit, und wenn der wirkliche Moses der erhabenen Statue des Michel Angelo geglichen hätte, so würde er gut zu solcher Umgebung gepaßt haben. Ich vermochte, während ich auf dieser durch den Glauben von Jahrtausenden geweihten Stätte weilte, nicht ohne Ehrfurcht an den Gesetzgeber der Hebräer zu denken, zu dem noch jetzt so zahlreiche, über den ganzen Erdkreis zerstreute Menschen als zum Stifter ihrer Religion aufblicken und von dessen Einfluß auch das Christentum noch heute mächtig beherrscht ist. Aber trotz dieses Gefühls der Ehrfurcht konnte ich nicht umhin, mich verschiedenen anderen, nicht ganz damit im Einklang stehenden Betrachtungen hinzugeben. Die Glaubenslehre des Moses hatte von Anfang an etwas Engherziges und Beschränktes; sie war nur für einen ganz kleinen Volksstamm, für eine von den vielen Horden, die in diesen Gegenden hausten, berechnet. Sie pflanzte dem Völkchen der Israeliten einen Dünkel ein, sie seien das auserwählte Volk Gottes, und der Gott, den sie verkündete, war ein rachsüchtiger, vor Allem auf die Ehre seines Namens bedachter, nach beständigen Opfern und Lobpreisungen begieriger Gott. Daß nun eine kolossale Unwissenheit alles dessen, was schon auf der Welt gewesen, sowie dessen, was gleichzeitig außer dem kleinen Winkel zwischen Syrien, dem Mittelmeer und der arabischen Wüste vorhanden war, dazu gehörte, um einen solchen Glauben zu verkünden, springt in die Augen, und diesen Vorwurf der Unwissenheit kann man, ebenso wie dem Moses, auch Denen nicht ersparen, die später in ihrem

salomonischen Tempel den Mittelpunkt der Welt erblickten und sich für das Volk hielten, um das sich die ganze Weltordnung drehte. Wie ist es möglich, daß Moses, der so lange in Aegypten gelebt, nichts von der unvordenklichen Vergangenheit gehört hat, seit welcher dort schon das Pharaonenreich geblüht, nichts von den übrigen Völkern, bis zu denen sich die Kriegszüge der ägyptischen Könige erstreckt hatten? Wußte er hiervon etwas (und daß er nie davon gehört, scheint undenkbar) — wie konnte er es für möglich halten, Jehovah habe sich von allen den zahllosen, schon gewesenen Generationen in Haß und Verachtung abgewendet, um sich erst jetzt einem winzigen Bruchteil der Menschen, mit Ausschluß aller noch weiter auf der Welt lebenden Völker, kundzugeben? Und wenn Moses selbst sich gegen alles dies verschlossen, war denn Palästina mit einer chinesischen Mauer umgeben? Hatte es keinen Handelsverkehr mit anderen Völkern, um über dieselben Nachricht einzuziehen? Zur Zeit des Moses, ja der Patriarchen, beteten seit lange am Ganges unter den Palmenwipfeln die frommen Siedler und Brahmanen zum ewigen Urgeist und lehrten Liebe und Mitleid gegen alle Wesen, selbst gegen die Tierwelt. Schon lange — denn Zoroaster war nur Reformator der uralten Religion des Zendvolks — flammten in Iran die rotglänzenden Feuer zu Ehren des Lichtgotts. Unendlich höher an ethischem Gehalt und großer Weltanschauung als der Mosaismus steht unstreitig diese Religion. Ich habe dieselbe immer für diejenige gehalten, welche der Menschheit die größten Segnungen hätte bringen können. Ihre Grundlehre von einem guten Urwesen, dem ein böses, im steten Kampf mit ihm befindliches gegenüberstehe, hat etwas in der Natur der Dinge Begründetes und ist durchaus moralisch auf Veredlung der Menschen berechnet, indem Ormuzd nicht nur durch Gebete, sondern durch reinen Lebenswandel und gute Thaten verehrt werden soll, die Verabscheuung Ahriman's

dagegen und seines bösen Thuns eine Hauptvorschrift des Zendavesta ist. Dieser Ahriman war auch ein ganz anderer, großartigerer Dämon als das widrige Scheusal, zu dem er später in dem Satan der Juden oder gar in dem Teufel des christlichen Mittelalters umgestaltet wurde. Zugleich hat der Zoroastrische Glaube den Vorzug, daß er beinahe frei von den Superstitionen ist, die sich an fast alle anderen Religionen gehängt haben. Denn die Iranier beteten das Feuer nicht an, sondern ehrten und feierten dasselbe, wie auch die Sonne, nur als ein Symbol des Guten, Reinen und Edlen. Ich bin auch völlig überzeugt, daß sich im alten Iran, in den Ländern nordwärts der großen Wüste am Oxus und Paropamisus, eine hohe Blüte der Kultur, der Poesie und Kunst entfaltet hat, von der wir nichts mehr wissen, und daß im späteren Persien unter den Achämeniden wenigstens noch ein Abglanz davon strahlte. Auch der Sternendienst der Araber, die doch in unmittelbarer Nähe von Palästina wohnten, war nicht so ganz verächtlich. Wenn nun Moses und die Juden von dem Kultus und der Bildung der genannten und noch anderer Nationen gehört hatten, so mußten sie sich wirklich verstocken, um an einen Gott zu glauben, der sich nur die Bewohner des schmalen Streifen Landes am Mittelmeer zu Lieblingen auserkoren habe. Wußten sie aber nichts davon, so mußte ihr Wahn in demselben Augenblick sich als lächerlich erweisen, wo man von der Weite der Welt und den zahllosen Völkern, die sie seit Alters bewohnt haben, Kenntnis erhielt. Allein ein solcher Dünkel erscheint zugleich als verdammenswert, da Hochmut überhaupt keineswegs zu den lobenswerten Eigenschaften der Menschen gehört. So waren denn auch die Israeliten den umliegenden Völkern ein Gegenstand des Abscheues ebenso wie des Spottes. Doch muß ich wieder hinzufügen, daß der Glaube der Juden an den ausschließlich an sie ergangenen göttlichen Ruf bei aller seiner Beschränktheit

etwas Imponirendes hat, daß ihr starres Festhalten an der Erwartung eines glorreichen künftigen Messiasreiches unter allen Trübsalen, die sie betroffen, eine gewisse Bewunderung für sie erzwingt. Auch darf nicht verschwiegen werden, daß das Alte Testament, besonders das erste Buch Moses, die Psalmen, die Schriften der Propheten, und vor allen das Buch Hiob, reich an herrlichen Schönheiten sind. In letzterem Werke finden sich Partien, die kein Dichter späterer Zeit, selbst Aeschylus, Dante und Shakespeare nicht, übertroffen hat, und es ist schwer zu erklären, wie eine so wundervolle Poesie aus einer so dürftigen Religion habe hervorgehen können. — Um aber auf Moses zurückzukommen, so will ich noch erwähnen, daß ich, sowie ich hier auf dem Horeb den Felsen bestiegen, von dem er mit den Gesetzestafeln unter das Volk getreten, so später aus der Ferne den Berg Nebo in Peräa gesehen habe, wo er gestorben ist.

Vom Sinai ging meine Reise, an deren anfänglich schwer gefühlte Unbequemlichkeit ich mich nach und nach gewöhnt hatte, von neuem in die Wüste hinaus. Eine Reihe anstrengender Tagesritte brachte mich nach Petra, der alten Stadt der Nabatäer und der Hauptstadt des Peträischen Arabien, die später von den Römern zum Sitz ihrer Herrschaft in diesen Gegenden gemacht und vielfach umgebaut worden ist. Die Landschaft hier ist grandios; durch wildzerrissene Gebirge gelangte ich zunächst in das von rötlichen Felsmassen eingeschlossene Thal Musa, wo sich zu beiden Seiten, in das Gestein eingehauen, Gräber an einander reihen und über einander auftürmen. Weiter verengerte sich die Schlucht mehr und mehr und wurde zu beiden Seiten von so hohen Klippenhängen überragt, daß das Licht nur dämmernd hereinfiel. Durch einen Triumphbogen, ein Werk der Römer, gelangt man nun in die Stadt Petra, die von dem klaren Strom Musa durchflossen ist. Die Ufer dieses Flusses, dessen Bett

ehemals gepflastert und von mehreren Brücken überspannt war, sind von Lorbeerrosen und anderem wuchernden Gesträuch bedeckt. Unter den umher verstreuten Monumenten fesselt besonders ein großer halbzertrümmerter Tempel mit zwei Säulenreihen über einander die Aufmerksamkeit. Hierauf sind die Felsen an beiden Seiten wieder mit Gräbern von verschiedener Gestalt erfüllt. Oft dachte ich, es seien dies Höhlen von Schakals, Panthern und Hyänen, die hier wirklich Nachts ihre Lager haben mögen. Die Pfeiler am Eingang mancher dieser ehemaligen Totenbehausungen indes zeigten, daß ich mich in einer alten Nekropole befände. Weiter folgt ein ganz in den Felsen gehauenes Theater mit noch wohlerhaltenen Sitzreihen, und auch noch fernerhin zeigt das nämliche Thal, ebenso wie die sich von ihm abzweigenden Seitenthäler, zahllose in die Klippen gebrochene, mit Säulen und Giebelfassaden geschmückte Gräber, Wohnungen und Tempel. Der malerische Effekt dieser Gebäude wird bedeutend durch die Wildheit der zerrissenen Gegend erhöht, durch die verschiedene Färbung des rötlich schimmernden Gesteins, durch die rankenden Schlingpflanzen, welche die Säulen und Karniese umkleiden und sich in die jähen Klüfte hinabstürzen, die Sykomoren, Tamarisken und Brombeergesträuche, die überall aus den Spalten des Gesteins hervorsprießen. Die Beduinen halten dies Petra für einen Bau der Dschinnen oder bösen Geister, und wirklich ist der Eindruck, den dasselbe macht, so phantastisch, daß man sich in die arabische Fabelwelt versetzt fühlt und glauben möchte, die wunderbare Stadt sei auf Befehl von Balkis, der Königin von Saba, durch die ihr dienstbaren Geister aufgeführt.

Wie ich mich, von hier aufbrechend, nach Norden wendete, führte mein Weg noch tagelang durch das steinige Arabien. Der Charakter der Bewohner dieser Gegenden ist im wesentlichen derselbe geblieben, wie er sich seit den ältesten Zeiten

der Geschichte gezeigt hat. Noch jetzt wandern die einzelnen Stämme, bald hier bald dort ihre Zelte schlagend und in steter Feindschaft mit einander begriffen, von Ort zu Ort. Der Führer meiner kleinen Karawane war beständig auf der Hut und sandte Späher voraus, damit wir nicht auf solche Horden stießen, unter denen er eine, deren Namen mir entfallen, als besonders bösartig und für uns gefährlich fürchtete. Nur aus der Ferne der Zeiten gesehen, hat das Beduinenleben, wie wir es in den Liedern der Hamasa und anderen arabischen Volksgedichten kennen lernen, etwas Anziehendes; wenn wir jedoch uns selbst in dessen Mitte befunden hätten, so würde uns auch schon damals nicht sehr behaglich gewesen sein. Allerdings hatte sich in der Zeit vor Muhammed eine gewisse Bildung unter den Söhnen der Wüste verbreitet; die Dichtkunst wurde mit Eifer und Begeisterung von ihnen kultivirt. Allein der Zustand, wo Ein Stamm den anderen bis auf den Tod verfolgte und so das ganze Land mit stetem Kampf und Blutvergießen erfüllte, wo die Pflicht der Blutrache sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbte, war doch ein entsetzlicher. Auch kann ich jener alten Beduinenpoesie nicht den hohen Wert beilegen, den ihr Manche zuschreiben. Von den Meisten geschieht dies wohl nur auf Hörensagen hin; bei den orientalischen Philologen erklärt es sich aber dadurch, daß sie viel Fleiß und Studium haben aufwenden müssen, bevor sie in das Verständnis der sehr schwierigen arabischen Verse eindringen konnten, und nun doch nicht eingestehen wollen, ihre Arbeit sei schließlich ziemlich fruchtlos gewesen. Ich selbst habe, teils um mir die Sprache gehörig anzueignen, teils in der Erwartung, einen großen poetischen Schatz zu heben, die sieben Muallakat mit Hilfe der Kommentare durchgearbeitet, auch Vieles aus der Hamasa gelesen, muß jedoch bekennen, daß mir aus diesen Gedichten eine große Monotonie entgegengetreten ist. Kennt man einige derselben, so kann man es sich füglich ersparen,

auch die anderen kennen zu lernen. Daß eine solche, sich in einem unsäglich engen Kreise bewegende Poesie, in welcher Gedankenarmut mit Künstelei sich paart, von den späteren Arabern durch alle Jahrhunderte hindurch als etwas unerreichbar Herrliches angestaunt und nachgeahmt worden ist, hat der Literatur dieses Volkes den höchsten Nachteil gebracht. Auch ist es zu beklagen, daß unsere Orientalisten immer wieder zu Antar, Lebid, Amrul-Kais, und wie die anderen Beduinenpoeten heißen mögen, zurückkehren, während ganz andere, kostbare Schätze der morgenländischen Literatur zu heben sind. Wiegt doch die geringste Episode, ja das kleinste Bruchstück aus dem großen Epos der Perser alle jene Preisgedichte auf, die an die Kaaba zu Mekka angeschlagen worden sein sollen. O daß es mir einst gelingen möchte, den göttlichen Firdusi, unbedingt einen der größten Dichter der Welt, würdig in die deutsche Sprache zu übertragen! Es wäre die Anstrengung eines ganzen Menschenlebens wert, und ich glaube, daß sich kein größerer Ruhmeskranz in unserer Zeit erwerben ließe. Was wäre selbst die Uebersetzung des Homer von Voß, was die des Shakespeare von Schlegel gegen eine solche Leistung! Ilias und Odyssee waren schon früher mehrfach übertragen worden, wenn auch minder gut, und Schlegel hatte an Eschenburg's Uebersetzung, die, obgleich in Prosa, den Geist des großen Briten oft vortrefflich wiedergibt und sich noch heute sehr wohl lesen läßt, eine höchst schätzbare Vorarbeit. Allein Derjenige, der es sich zur Aufgabe machen will, Firdusi zu verdeutschen, sieht sich ganz auf sich selbst angewiesen und stößt auf Schwierigkeiten, die überwinden zu können ich mir kaum die Kraft zutraue. Der große Perser ist noch in keine Sprache Europa's übertragen worden, die Hilfsmittel zu seinem Verständnis sind noch sehr mangelhaft, das Wörterbuch von Richardson läßt mich sehr oft im Stich, und es gibt keine Kommentare zum Schahname. Zu dem Allem kommt die

Schwierigkeit der Form; denn es scheint mir durchaus nötig, die Reime des Originals beizubehalten, und bei der Armut unserer Sprache in dieser Hinsicht ist es fast unmöglich, die Einförmigkeit, die durch die Wiederholung derselben Reime entstehen muß, zu vermeiden. Dies tritt schon bei der Uebersetzung einiger kleinen Episoden, die ich versucht, recht störend hervor. Und wie muß es sich erst auf die Länge fühlbar machen! — Doch ich bin von meinem Thema abgekommen. Nach Allem, was ich gehört, sind die jetzigen, obdachlos hin und her irrenden Araber nicht sehr verschieden von denen, die zu dem großen poetischen Wettstreit nach Mekka pilgerten. Sie kultiviren, wie verschiedene bekannt gewordene Proben zeigen, auch noch die Dichtkunst; nur daß die alte, fein ausgebildete Sprache und Metrik ihnen abhanden gekommen ist. Sie hassen das Leben in Städten und lieben die Freiheit über Alles, unter welchem oft entwürdigten Wort sie indes die Anarchie, die Abwesenheit jeder staatlichen Ordnung verstehen, so daß ihnen ein Gesetz, welches Plünderung und Mord verböte, als unerträgliche Tyrannei erscheinen würde. Schon zur Lebenszeit des Propheten und bald nach seinem Tod hat sich der Islam nach und nach über die nomadischen Stämme Arabiens ausgedehnt; doch sollen dieselben mit den Anrufungen Allah's und seines Abgesandten und den vorgeschriebenen Gebeten der Muhammedaner auch noch den Sternendienst ihrer Väter verbinden. — Einst gegen Abend, als wir eben eine Höhe erreicht hatten, sah ich den Führer, der vorausgeritten war, sich plötzlich umwenden und uns Zeichen machen, den Rückweg einzuschlagen. Gleich darauf widerrief er seine erste Aufforderung und setzte den früheren Weg fort. Bald ward mir sein Verhalten klar. In einiger Entfernung vor uns waren zahlreiche Zelte errichtet. Der Führer hatte geglaubt, es sei das Lager von Feinden; sofort dann jedoch war ihm sein Irrtum klar geworden und er hatte erkannt, die dort

lagernden Beduinen gehörten einem mit dem seinen befreundeten Stamme an. Auf die Zeichen, die er gab, als wir uns ihnen näherten, traten sogleich mehrere davon uns grüßend entgegen, und der Häuptling ließ den Führer, sowie mich, in sein Zelt laden. In diesem empfing uns ein schöner, kräftiger, noch jugendlicher Mann sehr freundlich; ich mußte mich neben ihn auf eine Matte niederlassen, und, wie dies im ganzen Orient der Brauch, ward mir Kaffee und eine Pfeife gereicht. Mit Hilfe eines Dolmetschers wechselte ich einige Worte der Höflichkeit mit ihm. Es ist eine Bequemlichkeit für die Reisenden, daß die Araber, ebenso wie die Türken, nicht erwarten, man solle ein anhaltendes Gespräch mit ihnen führen. Der Sitte nach werden vielmehr nur hie und da einige Redensarten getauscht; dann darf wieder ein langes Schweigen eintreten, während dessen man behaglich raucht und den braunen Trunk schlürft. Nachdem die Session geraume Zeit gewährt, verabschiedete ich mich von dem freundlichen Wirt und begab mich zur Nachtruhe in mein Zelt, das inzwischen in der Nähe des seinigen aufgeschlagen worden war. Ich konnte nun sicher sein, daß der Häuptling (sein Name war, wie ich erfahren hatte, Ahmed) mich mit Gefahr seines Lebens gegen jeden Angriff von anderer Seite schützen werde. Denn die uralte Satzung heischt von jedem Beduinen, den, der einmal sein Gast gewesen, gegen Jedermann zu verteidigen. Derselbe Ahmed aber würde, das steht außer Zweifel, mich beraubt und vielleicht ermordet haben, wenn mein Führer zu einem mit dem seinigen verfeindeten Stamme gehört hätte. — Als ich nach wohldurchschlafener Nacht bei Sonnenaufgang hinaustrat, fand ich einige der Beduinen schon beschäftigt, das Lager abzureißen. Das Zelt des Häuptlings jedoch stand noch, und ich mußte nach vorgeschriebenem Brauch einen Abschiedsbesuch in demselben machen. Nachdem ich sodann von neuem, wie am vorigen Abend, regalirt worden, drückte ich meinem Wirte

Engel zu vernehmen, die den Hirten den Wunderknaben verkündigten. Noch wollte ich am Abend die Kirche besuchen, fand sie aber geschlossen; wäre sie es doch am folgenden Morgen gewesen! Die profane Musik, die durch ihre Hallen tönte, die vielen Führer, die sich mir aufdrängen wollten, der Schwarm von Bettlern, der uns verfolgte, verscheuchten in höchst widriger Weise die Eindrücke, die ich am Abend zuvor empfangen hatte; und als ich hörte, daß alles dieses Gesindel aus Christen bestehe, erhielt ich einen sehr unerfreulichen Begriff von meinen Glaubensgenossen im Morgenlande.

Der weitere Weg führt zuerst in die Tiefe, dann wieder steil bergaufwärts. Der Rückblick auf Bethlehem, das sich sehr malerisch auf seiner schönbebauten Höhe darstellt, erfreute mich; nun jedoch begann ein ödes, felsiges Terrain. Der Pfad ging über Steingeröll, bis Mauern mit gezackten Zinnen und hinter ihnen das hochragende, mit verfallenden Häusern bedeckte Zion vor mir aufstiegen und ich durch das Jaffathor in Jerusalem einritt. Ich fand eine tief verkommene, mit Ruinen überdeckte Stadt von elenden Straßen und ebenso elender Bevölkerung; da ich indes auf eine solche vorbereitet gewesen, konnte von getäuschten Erwartungen, von denen andere Reisende sprechen, bei mir nicht die Rede sein. Selbst über Rom und Konstantinopel sind nicht so furchtbare Zerstörungen hingegangen, wie über diesen alten Königssitz des David und Salomo. Den ganzen Boden hat hier wiederholt Eroberungs- und Verheerungswut umgewälzt; alle Bauwerke, darunter einige der stolzesten, welche die Welt gesehen, sind aus ihren Fundamenten gerissen worden, so daß Schutt- und Trümmermassen weithin den Boden decken und die heute aufrecht stehenden Gebäude über drei- und vierfachen Moderschichten stehen. — Ich kehrte im lateinischen Kloster ein und begnügte mich, ermüdet von der langen Reise, am ersten Tage damit, Jerusalem vom flachen Dach dieses Klosters aus zu betrachten.

8.

Beirut, im Herbst 1839.

Obgleich Beirut schön am Meere gelegen ist und manche Punkte in seiner Umgebung an die Riviera oder sonstige durch Naturreize ausgezeichnete Küsten Italiens erinnern können, bietet doch diese Stadt weniger Interesse dar, als viele andere des Morgenlandes, indem durch die Ansiedlung zahlreicher Christen und durch den lebhaften Handelsverkehr mit Europa der orientalische Charakter mehr in den Hintergrund gedrängt wird. Ich habe deshalb hier nur mein Standquartier genommen und mein Gepäck zurückgelassen, um Exkursionen nach verschiedenen Richtungen zu machen. Die erste war ein, wenige Stunden in Anspruch nehmender Ritt nach jenem Felsen, an welchem eine mysteriöse Inschrift in Hieroglyphen eingehauen ist. Man hat viel über deren Auslegung gestritten; die Meinung der meisten Gelehrten aber geht dahin, sie rühre von dem Sesostris der Griechen, dem ägyptischen Könige Rhamses dem Großen, her und verkündige dessen Siege über die Völker dieser Gegend. Die Regierungszeit des Rhamses fällt etwa in das Jahr 1500 v. Chr., und so eröffnet uns die geheimnisvolle Inschrift eine Aussicht in eine frühe Vergangenheit Asiens, von welcher keine historische Kunde auf uns gekommen ist. Bei der Betrachtung der mysteriösen Zeichen war mir, als sähe ich den Weltteil und sein bis auf die Erinnerung erloschenes Völkerleben halb in Dämmerung gehüllt wieder vor mir auftauchen; ich sah alte Reiche, die lange vor denen des Assur und der fabelhaften Semiramis geblüht, sich aus dem Staub erheben, die Zinnen und Türme gewaltiger Städte im Licht der Morgensonne glänzen und hörte den Boden von den Tritten ungeheurer Kriegsheere, dem Gestampf ihrer Rosse erdröhnen. Gegen welchen Herrscher hier an der Ostküste Rhamses seinen Eroberungszug gerichtet, wer mag es sagen? Selbst die Mythe

weiß uns nichts davon zu künden; aber daß in Hochasien lange vor aller bisher bekannten Geschichte ein uraltes, mächtiges Königreich in unvordenklicher Vorzeit bestanden, ist mir zur Ueberzeugung geworden, seit ich die Heldensagen von Iran näher kennen gelernt habe. Am Hindukusch oder indischen Kaukasus, an den Ufern des Oxus, in der „Mutter der Städte", Balkh, hatte dieses Reich seinen Mittelpunkt. Dort trat lange vor Moses der hehre Zoroaster als Reformator des schon viel älteren Lichtkultus auf; dort bekriegten große Herrscher im Dienst des Lichtgottes Ormudz die dem finsteren Ahriman huldigenden Turanier. Wie weit sich die Herrschaft dieser Kajaniden gegen Westen erstreckt hat, darüber lassen sich freilich kaum Vermutungen wagen. Mir aber kam Angesichts der Inschrift einen Augenblick der Gedanke, Sesostris könne hier einem der iranischen Könige eine westliche Provinz abgerungen haben. Doch bald erhellte mir: dieser Aegypter, obgleich für uns an der fernsten Grenze der Geschichte stehend, gehöre einer jüngeren Periode an und zu seiner Zeit müsse das iranische Reich schon untergegangen gewesen sein. Hoffentlich wird die merkwürdige Felseninschrift, an welche ich nur Ahnungen und schwankende Vermutungen knüpfen konnte, dazu dienen, daß durch Forschungen der Altertumskundigen sich der Schleier, der die Vergangenheit Asiens vor unserem Blicke bedeckt, in etwas lüfte.

Einen weiteren Ausflug, der wohl vierzehn Tage dauerte, unternahm ich in den Libanon. Das freie Leben zu Roß mit der Nachtrast unter den Zelten lockte mich, es vor der Abreise nach dem Abendlande noch einmal zu genießen, und so begab ich mich mit mehreren Arabern und einem Führer, der für alles Nötige zu sorgen hatte, auf den Ritt. Es liegt für mich ein unsäglicher Reiz darin, mich so von der gewohnten Lebensweise loszureißen, alle Gedanken, die mich sonst erfüllen und mir oft den Schlaf rauben, hinter mir zu lassen und mit Söhnen der Natur umherzuschweifen, als wäre ich einer von

den Ihrigen. Auch hebt sich meine wankende Gesundheit sichtlich, sobald ich nur einige Tage und Nächte die freie Luft des Himmels trinke. Meine jungen Araber waren Zutrauen erweckende wackere Leute, und es machte mir Freude, sie ihre Rosse tummeln, im Wettstreit an einander vorüberjagen und ihre Lanzen schwenken zu sehen. Ihre Mäßigkeit war erstaunlich; Maisbrot, Wasser und einige Früchte bildeten ihre einzige Nahrung, und dabei blühten sie in herrlichster Gesundheit des Geistes wie Körpers. Wenn ich das sah und dann meine von dem Führer Abdallah bereitete Mahlzeit hielt, die nach europäischen Begriffen zwar Manches zu wünschen übrig ließ, aber doch noch einigen für das Leben überflüssigen Luxus darbot, schämte ich mich fast, ein solcher Sklave der Gewohnheit zu sein und in deren Dienst nur die Siechheit des Lebens, die Erschlaffung der Seelenkräfte zu fördern. Wenn am Abend mein Zelt in einem Thal oder an einem Bergabhang aufgeschlagen wurde und ich mich auf meine Matte hinstreckte — wie schnell sank der Schlaf auf mich nieder, wie sanft und träumelos ruhte ich die Nacht hindurch, bis mich Abdallah noch vor Tagesanbruch weckte und ich mit einem Gefühl von Kräftigung und Stärke, wie ich es im Abendlande nie empfunden, mich in der frischen Morgenluft in den Sattel schwang! Indem ich ein solches neues Leben durch alle meine Adern rinnen fühlte, dachte ich oft, unsere ganze europäische Kultur sei nur eine Verirrung, und wünschte mir, unter einem Zelt, fern vom Qualm der Städte, die Welt erblickt zu haben, keinen Trank zu kennen, als den aus einer Zisterne oder Bergquelle, dem Sinnen und Brüten über die Rätsel des Daseins, allen jenen Gedanken, die rastlos die Welt durchirren, um zuletzt ermattet die Flügel sinken zu lassen, von jeher fremd geblieben zu sein. Die Gegend, welche ich durchzog, begünstigte ebenso wie die Menschen, die mich umgaben, diese Stimmung. Der Libanon zeigt Demjenigen, welcher schon andere Hochgebirge bereist hat,

eben keine überraschenden Naturschönheiten und muß hinter den Alpen wie Pyrenäen darin zurückstehen. Indes — spielte mir meine Phantasie einen Streich, oder haben auch Andere das Nämliche empfunden? — mir schien auf ihm noch ein Widerglanz des frühen Erdenmorgens zu liegen. Wenn die Sonne seine Gipfel rötete und der Wind der Frühe die Aeste der Cedern bewegte, glaubte ich einen Hauch aus der ersten Zeit der Menschheit einzuatmen. Ich dachte, die Sorgen und Leiden, die später das Haupt der Erdbewohner zum Boden herabgebeugt, seien nie in diese Thäler eingezogen, und empfand eine wahre Sehnsucht, mir hier eine neue Heimat zu gründen. Die Notwendigkeit, in das Abendland zurückzukehren, der Gedanke an einen mir äußerlich aufgedrungenen Beruf, in dessen Sklavenfron ich wiederum treten sollte, vermehrte noch dies Verlangen, und ich sann einige Tage lang ernstlich über Pläne, es zu befriedigen. Nur für den Augenblick zu leben, auf meinem wackern Rosse, das ich in kurzer Zeit liebgewonnen, über die Höhen und durch die Schluchten hinzusprengen, mit meinen Arabern ihre einfache Mahlzeit zu teilen, nichts mehr von Europa zu hören, und dem fruchtlosen Wissensdrang, dem wirren Geistesstreben, das mich so lange gequält, zu entrinnen, dünkte mich ein Glück, wie ich mir kein höheres wünschen könnte. — Doch wie wunderbar ist der Mensch! Nachdem ich eine Zeit lang solchen Plänen nachgehangen, erschien mir das, was ich noch eben lebhaft begehrt, wieder als etwas, das mir nie zu genügen vermöchte, ja mir auf die Dauer unerträglich werden müßte; ich bekannte mir, wie ich nicht in das erste Knabenalter zurückkehren könne, so könne ich mich auch von dem geistigen Leben Europas nicht losreißen. Selbst ein nie befriedigtes Ringen nach Erkenntnis, das mit einer Ermattung der Seelenkräfte endige, sei besser, als ein Verzichtleisten auf dieselbe; wenn ich auch im Kampf mit den ungünstigen Verhältnissen zu Grunde gehen sollte, bevor ich das

Ziel meines Strebens erreicht, so müsse ich ihn doch aufnehmen. Fände ich den Weg in den Garten Eden und wäre es mir möglich gemacht, dort in der Stille und Sorglosigkeit des ersten Menschenpaares zu wohnen, es würde mich doch bald wieder aus ihm forttreiben; ich würde das Mühen und Arbeiten in einer deutschen Studirstube, das rastlose Sinnen über die Geschicke der Menschheit, das mit meinem Wesen unauflöslich verknüpft ist, der Ruhe selbst in der herrlichsten Natur vorziehen. Schön waren die im Libanon verbrachten Tage; es war gut, daß ich in seiner Bergluft meine Kräfte stählte, daß ich, unter seinen Cedern ruhend, während meine Blicke über seine Kuppen hinschweiften, neue Bilder in mich aufnahm. Aber nie hätte mir dort der bloße Umgang mit der Außenwelt und der Verkehr mit Menschen, die meinem tieferen Innern fremd, auf die Dauer Befriedigung bieten können. Oft, selbst in Momenten des Entzückens, habe ich auf meiner Orientreise empfunden, wie Vieles ich in dieser Zeit entbehrte. Nur in der Heimat finde ich, was ich für meine Studien bedarf: die Bibliotheken mit ihren Schätzen an Büchern und Manuskripten, die Quellen des Wissens, die auf unseren Universitäten fließen. Selbst wenn ich auf meinen Streifereien durch entlegene Gegenden immer eine Kiste mit Büchern mit mir führen wollte, ich würde jeden Tag bald dies, bald jenes vermissen. Und wie oft habe ich schon jetzt, seit mich mein Wandertrieb in die hiesigen Länder geführt, es schmerzlich vermißt, daß ich Niemanden hatte, gegen den ich das aussprechen konnte, was meine ganze Seele erfüllte. Auch der Genuß des Schönsten vermag mich nicht zu befriedigen, wenn ich ihn allein für mich haben soll. — Also zurück nach dem Abendlande, mit dem ich durch so viele Fasern verwachsen bin, daß ich fern von ihm wie eine ihrem Boden entrissene Pflanze verdorren müßte!

Daß auch der Libanon nicht das Paradies des Friedens ist, als welches er mir zuerst erschien, erfuhr ich bald, da ich

von den steten Kämpfen hörte, welche die, verschiedene Religionen bekennenden Bewohner desselben miteinander führen. Es gibt keinen traurigeren Gedanken, als daß die Religion, welche die Menschen zu einem höheren Zweck vereinigen und himmlische Segnung über die Erde verbreiten sollte, überall Zwietracht stiftet und das hauptsächlichste Hindernis des friedlichen Verkehrs zwischen Volk und Volk, ja die Quelle ewigen Haders und Blutvergießens ist. Kein Glaube kann so toll und abgeschmackt sein, daß er nicht Anhänger fände. Diejenigen, denen derselbe von Kindheit an eingeimpft wird, halten es für Frevel, ihn nur zu prüfen, und hassen alle Solche, die nicht von dem gleichen Irrwahn beherrscht werden. Das Seltsamste dabei ist, daß die Bekenner von völlig verschiedenen Glaubenslehren einander noch nicht so schroff gegenüberstehen, wie die verschiedenen Sekten der nämlichen Religion, und ferner, daß die Letzteren oft toleranter gegen den völligen Freigeist sind, als gegen einander. Ludwig XIV. äußerte einmal gegen einen seiner Vertrauten, er habe einen Hofgeistlichen in Verdacht, heimlich Protestant zu sein. Der Vertraute erwiderte darauf: „Sire! es steht noch viel schlimmer: er ist ein Atheist." Worauf dann der König beruhigt sagte: „O, das schadet nichts; dann ist Alles gut." — So sollen auch die im Libanon häufigen Maroniten, eine durch einen orientalischen Bischof gegründete christliche Glaubenspartei, allen anderen Christen todfeind sein. Das hindert sie freilich nicht, auch mit den Drusen in beständigem Hader zu leben. Die Letzteren hängen einer ganz eigenen Superstition nach, die kaum noch etwas mit dem Muhammedanismus gemein hat. Der Fundamentalsatz ihres Glaubens ist, der ägyptische Chalif Hakem-bi-amr Allah sei eine Inkarnation Gottes gewesen und werde dereinst auf Erden wiederkehren. Wegen dieses Hirngespinnstes halten sie sich für berechtigt, gegen Solche, die abweichende Meinungen hegen, mit Feuer und Schwert zu wüten. Man würde daher

nicht ungefährdet im Libanon reisen können, wenn den Fremden nicht das Gastrecht schützte. Als ich einst bei einem Unwetter in einem verfallenen Gebäude am Eingang eines drusischen Dorfes Schutz gesucht hatte, lud mich der Scheich des letzteren, dem davon Kunde geworden, in seine Wohnung ein und bewirtete mich in der üblichen Weise mit Kaffee und Süßigkeiten. Er wollte mich durchaus auch zu Nacht bei sich behalten, und sicher hätte ich seiner Aufforderung ohne Gefahr Folge leisten können; allein da sich das Wetter aufgehellt hatte, setzte ich meinen Ritt noch um einige Stunden fort, um an dem schon vorher bestimmten Platze unter dem Zelt zu übernachten. — Ein anderes Mal hörte ich beim Vorüberkommen an einem größeren Ort, der fast ein Städtchen genannt werden konnte, rauschende Musik; mein Führer sagte, es werde dort ein Fest zu Ehren des Ortsvorstehers gefeiert, und ging fast wider meinen Willen, während ich außen blieb, nach der Stelle, von wo die Töne erschollen. Nach kurzem kehrte er, begleitet von mehreren Drusen, zurück, und diese baten mich, es nicht zu verschmähen, an ihrem Feste teilzunehmen. Ich konnte nicht umhin, ihnen zu folgen, und fand eine große Menge der Dorfbewohner, alle in festlicher, bunter Kleidung, im Kreise auf einem Rasen versammelt. Weiber waren nicht darunter. Das Vergnügen schien nur im Rauchen, Kaffeetrinken und der lärmenden Musik zu bestehen. Ich mußte in ihrer Mitte auf einem niedrigen Sessel Platz nehmen; mir wurde ein Tschibuk mit mächtiger Bernsteinspitze gereicht, und ich bot, durch Vermittelung meines Führers und Dolmetschers, dem Ortsvorsteher, einem Mann mit langwallendem weißem Bart, meinen Glückwunsch zu seinem neunzigsten Geburtstage, den er, wie ich hörte, feierte. Dann wurden auf gleiche Weise auch mit den mir näher Sitzenden einige Redensarten getauscht; wenn man einige derartige Phrasen auswendig gelernt, so reicht dies vollkommen aus. Die Musik war, wie ich sie überall im Orient

gefunden, ohrbetäubend und voll gräßlicher Dissonanzen; einem solchen Konzert oft zuhören zu müssen, könnte mich wahnsinnig machen. Ob dieser Musik ein uns unbekanntes System zu Grunde liegt, und ob, wenn man das letztere kennte, bei längerer Gewöhnung man sich vielleicht mit ihr versöhnen könnte, weiß ich nicht; sicher aber ist, daß die Orientalen für dieselbe schwärmen, dagegen für die herrlichsten Kompositionen unserer großen Tonsetzer keinen Sinn haben. Ein höherer türkischer Offizier von ungewöhnlicher Bildung, der in Paris erzogen worden war, sagte mir einmal, gewiß ständen wir Abendländer in vielen Punkten, besonders an wissenschaftlichen Kenntnissen. hoch über seinen Landsleuten; allein die Musik der Türken, Aegypter, Araber sei unendlich vorzüglicher, als die unsrige. Dieselbe Behauptung habe ich noch mehrfach aus dem Munde der Orientalen vernommen, und so lächerlich sie uns erscheint, sollten wir doch dabei bedenken, daß uns vielleicht der Schlüssel fehlt, um die morgenländische Tonkunst zu verstehen, und daß uns auch die der alten Hellenen vielleicht nicht mehr anmuten würde, als es bei mir mit der Probe der Fall war, welche mir die Drusen von den Meisterschöpfungen ihrer großen Komponisten zum besten gaben. Auch für die Auffassung unserer Musik muß der Sinn erst gebildet werden; wer versäumt hat, solches zu thun, oder wem das Ohr dafür fehlt, der wird selbst in den Schöpfungen eines Bach und Beethoven nur ein wüstes Gewirr von Tönen vernehmen. Es ist bekannt, daß ein im übrigen hochgebildeter, geistvoller Mann gesagt hat, unter allen Arten von Lärm sei ihm die Musik am unangenehmsten.

Die Muhammedaner leben, wenigstens soweit ich dies aus den Aeußerungen meines Führers und Anderer, die ich darüber befragte, entnehmen konnte, über die Glaubenslehre der Drusen in größter Unkenntnis. Ersterer erzählte mir, sie beteten ein goldenes Kalb an und begingen insgeheim greuel-

volle Opferhandlungen, bei denen sie Kinder schlachteten. Ob hieran irgend etwas Wahres ist, vermag ich nicht zu sagen. Von Anderen hörte ich, sie seien Teufelsanbeter; ich halte dies jedoch für eine Verwechslung mit einer andern Sekte, die auch im Libanon vertreten sein soll und nicht so ganz unsinnig ist, wie das auf den ersten Blick scheint. Ihre Anhänger meinen nämlich, der Teufel sei allerdings abscheulich, allein sehr mächtig, und deshalb sei es ratsam, ihm Verehrung zu bezeigen, um ihn gut zu stimmen und sich selbst vor Unheil, das er seinen Verächtern zufügen könne, zu bewahren. In Bezug auf die Dogmatik der Drusen hatte ich schon das Nötige aus der Exposition in Sacy's arabischer Chrestomathie erfahren; ich trug jedoch kein Verlangen, tiefere Studien über dieselbe zu machen. Die griechischen Mythen, aus poetischer Anschauung der Natur hervorgegangen und im Grunde harmlos, besitzen einen dichterischen Reiz und haben deshalb auch in den Zeiten der schlimmsten Bigotterie und Intoleranz in der christlichen Welt als schöne Phantasiegebilde fortgelebt; aber diejenigen fast aller anderen Religionen kann ich nur für Beispiele der Verirrungen des menschlichen Geistes halten. Die skandinavische Göttin mit den neunundneunzig Häuptern, das indische Scheusal Kali, welches durch Mordthaten verehrt wird, und der mexikanische Fitzliputzli stehen in dieser Hinsicht einander gleich, und es scheint mir kaum eine Aufgabe für die Wissenschaft zu sein, solche Ausgeburten einer kranken Einbildungskraft systematisch zu behandeln.

Wie sehr die mich begleitenden Araber auch im Anfang mein Herz gewonnen hatten, so nahm mich doch bald ihre Fühllosigkeit in der Behandlung der Pferde gegen sie ein. Ganz im Gegensatz zu den vielverbreiteten Erzählungen, der Beduine betrachte sein Roß als seinen Freund und Bruder, fand ich sie von äußerster Hartherzigkeit gegen ihre täglichen Gefährten. Ich will noch nichts dagegen sagen, daß sie den

Pferden während der langen Tagereise bis zum Abend nicht das mindeste Futter gönnten und, wenn dieselben einmal etwas am Wege grasen wollten, sogleich angestürzt kamen, um sie davon zurückzuhalten. Sie behaupteten, wenn auch gewiß mit Unrecht, den Tieren sei das Fressen unterwegs nachteilig; empörend indes war es mir, daß sie ihnen für die Nacht den schweren Sattel niemals abnahmen. Wie oft ich sie auch ermahnte, dies zu thun, ich konnte sie nicht dahin bringen und mußte daher selbst Hand ans Werk legen, wozu sie dann noch üble Miene machten. Und diese arabischen oder syrischen Rosse sind so prächtige Geschöpfe, von früh bis spät unermüdlich auf den steilsten Felswegen, wo keines unserer gepriesenen Rassenpferde auch nur eine halbe Stunde lang fortkommen würde, dabei von einer Sicherheit des Trittes, welche in Erstaunen setzt. Wenn man, und in mancher Hinsicht nicht mit Unrecht, behauptet, durch die Zivilisation würden die Laster befördert, so zeigten meine Araber doch, daß Söhnen der Natur wenigstens teilnahmvolle Rücksicht für ihre Mitgeschöpfe nicht eigen ist. Erst durch die höhere Bildung der Völker ist es dahin gekommen, daß man der ärgsten Grausamkeit gegen die Tierwelt vorzubeugen sucht; indessen bleibt in dieser Hinsicht noch unendlich viel zu thun übrig. Die Barbarei, die noch überall im Schwange ist, könnte mir den Aufenthalt auf der Erde verleiden, und ich segne mein Geschick, daß ich wegen meiner Kurzsichtigkeit manche um mich her geübte Scheußlichkeiten nicht gewahr werde, sonst würde ich keine ruhige Stunde haben. Roheit der Menschennatur und Unwissenheit, welche die Tiere nur als fühllose Dinge betrachtet, verbinden sich, um die schlimmsten Leiden über die letzteren zu verhängen. Wie im Norden die erstere, so ist im Süden die letztere besonders die Ursache des Unheils. In Neapel und Sicilien erlebte ich in dieser Hinsicht schreckliche Dinge; acht und mehr korpulente Personen sah ich oft in einem Wagen sitzen, den ein kleiner Esel ziehen mußte.

Auf dem Ritt durch Sicilien fiel es meinen Begleitern und mir eines Morgens auf, daß unsere Maultiere ganz besonders erschöpft und kaum von der Stelle zu bringen waren; wir erfuhren, daß der Treiber dieselben nach der anstrengenden Reise des letzten Tages noch am Abend vermietet hatte, um die ganze Nacht hindurch das Rad in einer Mühle zu drehen. In allen italienischen Dörfern muß man sehen, wie die Eltern ihren Kindern Vögel fangen, damit sie ihnen als Spielzeug dienen. Die Kinder binden den Stieglitzen und Finken einen Faden an das Bein und lassen sie so lange vor sich her flattern, bis sie sich das Bein ausgerissen haben; dann martern sie die Tierchen vollends zu Tode, ohne zu ahnen, welche namenlose Qual sie ihnen bereiten. Dabei erinnere ich mich, daß der große Maler Rubens auf dem Gemälde der Dresdener Galerie seine beiden Söhne abgebildet hat, wie sie sich mit einem Stieglitz belustigen, den sie an einem Faden fliegen lassen; das zeigt in betrübender Weise, wie auch der Genius, ebenso wie das rohe Gemüt eines Bauern, gegen das Gefühl der Menschlichkeit abgestumpft sein kann. Ein trauriges Zeugnis hiefür liefert auch Rafael's Madonna del Cardellino in Florenz, auf welcher das Spielen des kleinen Johannes mit dem Distelfinken wohl gleichfalls nicht harmloser Natur ist. Besonders bedauernswert aber erscheint es, daß die Religion und ihre Lehrer fast nirgends dahin wirken, solchen Grausamkeiten zu steuern. In Spanien werden die barbarischen Stiergefechte zum Besten der Hospitäler gehalten, an deren Spitze Geistliche stehen, und in Italien ward ich oft Zeuge, wie Priester und Schulmeister gelassen den scheußlichsten Tierquälereien zuschauten. Denjenigen, die das Christentum preisen, als ob ihm Milde und Humanität auf dem Fuße folge, will ich nur vorhalten, daß nach der Aussage zuverlässiger Reisender das christliche Abessinien die Heimat der abscheulichsten Tierquälerei ist, so daß die umherwohnenden muhammedanischen Völker gegen diese Christen als

verhältnismäßig human gelten können. Auf meinen bisherigen Reisen unter den Moslimen sah ich übrigens außer der angeführten lieblosen Behandlung der Pferde auch noch manche andere Beispiele von Härte gegen Tiere; nur die Tauben und Hunde können diese Gegenden als ihr Paradies betrachten. Weil Tauben die Suren des Koran zu Muhammed vom Himmel herabgetragen haben sollen, werden solche Vögel zahlreich an allen Moscheen gepflegt; es gilt für einen Frevel, einen von ihnen zu töten, und sie sind daher so zahm, daß sie das Futter Demjenigen, der es ihnen darbietet, aus der Hand fressen. Wenn nicht Habichte und andere Raubvögel viele von ihnen umbrächten, so müßte bei ihrer schnellen Vermehrung im ganzen Orient kein Platz mehr für andere Tiere übrig bleiben. Es ist ein schöner Anblick, sie in Schwärmen um die Dächer der Gotteshäuser flattern, sich bald auf die Halbmonde der Minarete niederlassen, bald den Schatten ihrer Flügel auf die Kuppeln oder Platten der weiten Plätze hinbreiten zu sehen. — Hunde hausen in ungeheurer Anzahl wild in allen muhammedanischen Städten. Sie sind zwar verachtete Tiere, allein Niemand scheint ihnen etwas zu leide zu thun; und wenn ich sie sich auf einem Platz zu hunderten zusammenrotten sah, dünkte mich oft, sie seien viel mehr Gebieter der Stadt, als die Menschen. Nicht selten vollführten sie vor meinem Fenster einen solchen Höllenlärm, daß mein Schlaf dadurch gestört wurde. Bei Nacht können diese Bestien dem Fremden gefährlich werden; aber am Tage hat man nicht leicht etwas von ihnen zu befürchten. Ich bin durch dichte Rudel derselben hindurchgeschritten, ohne daß einer mich auch nur böse angesehen hätte. In Konstantinopel hatte ich mir einige Hündinnen mit ihren Jungen gleich am ersten Tage zu Freundinnen gemacht, indem ich sie vor der Thür meines Gasthofs fütterte. So oft ich mich seitdem draußen zeigte, kamen sie herangesprungen, reichten mir die Pfote, und ich

konnte mich kaum vor ihren Liebkosungen retten. Es ist ein Glück, daß unter diesen wilden Hunden die Tollwut eine unbekannte Krankheit ist; man würde sonst in den orientalischen Städten seines Lebens nicht sicher sein.

Meine Streifzüge durch den Libanon wurden zuletzt von heftigen Regengüssen, die auf den Höhen in Schnee übergingen, gestört. Nachdem in einer Nacht mein Zelt fast fortgeschwemmt worden wäre, suchte ich Zuflucht in einem von Muhammedanern bewohnten Dorfe und brachte dort, da absolut nicht weiterzukommen war, mehrere Tage zu. Der Boden war in einen solchen Morast verwandelt, daß ich Männer und Frauen auf Stelzen umherwandern sah, ähnlich wie dies bei den Bewohnern des Département des Landes in Frankreich Gebrauch ist. Andere trugen Schuhe mit ungeheuer hohen Absätzen, und auch mir wurden, damit ich mir in den Pausen des Regens einige Bewegung machen könnte, solche angeboten. Schon begann ich, wenn auch auf die Gefahr des Beinebrechens hin, einige Fortschritte in dieser neuen Art des Gehens zu machen, als sich der Himmel plötzlich erhellte und ich mich zum Aufbruch rüstete. Auf Stelzen bis an mein Pferd schreitend, verabschiedete ich mich von meinen gutmütigen Wirten und nahm meinen Weg hinab nach Cölesyrien in das Thal des Leontes. Der inzwischen wieder zu herrlicher Bläue verklärte Himmel lockte mich noch zu einem Ausflug in den Antilibanon; ich überstieg dessen Höhenkamm, sah das hochgelegene Bedzani mit seiner reizenden Umgebung und gelangte nach der romantischen Felsenlandschaft von Ain Fidsche, wo zwischen grünbewaldeten, mit Mandel-, Aprikosen- und Pfirsichbäumen besetzten Abhängen ein Nebenfluß des Barada aus schroffen Klippen hervorbricht. Weil ich mich hier wieder in der Nähe von Damaskus befand, erwachte in mir der Gedanke, mich von neuem dorthin zu begeben, um zu sehen, ob eine Expedition nach Palmyra vielleicht jetzt im Bereiche der Möglichkeit

liege. Einen Monat zuvor hatte ich davon abstehen müssen, weil ich gehört, die ganze Umgegend dieser Ruinenstadt sei von räuberischen Araberstämmen besetzt und der Weg dorthin jedenfalls nur durch eine sehr hohe Geldsumme zu erkaufen, für welche der Scheich der mächtigsten dieser Stämme vielleicht sicheres Geleit geben würde. Da die nomadischen Araber oft ihren Standort wechseln, so konnte sich dies seitdem geändert haben. Eben beabsichtigte ich, am nächsten Morgen nach Damaskus aufzubrechen, als der französische Konsul von dort mit einigen Begleitern in Ain Fidsche eintraf und sein Zelt neben dem meinigen aufschlug. Es war dies ein Glücksfall für mich, indem ich von ihm die genauesten Erkundigungen über meinen Plan einziehen konnte. Der Konsul gab mir mit größter Bereitwilligkeit alle gewünschten Aufschlüsse, die freilich in Bezug auf mein Vorhaben nicht sehr erfreulich lauteten. Er versicherte, aus bester Quelle zu wissen, daß die Verhältnisse sich in den letzten Wochen noch bedeutend verschlimmert hätten und daß er mir den Versuch, bis Palmyra vorzudringen, als unausführbar durchaus widerraten müsse. So schwer es mir ward, ergab ich mich denn in die Notwendigkeit und suchte Gründe aufzufinden, welche mir die Verzichtleistung auf den Besuch dieser Ruinenstadt minder schmerzlich zu machen vermochten. Man konnte zwar das Sprichwort auf mich anwenden, die Trauben seien sauer; ich sagte mir jedoch: die Residenz der Zenobia sei ein Werk aus der späteren römischen Kaiserzeit; ihre Trümmer möchten ausgedehnt und malerisch sein; allein die Umgebung könne keine Reize bieten, da die Stadt gänzlich in der Wüste gelegen gewesen sei und die Sandflächen von Berlin, im Vergleich damit, noch für fruchtbar gelten müßten. Die hochsinnige Zenobia habe, als ihr Kaiser Aurelian nach ihrer Entthronung Tibur zum Wohnsitz angewiesen, eben keinen üblen Tausch gemacht und an den donnernden Wogenstürzen des Anio, im kühlen Schatten der Sabinerberge ihre traurige

Wüstenresidenz wohl verschmerzen können. — In Begleitung des französischen Konsuls, in welchem ich einen unterrichteten und angenehmen Mann kennen lernte, zog ich nun desselben Wegs in das Leontesthal zurück, und die Besichtigung der Ruinen von Baalbek mußte mir Ersatz für die von Palmyra bieten. Unstreitig gehören die Trümmer des alten Heliopolis, welche neben dem eben genannten arabischen Dorfe liegen, zu den großartigsten und imposantesten. Sechs, wohl sechzig Fuß hohe riesige Säulen mit noch erhaltenem Architrav, dann weitere Pfeiler in der Tiefe und sich fernhin verbreitende ungeheure Mauern bieten schon bei der ersten Annäherung ein überraschendes Bild. Vor dem Eingetretenen wachsen und wachsen dann die Massen halb aufrecht stehender Bauten und Schutthaufen empor. Man tritt in zwei große Höfe, in einen Tempel der Sonne und einen zweiten des Jupiter. Dies Alles rührt aus der römischen Kaiserzeit her; aber die gewaltigen cyklopischen Mauern mit ihren Blöcken, die von Gigantenhand gehauen und dort aufgetürmt zu sein scheinen, führen in frühe Urzeit, wahrscheinlich weit über die Tage der Phönizier, hinauf. Heliopolis ist vermutlich eine Stätte für den Kultus vieler aufeinander folgenden Völker gewesen, welche nun, ebenso wie ihre Religionen und Götter, bis auf den Namen verschollen sind. Wenn die Phönizier hier ihrem Bel und ihrer Astarte geopfert, wer weiß, ob nicht schon viele Jahrtausende zuvor wilde Horden auf den Steinaltären, die halb verwittert den Boden decken, besiegte Feinde zu Ehren ihrer Götzen geschlachtet haben! — Nachdem die Olympier siegreich über dem Schutt der früheren Tempel ihren Sitz errichtet und Jahrhunderte lang dem Zeus und Apollo Hymnen erklungen, dann jedoch der ganze hellenische Götterhimmel vor dem Kreuze zusammengesunken, sind hier vielleicht in einer christlichen Kirche Bußpsalmen über dem Grabe der alten Welt gesungen worden. Dann verwandelten die Muhammedaner die Stätte, wo schon

so viele verschiedene Religionsübungen gepflogen worden, in eine Festung und versäumten sicher auch nicht, eine Moschee anzulegen, von deren Minaret ein Muezzin die Moslimen zum Gebet rufen mußte. Als ich während der Nacht in diesem Trümmergewirr weilte, war mir, als sähe ich die Priester und Anbeter aller der Götter und Idole, die hier seit Beginn der Welt verehrt worden, sich aus dem Grabe erheben und ihre Stimmen, wie sie bald blutbefleckte Orgien begingen, bald wahnsinnige Gesänge anstimmten, drangen, ein wüstes Chaos, zu meinem Ohr. Mich erfaßte ein tiefes Grauen, und ich verließ den schauerlichen Ort. Jetzt stehen die Ruinen von Baalbek verlassen, der Schakal haust in dem zerklüfteten Gestein und die Eule nistet in seinen Spalten; allein wer weiß, wie vielen anderen Göttern, die der Wahn des Menschen sich in der Zukunft erschaffen wird, hier noch neue Tempel aus dem Boden steigen werden?

9.

Syra, im Herbst 1839.

Der beträchtlich lange Weg von Beirut nach Jaffa wurde von mir längs der Meeresküste durch das Land der alten Phönizier gemacht. Dieses Volk ist längst verschollen; nur noch durch den Nebel der Sage dämmert zu uns die Kunde von ihm. Während ich an der Flut hinritt, die so oft die Flotten der unternehmenden Handelsleute von Sidon und Tyrus nach allen Richtungen der damals bekannten Welt getragen hatte, suchte ich die nun verödeten Ufer mir wieder mit dem lärmenden Treiben zu beleben, das einst an ihnen gewogt. Oft sah ich stundenlang kein lebendes Wesen außer Scharen schöner Flamingos, die zur Seite am Strande fischten und bei meiner Annäherung, ihr rotes Gefieder ausbreitend, eine Strecke weiter flogen, um sich dann von neuem

niederzulassen. Aber durch das Brausen der Wellen, die mit hochbeschäumten Kämmen am Gestade brandeten, hörte ich den Ton der Aexte in den Bergeswäldern, wie sie hochragende Zedern fällten, die bald als Mastbäume über das Meer hinschweben sollten, und das Hämmern auf den Schiffswerften; ich vernahm die Feiergesänge der Priester und Priesterinnen in den Tempeln der Astarte. Dann wieder scholl wilder Jubel der Korybanten, die von Phrygien her dem Wagen der berecyntischen Göttin folgten und mit Pfeifen, Trommeln und Cymbeln deren Wehklage um den erschlagenen Atys zu übertäuben suchten. Ich sah das königliche Tyrus im Festschmuck prangen, seine Häuser mit Kränzen geschmückt, das Volk in dichtgedrängten Reihen durch seine Straßen hinwallend und der Tochter des Agenor das Geleit in den Hafen gebend, von wo der königliche Gemahl sie auf buntbewimpeltem Schiff in das ferne Karthago führte. Dann wieder, aus meinen Träumen erwacht, gewahrte ich nichts als die kahlen Sandhügel um mich her; allum herrschte Todesschweigen, nur unterbrochen vom Fall der Hufe meines Rosses.

Die Phönizier waren das größte Handels- und Seefahrervolk des frühen Altertums; ihr Land, als langer, schmaler Streifen längs des hochaufrauschenden Ozeans hingeheftet, mußte sie durch seine Lage, ähnlich wie dies bei den Portugiesen des 16. Jahrhunderts stattfand, zu kühnen Unternehmungen auf den immer vor ihren Blicken liegenden Gewässern locken. Von ihnen und den stammverwandten Karthagern haben wir die ersten, freilich halb in den Schleier der Fabel gehüllten Berichte über weite Meerfahrten an Küsten, von denen die anderen Nationen noch nichts wußten, nach dem märchenhaften Ophir oder weit in den Ozean hinaus nach den Bernsteinküsten des Nordens hinauf und tief hinab an der Westküste von Afrika.

Sobald ich in Jaffa das Schiff bestiegen hatte und der

Kiel in die griechischen Gewässer hinaussteuerte, wandten sich meine Gedanken den Hellenen zu. Sobald uns der Name dieses herrlichsten der Völker, welches die Erde je gesehen, genannt wird, vermögen uns die anderen kaum noch Interesse abzugewinnen. Die Griechen hatten sich in einen weit engeren Kreis eingeschlossen als die Phönizier und Karthager, und dennoch brachte der kleinste unter ihren Freistaaten Männer hervor, die Größeres für die Menschheit geleistet, als diese beiden zusammen. Für uns, denen sich die Welt so weit aufgethan, ist es beinahe unglaublich, in wie beschränkten Grenzen sich das griechische Leben entfaltet hat. Die jetzt leicht in wenigen Tagen durchmessene Strecke von Jonien bis nach Sicilien und Unteritalien war der strengabgeschlossene Schauplatz desselben; denn schwerlich können die einzelnen Kolonien an der iberischen und gallischen Küste oder am Euxinus hier in Betracht kommen. Noch bei Homer erscheinen die westlich von Ithaka gelegenen Gegenden als fabelhafte Regionen; so die Länder der Lästrygonen, der Lothophagen, das Vorgebirge der Circe. Doch auch später im Zeitalter des Perikles hatte sich der Gesichtskreis der Hellenen nach Westen hin kaum weiter als bis Sicilien und Großgriechenland ausgedehnt; was dahinter lag, der Atlas, der den Himmel auf seinen Schultern trägt, und die Säulen des Herakles, blieb für sie noch mit dem Nebel der Mythe umkleidet. Jedenfalls war jene Enge zwischen dem mittelländischen und atlantischen Meer das Aeußerste, bis wohin ihr Unternehmungsgeist sich wagte. Seitdem sind diese Schranken mehr und mehr gefallen, Meer und Länder haben sich uns bis ins Unermessene erschlossen und neue Weltteile sind aus den Fluten aufgetaucht, deren unbedeutendste Provinz an Flächenraum das ganze, je von Griechen bewohnt gewesene Gebiet weitaus übertrifft. Aber auf diesem grenzenlosen, vom Geiste kaum zu umspannenden Raum ist in allen seitdem verschwundenen Jahrhunderten auf dem Felde der Kunst und

der Dichtung noch nichts erblüht, was an das in Hellas Hervorgebrachte heranreichte. Auch kann man wohl fragen, ob die großen Männer, die seitdem auf der ganzen Erde geboren worden, an Zahl denjenigen gleichkommen, die allein in Griechenland das Licht erblickt. So denke ich bisweilen, ob das Größte nicht vielleicht am besten in der Beschränkung gedeihe, ob diese Ausweitung der Welt nicht vielleicht ein Hindernis für die Menschen sei, das Höchste zu erreichen. Es wäre das, da wir in die frühere Enge nicht zurückkehren können, allerdings niederschlagend. Aber wenn ich mich dieser Betrachtung hingebe, steigt mir wieder tröstend der Gedanke auf, daß vielleicht dereinst, wenn erst alle Nationen sich zu einer großen Weltgemeinde vereinigt haben, sie in ihrer Gesammtheit Thaten und Werke erzeugen werden, die selbst das höchste, von den Griechen Geleistete so weit hinter sich zurücklassen, wie das im reifen Mannesalter Vollbrachte die ersten Versuche der Kindheit.

Auf der Fahrt, zu welcher ich mich jetzt eingeschifft, beabsichtige ich, jene ganze Strecke vom asiatischen Ufer bis nach Kalpe und den Heraklessäulen zu durchschneiden, welche den Hellenen als die Welt galt, und über die hinaus für sie Alles in kimmerische Finsternis gehüllt war. Wer von ihnen diese Reise gewagt hätte, würde wegen seiner Verwegenheit mehr angestaunt worden sein, als wer jetzt über den Nordpol in die andere Hemisphäre vorzudringen suchte. Wollte ich das Schiff nicht verlassen, so würde ich bequem in 14 Tagen nach Gibraltar gelangen; allein ich denke zuvor noch, insoweit Zeit und Gelegenheit es ermöglichen, einige der Sporaden und der Cykladen zu besuchen.

Einen Ausflug in das Innere von Cypern zu machen, war mir leider nicht vergönnt; ich hätte darüber wegen der festgestellten Tage für die Abfahrt der Dampfschiffe mehr Zeit verloren, als sich mit meinen übrigen Reiseplänen vertrug. Daher habe ich von dem berühmten Eiland nur Larnaka und

hinterher folgen. Nicht nur daß die Bauten und Bildwerke des Altertums verschwunden sind, daß vom Koloß keine Spur mehr zu finden ist — durch ein Erdbeben zu Boden gestürzt, sollen seine zerbrochenen Glieder mehr als ein halbes Jahrtausend lang am Boden gelegen haben, bis der Chalif Moawia die ungeheure Masse, die sich nur mit Mühe auf neunhundert Kameelen in die Schiffe bringen ließ, nach Aegypten verkaufte: — ich mußte mir zu meinem Verdruß auch bekennen, nach der Versicherung neuerer Gelehrten sei es nur eine Fabel, daß Schiffe unter den ausgestreckten Beinen des ehernen Helios hindurchgesegelt, vielmehr habe derselbe am Hafen, nicht über ihm gestanden. — Die zweite große Periode der Insel fällt in die Zeit, als der Johanniterorden auf ihr seinen Sitz hatte. Aus dieser Epoche sind noch merkwürdige Ueberreste vorhanden; man gewahrt nämlich an mehreren Häusern der jetzigen Stadt noch die Wappenschilde von Rittern. In dem Palast des Großmeisters sind einige Räume leidlich erhalten; in anderen wuchern wilde Gräser und schlingt sich Unkraut um halbgesunkenes Gemäuer. In etwas besserem Zustande ist, wenn auch gleichfalls stark in Verfall, das Ordenshaus. Das Thor von Amboise, sowie das Fort von St. Nicolas stehen als Zeugen der Belagerung durch den Sultan Soliman und der glorreichen Verteidigung der Insel durch den Großmeister Villiers de l'Isle Adam noch aufrecht. Mir war die Besichtigung dieser Lokalitäten besonders deshalb interessant, weil ich mich mit der Idee eines Epos trage, in welchem der Kampf um Rhodos eine Episode bilden soll. Dieses Gedicht wird den Uebergang aus dem Mittelalter in die neue Zeit vorstellen, und zum Helden desselben habe ich mir einen jungen Johanniter erwählt, der sich von früh an aus der mönchischen Beschränktheit und dem engen Gesichtskreise des Rittertums emporzuringen gesucht hat, dann durch einen Greis aus Byzanz in das Griechentum eingeweiht und

so von ihm bestrickt wird, daß er sich fast zum Glauben an die alten Götter bekehrt. Aber er erlebt in Griechenland Schicksale, die ihn aus diesem Traum erwecken und ihn wieder zu einem eifrigen Anhänger des Christentums machen. Als solcher verteidigt er Rhodos gegen die Türken und begibt sich nach dem Fall der Festung mit dem Großmeister nach Rom, wo sich sein Eifer für den katholischen Glauben fast bis zum Fanatismus steigert. Zuletzt jedoch erwacht er auch aus diesem Geistesrausch und erkennt, wie weder in der Rückkehr zum Heidentum, noch zur dumpfen Kirchenluft des Papsttums Heil für die Welt zu finden sei, sondern nur in einer neuen Kultur, die durch das Wiederaufleben der Wissenschaften und die Reformation erblühen werde. Die Morgenröte dieser neuen Zeit umstrahlt dann in Rom sein Sterbelager. — Der Plan zu dem genannten Gedicht steht noch nicht in allen seinen Teilen bei mir fest; allein wenn es mir gelingt, ihn gehörig auszubilden, so hoffe ich ein Werk zu liefern, das nicht zu den gewöhnlichen Produkten des Tages geworfen zu werden verdient. Freilich schweben neben wissenschaftlichen Projekten so viele Entwürfe zu Dichtungen vor meinem Geist, daß mir davor schwindelt. Mehrere derselben locken mich zu gleicher Zeit an, und ich weiß nicht, für welchen von ihnen ich mich zuerst entscheiden soll. Und daneben nun das Unglück, daß Verhältnisse, von denen ich mich nicht losmachen kann, mich nötigen, in den mir so verhaßten Geschäften des Staatsdienstes meine Kräfte zu zersplittern, dann mein unwiderstehlicher Drang nach Reisen, wofür ich nur die eine Entschuldigung habe, daß sie für meine erschütterte Gesundheit von Nutzen sind! Wenn ich doch zehn Leben hätte, um Alles zu vollbringen, was ich mir vorgesetzt! Müßte ich zuvor sterben, ich glaube, ich würde keine Ruhe im Grabe finden. — Der Großmeister Villiers, den ich auch in mein Gedicht einzuführen gedenke, war ein Held, der an Hochherzigkeit und Edelsinn den größten Männern

des griechischen und römischen Altertums gleichstand. Nachdem er mit Löwenmut an der Spitze seiner Ritter, die Wankenden zur Ausdauer befeuernd, Stadt und Insel von Rhodos, welche als wichtigste Schutzmauer der Christen im Osten gelten konnten, gegen die Türkenflotte verteidigt hatte, mußte er endlich, durch die ungeheure Uebermacht der Ungläubigen, sowie durch die Hungersnot, die in der Festung wütete, gezwungen, kapituliren. Er war ganz auf sich selbst und auf die Kraft des Ordens angewiesen gewesen; denn die christlichen Herrscher Europa's hatten, in ewige Fehden mit einander verwickelt und mißgünstig gegen die Ritter, nicht das Mindeste gethan, um den Fall des Bollwerks, welches das Abendland allein gegen die Ueberflutung der Osmanen schützen konnte, zu verhindern. Indes, es ist ein erhebendes Schauspiel, wie das echte Heldentum und die Seelengröße Villiers' ihm selbst von seinen Feinden Bewunderung erzwang. Als er die Schlüssel der Festung dem Sultan Soliman überreichte, legte dieser ihm die größte Hochachtung an den Tag und gab ihm mit gleichen Beweisen der Wertschätzung später das Geleit zu den Schiffen, die ihn nebst den Rittern hinwegtragen sollten. Er und die anderen Johanniter waren heimatlos, und es schien, der Orden müsse aufhören. Aber der schon im achtzigsten Lebensjahre stehende Villiers widmete sich mit aller Anstrengung seiner Kräfte der Aufgabe, denselben von dem drohenden Untergange zu retten und ihn auf festerer Grundlage neu zu organisiren. Er scheute nicht die Reise nach England und Portugal, um an diesen Höfen für seinen Zweck zu wirken, und endlich gelang es ihm in Madrid, in einer einzigen Unterredung Kaiser Karl V., der bis dahin ein Hauptgegner der Johanniter gewesen war, völlig umzustimmen, so daß derselbe ihnen Malta als Sitz anwies, wo sie mit gleichem Heldenmut gegen die sie umzingelnden Türkenheere kämpften. Denjenigen, die in unserer Zeit das weiße Kreuz des heiligen Johannes von Jerusalem als wenig

bedeutende Adelsdekoration auf der Brust tragen, möge dasselbe immer eine Mahnung sein, sich durch echten Seelenadel und hohe Thaten des Zeichens würdig zu machen, das einst den Mantel Villiers' und seiner Ritter schmückte.

Von Rhodos aus ging meine Fahrt inmitten aller der Inseln dahin, deren jede durch ihren Namen und Anblick die Erinnerung an das schönste Zeitalter der Welt wachruft, und deren jede große Männer, Heroen, Dichter und Weise in einer Fülle hervorgebracht hat, daß man eher die Blüten des Frühlings zählen könnte, als sie. Göttermythe, Poesie und Geschichte umkleiden diese Eilande mit unvergänglicher Glorie. Da schwamm das dem Dionysos heilige grünende und duftende Naxos an mir vorüber, das felsige Paros — aus dessen Marmorgruben alle die göttlichen Bilder hervorgestiegen, die in den Tempeln, auf den Altären und Plätzen der hellenischen Städte das Auge entzückten, — Jos, Delos, Seriphos: — wie nenne ich sie alle, die wie köstliche Perlen auf dem Wellenkleide des Ozeans blitzen? Sie sind jetzt meist in Verödung zurückgesunken; doch wenn das Abendrot ihre kahlen Klippenwände umstrahlt, scheinen sie noch in der alten Herrlichkeit zu leuchten. Während die Dämmerung dann ihre scharfen Umrisse in ein bläuliches Licht hüllt, glaubt man sie wieder mit hochragenden Tempeln gekrönt zu sehen. Heilige Haine von Lorbeer und Myrte, aus deren grünem Dickicht weiße Statuen der Götter und Helden hervorschauen, schmücken die Felsenhänge, und von Weihaltären auf den Klippenvorsprüngen steigt mit dem Feiergesang der Priester wallender Opferrauch empor. Indes die Sonne nur noch auf die höchsten Bergspitzen der Insel ihren Rosenschein breitete und ich, auf dem Verdeck stehend, mir den Geist von solchen Bildern umschweben ließ, suchte ich diesen flüchtigen Moment festzuhalten und mich zu überreden, nur jene alte Zeit der Blüte Griechenlands sei wirklich, die jetzige aber ein häßlicher Traum. In diesem

Glauben wandelte ich dann, wenn die Nacht herabgesunken, auf dem Schiffe umher. Ich hörte die Wogen, die einst um die festlich geschmückten Galeeren geschäumt, welche die Inselwohner zu den Spielen von Olympia an den Alpheusstrand getragen, melodisch um den Kiel rauschen und entschlummerte zuletzt, bevor ich noch die Kajüte gesucht, in der himmlisch milden Nacht auf dem Verdecke. Auch die Göttin der Frühe, die, über Asien emporstrahlend, ihren duftigen Schleier über die Gewässer ausbreitete, weckte mich noch nicht aus meiner wonnevollen Einbildung. Erst als das Licht des sich höher hebenden Tages mir die entvölkerten Ufer und Berghöhen in ihrer Nacktheit zeigte, floh die Illusion, in der ich mich gewiegt, und ich barg mich unten auf meinem Lager, um die gemeine Wirklichkeit nicht zu schauen.

Von Syra aus, das jetzt das Emporium des griechischen Handels ist, machte ich einen Ausflug nach dem altheiligen Delos. Bei der Fahrt durch den Archipel hatte mir diese Insel, wie sie mir ihre schöngeschwungenen Umrisse im blauen Dunste der Ferne zeigte, das lebhafte Verlangen erregt, sie in der Nähe zu betrachten. So fuhr ich Abends, als sich ein günstiger Wind erhob, von hier ab und erreichte gegen Ende der Nacht die Geburtsstätte des Apollo und der Artemis. Es liegt für mich ein erhebendes Gefühl schon darin, auf einem durch große Erinnerungen geweihten Boden zu stehen, und als ich den Strand betrat, begünstigte das Dunkel, welches den gegenwärtigen Ruin umhüllte, eine solche Empfindung. Geheimnisvolle Schauer durchzogen meine Brust, da ich mir bewußt ward, mich im Mittelpunkte der griechischen Welt zu befinden, auf dem Eiland, zu dem die Hellenen von den fernsten ihrer Kolonien her als zum größten Heiligtum des Apollokultus wallfahrteten. Das allmälich hervorbrechende Zwielicht des Morgens ließ mich die ringsum ausgedehnte Wüstenei noch nicht gewahren. Auf einer Klippe sitzend, malte

ich mir aus, wie der Giebel des großen Heliostempels sich nun bald im ersten Sonnenlicht röten, wie Griechen aus allen Staaten sich zu den festlichen Spielen um ihn her versammeln würden, wie im Hafen sich bekränzte Schiffe drängten, welche die Gesandtschaften aus Athen und Elis, aus Korinth und Sparta mit ihren Festgaben herangetragen. Allein mit dem greller hereinfallenden Sonnenlicht sank nach und nach der Schleier zurück, der die Täuschungen der Phantasie begünstigt hatte, und ich gewahrte nichts, als hier und da verwitterte Steinmassen, welche Zeugnis davon ablegten, daß einst dort Bauten von Menschenhand gestanden. Soweit ich blicken konnte, schien der Tod in Allmacht zu herrschen. Die Möwen, welche schrillend aus ihren Klippennestern aufflatterten, waren die einzigen lebenden Wesen, die ich gewahrte. Nachdem ich lange fruchtlos am Gestade umhergeirrt, um noch Reste der ehemaligen Herrlichkeit zu entdecken, erstieg ich nicht ohne Anstrengung den Berg Cythnos, die höchste Spitze der Insel, auf die der Führer etwas Proviant mit hinaufschleppte. Auf der Höhe entschädigte mich die Aussicht für die Mühe des Klimmens, und ich beschloß, um den Anblick in seiner ganzen Pracht zu genießen, oben unter einem mich vor der Sonnenglut schützenden Schirm den Abend zu erwarten. Ich hatte dies nicht zu bereuen; als die Tagesleuchte sich gegen den Horizont gesenkt, begannen das Meer und die zahlreichen Inseln, auf denen mein Blick in der Runde umherschweifte, rot und röter zu flammen, und von ihren Gipfeln wallte ein Purpurglanz wie Opferglut zum Himmel empor. Da war es mir, als stiege auch das alte Hellas wieder in seiner Glorie aus dem Schutt zweier Jahrtausende herauf, und mit diesem Eindruck will ich denn von dem Lande der Griechen Abschied nehmen. — In der Nacht segelte ich nach Syra zurück; morgen soll mich ein französisches Dampfschiff nach Malta, und von dort ein englisches an die Säulen des Herkules tragen.

10.

Stift Neuburg bei Heidelberg, im September 1845.

Man kann sich keinen angenehmeren Sommer- und Herbstsitz denken, als dies alte, Heidelberg gegenüber auf einer Anhöhe am Neckar gelegene Kloster, und ich bin dessen Besitzern sehr für die Freundlichkeit verpflichtet, mit der sie mich schon zu wiederholten Malen hierher eingeladen haben. Der Reiz des Aufenthalts wird für mich dadurch erhöht, daß ich den größten Teil des Tages völlig ungenirt nach meiner Neigung verbringen darf. So schweife ich denn bald auf den umliegenden Hügeln umher, bald lese und schreibe ich auf meinem Zimmer, das die anmutigste Aussicht nach dem Fluß zu und auf die grünenden Höhenzüge am jenseitigen Ufer darbietet. Nur der Mittag und Abend gehören der Geselligkeit.

Rat Schlosser und seine Gattin haben das Kloster in einen wahren Musenhof verwandelt; sie besitzen vortreffliche Gemälde und eine interessante Sammlung von Handzeichnungen, darunter, wie auch unter den Oelbildern sich manche von ihrem Hausfreund, dem trefflichen Eduard Steinle, befinden. Alle Arbeiten dieses Künstlers haben für mich eine große Anziehungskraft; es spricht aus ihnen eine tiefe Innigkeit des Gemüts, eine kindliche Naivetät und eine holdselige Anmut, welche, da sie doch mit Kraft verbunden ist, unwiderstehlich wirkt. Wie entzückend ist seine Komposition „Die Märchenerzählerin", wie führt sie uns in unsere Kindheit zurück, als wir an Winterabenden neben dem lodernden Feuer mit unheimlichem und doch süßem Schauer den Sagen- und Gespenstergeschichten lauschten, die uns eine alte Tante erzählte! Für dies einzige Blatt würde ich ganze Kunstausstellungen hingeben. Die Bibliothek des Stiftes hat Werke aus allen Fächern aufzuweisen und ist keineswegs nach einem einseitigen Prinzip zusammengesetzt. Allerdings weht in Neuburg ein

Hauch römisch-katholischer Kirchenluft, indessen durchaus nicht in einer Weise, die mich unangenehm berührte. Schlosser und seine Frau wissen, daß ich ihre religiösen Ueberzeugungen nicht teile, und so ist in den Gesprächen mit mir die Dogmatik völlig ausgeschlossen. Dagegen unterhalte ich mich mit meinen Wirten viel über Kunst und Literatur, besonders über solche Erscheinungen derselben, die von ihnen vorzugsweise bewundert werden; daß diese zum Teil stark mit dem Geist des Katholizismus getränkt sind, kann mich nicht hindern, sie sehr hoch zu stellen. Es erscheint mir als eine arge Engherzigkeit, Werke der Literatur deshalb herabzusetzen oder zu ignoriren, weil sie aus einem andern Glauben oder einer andern Anschauung, als der unsrigen, hervorgegangen sind. Wenn die Protestanten auf die Schriften eminenter katholischer Autoren geringschätzig hinabblicken zu können glauben, so zeigen sie im Grund eine gleiche Geistesbeschränktheit, wie Omar, der (wenn die Sage wahr ist) die Alexandrinische Bibliothek verbrannte, indem er sagte: sofern die griechischen Manuskripte dasselbe enthielten, wie der Koran, seien sie überflüssig; wenn sie aber nicht mit ihm übereinstimmten, seien sie verderblich. Auch mit dem Kardinal Cisneros verraten solche Eiferer Seelenverwandtschaft; wie dieser alle arabischen Bücher, deren er habhaft werden konnte, den Flammen weihte, so möchten sie die Werke der heiligen Therese, die Gesänge des Franz von Assisi, die Kanzelreden Bossuet's aus der Welt schaffen, ohne zu ahnen oder zu bedenken, daß das orthodoxe Luthertum und der Calvinismus nichts hervorgebracht haben, was sich diesen großartigen Erzeugnissen irgend vergleichen ließe. Wir brauchen den religiösen Glauben, der in den letzteren atmet, nicht zu teilen; aber nur konfessionelle Bornirtheit kann darum ihre hohe Bedeutung verkennen. Ich selbst, der ich außerhalb jeder der herrschenden Konfessionen stehe, habe eben dadurch die Freiheit gewonnen, das Große, was bei den verschiedenen Völkern

und aus den verschiedensten Glaubenskreisen hervorgegangen, unparteiisch zu würdigen. — Mehrere Male waren hier höhere katholische Geistliche zum Besuche, und ich kann nicht anders sagen, als daß ich in den meisten von ihnen sehr gebildete Männer kennen gelernt habe. Auch sie besaßen den Takt, sich jeder zelotischen Aeußerung mir gegenüber zu enthalten und das Gespräch immer so zu lenken, daß ich ihnen folgen konnte. Ich vermag die Bemerkung nicht zu unterdrücken, daß ihr Verhalten sehr vorteilhaft abstach gegen das so mancher glaubenseifrigen protestantischen Geistlichen, mit denen ich in Berührung gekommen bin. Wirklich mein Herz gewonnen hat schon in der kurzen Zeit, daß er sich hier aufhielt, der Kardinal Diepenbrock. Es lag eine apostolische Würde und Milde in dem Wesen dieses Mannes; kein Wort floß aus seinem Munde, das nicht eines echten Jüngers Christi würdig gewesen wäre, und ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß er sehr wohl die Entstellungen kennt, welche die Lehre seines Meisters erfahren, daß er auch höchlich alle die Verfolgungen gegen Andersdenkende mißbilligt, welche das Papsttum in seinem Namen geübt. Wenn er sich den Pflichten nicht entzieht, die ihm sein Amt als hohem Würdenträger der Kirche auferlegt, wenn er die letzte Oelung erteilt und die Messe liest, so vermag ich ihn darum nicht zu tadeln, möge man auch von unseren Kanzeln herab diese Akte als götzendienerisch verschreien. Gewiß sieht er dieselben nicht als das Wesentliche seines Berufes an, sondern nimmt sie vor, weil seine Stellung es so mit sich bringt; dieselbe aber hat für ihn nur deshalb Wert, weil sie ihm Gelegenheit gibt, das wahre Evangelium zu verbreiten und Werke der Menschenliebe auszuüben. Diepenbrock hat sich viel mit der spanischen Literatur beschäftigt und einen Band herausgegeben, der eine Anzahl geistlicher, von ihm mit vollendeter Meisterschaft aus dem Spanischen übersetzter Gedichte enthält. Die letzteren sind mehrenteils von großer Schönheit und nehmen den Geist bald durch ihre mystische

Tiefe gefangen, bald durch die weihevolle Andacht, die in ihnen waltet. Diejenigen, welche im Katholizismus nur die Entartung einer reinen Urreligion, nur die Mißbräuche erblicken, die allerdings zahlreich in ihn eingedrungen, können aus diesen Gedichten erkennen, welche edlen Gedanken und Empfindungen sich in einzelnen Seelen doch innerhalb desselben, sogar während seiner finstersten Perioden, entfaltet haben.

Die mit Umsicht und Geschmack ausgewählte, einen geräumigen Saal des Stifts Neuburg ausfüllende Bibliothek könnte man allen mit Glücksgütern gesegneten Familien, besonders unseren auf ihren Landsitzen hausenden Edelleuten als Muster empfehlen, in welcher Weise sie sich nicht auf die materiellen Interessen beschränken, sondern auch für geistige Bedürfnisse sorgen und nach ihren Kräften die Literatur fördern sollten. Wie oft habe ich nicht allein in den Häusern wohlhabender Stadtbewohner, sondern auch auf den Schlössern des deutschen Adels die traurige Wahrnehmung gemacht, daß dort von Büchern nichts vorhanden war, als der genealogische Kalender der regierenden Häuser, die Rang- und Quartierliste der Armee und etwa ein Kochbuch! Da es schwer ist, in der Einsamkeit des Landlebens, besonders bei schlechtem Wetter, den langen Tag ohne Lektüre hinzubringen, werden Romane und einzelne andere Bücher, die sich gerade einer Begünstigung durch den Modegeschmack erfreuen, aus einer Leihbibliothek herbeigeschafft. Man abonnirt auch vielleicht bei einem Journalcirkel und wird so mit der flachsten Unterhaltungslektüre versorgt. Selbst jedoch irgend ein literarisches Werk zu kaufen, geschweige denn eine auch nur kleine Bibliothek zu sammeln, aus der man Kenntnisse schöpfen und den Geist bilden könnte, fällt Wenigen ein. Ich kenne reiche Leute, die für Luxusgegenstände immer Geld im Ueberfluß haben, jedoch bankerott zu werden fürchten, wenn sie auch nur einen Gulden für ein Buch ausgeben. Wie sehr werden nicht so viele Träger hoher

Adelstitel durch einen einfachen „Bürgerlichen", wie Rat Schlosser, beschämt! Er hat mit Einsicht dafür gesorgt, daß seine Sammlung alle Fächer umfaßt, die allgemeineres Interesse haben; Specialia wie Technologie, Forstwissenschaft und so weiter sind freilich ausgeschlossen; aber die Geschichte ist in umfassender Weise vertreten, ebenso die Philologie, die Philosophie, die Kunstwissenschaft und die Poesie aller Zeiten und Völker. Die Geistesrichtung Schlosser's bringt es mit sich, daß er solche Bücher, die er der Religion für verderblich hält, ausschließt, indessen ist er darin nicht ängstlich und schafft fortwährend neue wertvolle Erscheinungen der Literatur an. Es ist mir gelungen, sein Vorurteil gegen einige von mir besonders geschätzte Autoren zu zerstreuen und ihn zur Aufnahme ihrer Schriften in seine Bibliothek zu bestimmen, wenngleich sie keineswegs eine katholisirende Richtung verfolgen.

Ich habe mich hier mit dem Studium einiger Werke beschäftigt, die bisher ganz außerhalb des Kreises meiner Lektüre lagen und die überhaupt sehr vernachlässigt werden. Vor Allem haben mir die griechischen Kirchenväter imponirt; welch ein goldner Strom der Eloquenz in den Reden des Johannes Chrysostomus, die ich für wahrhaft klassisch halte, welch ein hoher Geist und welcher Adel der Gesinnung spricht sich in den Schriften des Basilius aus, und wie anziehend wirkt die sanfte Melancholie, die sie durchweht! Gleich sehr hat mich Synesius entzückt; seine vom Geist der platonischen Philosophie durchdrungenen Hymnen haben einen hinreißenden Schwung und tragen uns in eine bessere Welt empor. Es ist merkwürdig, daß sich in den Werken dieser Kirchenväter wenig Spuren von der Verderbnis ihrer Zeit finden, wo doch der Streit um leere Worte, Zänkereien über spitzfindig ausgeklügelte dogmatische Lehren schon Abendland und Morgenland erfüllten und die eine Partei zur Verfluchung der andern fortrissen. Noch unseren Predigern, sowohl katholischen wie

protestantischen, könnten die Reden des Chrysostomus und Basilius zum Vorbild dienen, und ich glaube, daß dieselben unter den Heiden weit mehr Proselyten zu machen vermöchten, als die Predigten unserer heutigen Missionäre. Die Bekenntnisse des Augustinus sind auch ein großartiges, oft tiefergreifendes Buch, das von Jedermann gelesen werden sollte. Allein während die Seelen jener griechischen Kirchenväter sich in einen reinen Lichtäther erhoben hatten, war der Geist dieses merkwürdigen Mannes von düsteren Wahnvorstellungen umnachtet, und sein Buch macht deshalb, wie sehr ich es auch bewundern muß, einen peinlichen Eindruck auf mich. — Viel habe ich außerdem in den Lebensbeschreibungen der Heiligen gelesen, welche sich in der großen Sammlung Acta sanctorum finden. Manche dieser Biographien sind voll aufregender Begebenheiten und haben ein romanhaftes Interesse, wie denn auch nicht bloß die Dramatiker der Spanier, sondern auch diejenigen der Engländer, zum Beispiel Massinger in seiner Virgin Martyr, sie ausbeuteten. Andere regen höhere Betrachtungen und Gefühle an, und das Herz müßte zu Eis erstarrt sein, das nicht von Bewunderung und Verehrung für die heiligen Männer und Frauen erfüllt würde, die willig ihr Leben dem Tode hingaben, um das, was sie für das höchste Gut hielten, zu retten. Ihr Glaube und der Gedankenkreis, in welchem sie sich bewegten, ist nicht der unserer Zeit; aber wenn wir die großen Weisen, Dichter und Künstler der Vergangenheit würdigen wollen, beurteilen wir sie nicht nach den Vorstellungen unserer Tage, sondern vergegenwärtigen uns diejenigen, von denen die ihrigen beherrscht wurden, und dasselbe müssen wir auch den Helden der Acta sanctorum gegenüber thun. Wer nun, der sich auf solchen Standpunkt stellt, vermöchte ohne Ehrfurcht zu jenen Glaubenszeugen emporzuschauen, deren Geist sich aus dem rastlos brausenden Getriebe der Welt, von den blutgetränkten Schlachtfeldern der

Erde hinweg in ein himmlisches Asyl geflüchtet, und die mit Mut und einer Willenskraft, welche die größten Heroen beschämt, die erkannte Wahrheit angesichts von Schaffot und Scheiterhaufen bekannten? An diese Heiligen der ersten Kirche reihen sich durch die folgenden Jahrhunderte noch zahlreiche andere an, welche gleiche Bewunderung verdienen, sei es, daß sie ihr Leben aufopferndem Wohlthun geweiht, sei es, daß sie uns in ihren Schriften Zeugnisse ihrer Andacht, Berichte von den Visionen hinterließen, die ihren Geist in ekstatischem Fluge durch alle Himmel emportrugen. Sich gegen so gewaltige Erscheinungen zu verschließen, weil sie sich im Alltagslicht unserer Zeit befremdend ausnehmen, eine ganze Reihe von Menschen, die zu den schönsten Zierden unseres Geschlechtes gehören, als Schwärmer zu bezeichnen und sie aus der Geschichte ausstreichen zu wollen, ist sicher das Aeußerste an Nüchternheit und Beschränktheit. Dennoch reichen sich in diesem Bestreben der orthodoxe und der rationalistische Protestantismus die Hand. Ich selbst gestehe ein, daß ich für eine einzige Seite der Schriften der heiligen Therese, die so voll höchster Poesie und hinreißenden Schwunges sind, alle Predigten unserer Superintendenten und Oberkonsistorialräte hingäbe.

Im Herbst 1847.

In den Frühstunden dieser sonnigen Herbsttage besuche ich oft das Alte Schloß, das sicherlich die schönste Ruine Deutschlands ist. Es erinnert durch seine Lage auf der Höhe über der Stadt, seine grünende Umgebung und die rötliche Färbung der Mauern an die Alhambra, mit der es freilich als Bauwerk und in Bezug auf die Großartigkeit der umhergebreiteten Gebirgslandschaft sich nicht messen kann. Zwei Jahrhunderte, nachdem die alte Maurenburg zu veröden begonnen hatte, wurde es durch die französischen Mordbrenner zerstört und ist nun in weit höherem Maße zertrümmert, als

jene. Wenn ich, neben den Bildsäulen der Pfalzgrafen ruhend, den Blick durch die halbgestürzten Fensterbogen hindurch nach dem Rhein hinübergleiten lasse, wo die ferndämmernden Vogesen französischen Boden verkünden, frage ich oft, ob die zwei Jahrhunderte seit der Verwüstung der Pfalz, der Schändung der Kaisergruft in Speyer und der Verheerung des Heidelberger Schlosses voll werden sollen, ohne daß die Deutschen die alte Schmach gerächt, ob wir nicht vor Ablauf dieser Frist die uns räuberisch entrissenen Provinzen mit dem Schwert zurückfordern werden. Es ist beklagenswert, daß das Verhängnis die Völker so gegen einander in den Krieg treibt; und wer sollte nicht mit Kant den ewigen Frieden wünschen? Aber Schuld heischt Sühne, und selbst in den zivilisirtesten Nationen lebt, wenn von einer andern an ihnen gefrevelt worden ist, der Trieb nach Blutrache ebenso mächtig fort, wie bei den rohen Naturvölkern. Der müßte kein echter Deutscher sein, dem, wenn er von der Mißhandlung des Vaterlandes durch die Gallier hört, nicht der Zorn in tiefster Brust aufkochte, der nicht Gut und Leben zu opfern bereit wäre, damit Deutschland in einem großen Akt Vergeltung für die erlittene Unbill an dem Nachbarvolke übe. Nicht daß wir Frankreich mit Mord und Brand überziehen, daß wir an seinen heutigen Bewohnern Schandthaten vollbringen sollten, wie noch deren Väter unter Napoleon an den unseren vollbracht; aber was die Gerechtigkeit erfordert, was unser gekränktes Nationalgefühl unbedingt heischt, das ist die Wiederabtretung des Elsaß an Deutschland. Dies ist das Mindeste, was wir verlangen und unter Hintansetzung aller anderen Rücksichten erkämpfen müssen; schwer wird es uns dabei werden, zu vergessen, daß auch das blühende Burgund, das reiche Lothringen einst zum deutschen Reich gehörten. Allein wir mögen dabei bedenken, daß in diesen Landen Sitte und Sprache fast ganz französisch sind, und wenn nur der völlig deutsche Elsaß, wenn Straßburg

mit dem herrlichsten Bau germanischen Stils, dem Münster Erwin's von Steinbach, wieder unser ist, wird der brennendste Schmerz der Wunde, die wir von Jugend auf gefühlt, gestillt sein. Es war eine tür unser Volk schimpfliche und nur mit unseren trostlosen inneren Zuständen einigermaßen zu erklärende Erscheinung, daß vor etwa einem Decennium mancher Redeführer unserer Presse die Franzosen und ihren Unhold von Kaiser glorifizirten, unter dessen Geißelhieben Deutschland noch ärger, als unter denen des vierzehnten Ludwig geblutet, dessen Heere es mit den Hufen ihrer Rosse zertreten hatten. Ich habe viel in dem Nachbarlande geweilt und mich von manchen liebenswürdigen Eigenschaften der Franzosen überzeugt, auch viele vortreffliche Menschen dort kennen gelernt; trotzdem konnte ich nie die Kluft vergessen, die zwischen ihnen und uns gähnt, und es scheint mir wichtig, daß kein Deutscher sich hierüber täusche. Friedliebende können sagen, der Raub des Elsaß sei eine alte Thatsache, und wir würden gut thun, uns mit demselben zufrieden zu geben. Allein solche von Weichherzigkeit eingegebene Anschauung kann nur derjenige hegen, der sein Auge gegen die wirkliche Sachlage verschließt. Es ist mir durch meinen Umgang mit Franzosen aller Stände zur Gewißheit geworden, wie fast ein jeder von ihnen, statt in der Losreißung des Elsaß ein uns widerfahrenes Unrecht zu erkennen, das ganze jenseitige Rheinufer für ein rechtmäßiges Besitztum Frankreichs hält, welches dasselbe bei der nächsten Gelegenheit an sich bringen müsse. Nationale Eitelkeit und Verblendung haben hieran ebenso vielen Anteil, wie Unkenntnis der Geschichte, indem selbst die Gebildeten unter ihnen nicht über dieses Jahrhundert hinaus rückwärts blicken und den Bestand der Länder, wie er zur Zeit der höchsten Macht Napoleon's war, als den maßgebenden betrachten, dagegen die nach den Siegen der Deutschen geschlossenen Verträge ignoriren. Es waltet hiernach kein Zweifel ob, daß unsere

Nachbarn, sobald die Umstände irgend für sie günstig sind, den Krieg vom Zaune brechen werden, um ihr ersehntes Ziel, die Rheingrenze, zu gewinnen. Uns zu überfallen, werden sie um so weniger Bedenken tragen, als der Wahn ihrer Unüberwindlichkeit ihnen von Kindheit auf eingepflanzt wird; in ihren Lehrbüchern der Geschichte sind Leipzig und Waterloo wie ausgestrichen, sie wissen nur von Austerlitz und Jena. Den Knaben auf ihren Schulen werden die napoleonischen Feldherren, welche Deutschland niedergeworfen, im bengalischen Feuer der Verherrlichung gezeigt, die Bewunderung für sie bleibt in ihrem Gemüte haften; sie denken, auch wenn sie erwachsen, nicht, daß die Zeiten sich geändert, sondern halten ihre Nation noch für allmächtig. Bei Revüen und Paraden leuchten ihre Blicke höher, sie sehen in den Generälen und Soldaten Helden, wie die von 1806, und hoffen, daß sie bald Preußen von neuem zu Boden werfen werden. Also seien wir auf der Hut, raffen wir uns aus unserer Lethargie empor und rüsten uns, bei dem Einbruche von Westen her, der sicher nicht ausbleiben wird, nicht nur Haus und Herd zu schützen, sondern auch den Elsaß wieder zu nehmen. Aber ach! ist das nicht ein Traum? Damit er sich realisire, muß Deutschland an Haupt und Gliedern wiedergeboren werden. Bei seinem heutigen Zustande der Zerrissenheit, bei der erbärmlichen Bundesverfassung kann man nur mit Zagen in die Zukunft blicken. Ein Oberfeldherr unserer Heere, der seine Instruktionen vom Bundestage empfinge, würde von vornherein zu Niederlagen prädestinirt sein.

Mit wehmütigem und doch freudigem Gefühl suche ich alle die Plätze wieder auf, an denen ich während meiner Studienzeit in Heidelberg geweilt. Es ist mir, als hätte ich einen Teil meines Selbst dort zurückgelassen. Bisweilen, wenn ich auf der Terrasse über dem Neckar oder im Schattendickicht am Wolfsbrunnen ruhe, fühle ich auf Momente wieder jene Entzückungen, jenen Rausch der Seele, der mich einst

dort erfüllt; aber nur kurz währt solche Seligkeit! Ich empfinde bald von neuem den Druck der Bleigewichte, mit denen das Leben uns Alle in den Staub herabzuziehen sucht, und die Erinnerung an die Vergangenheit wird mir durch den Vergleich zwischen dem Ehmals und dem Jetzt tief schmerzlich. Glücklich bin ich, wenn ich mich den quälenden Gedanken, die mich beschleichen, so weit zu entreißen vermag, um mich dem Genuß des Dichters, den ich mir zum Begleiter auf diesen Wanderungen erlesen habe, hinzugeben. Es ist Hölderlin, mein Liebling von früher Jugend her. Während die meisten seiner Gedichte von Sehnsucht nach der untergegangenen Welt des alten Hellas eingegeben sind, hat er in einigen derselben doch auch sein heimatliches Schwaben, sowie in einer anmutigen Ode Heidelberg mit seiner Umgebung verherrlicht, und im Spiegel seiner Verse erscheint mir der Neckar mit seinen Uferhügeln noch schöner, als er in Wahrheit ist. Freilich, wenn Hölderlin sich aus den bestrickenden Naturreizen, die ihn hier umringten, doch nach Griechenland sehnt, so sympathisire ich mit ihm nicht, insofern er das Land von heute meint, das ich ja selbst gesehen und das jetzt öde, sonnverbrannt und mit Trümmern überdeckt daliegt. Wohl aber kann ich ein Verlangen nach dem alten Athen nicht unterdrücken. Wer es doch wieder aus dem Grabe emporrufen, wer seine Akropolis neu aus den Trümmern erstehen lassen könnte, die jetzt auf ihrem Felsen verlassener über dem Ilissus aufragen, als die des Heidelberger Schlosses über dem Neckar! Dort durfte sich der Geist frei, den von der schaffenden Natur in ihn gepflanzten Anlagen gemäß, entfalten; der Sänger ward nicht als ein nutzloses Glied der menschlichen Gesellschaft angesehen, mußte sich nicht, wie bei uns, in das verhaßte Joch niederer Pflichten zwängen lassen, die von vornherein seinen höhern Aufschwung lähmen. Der arme Hölderlin hat solchen Druck schwer zu empfinden gehabt, und die Schwingen seines Genius sind darunter gebrochen.

Freilich kann gegen die ganze moderne Welt die Anklage geschleudert werden, daß es in ihr für den Dichter keine Stätte gibt, daß sie ihn zwingt, durch Broterwerb sein Dasein zu fristen und in Arbeiten für den täglichen Bedarf sein besseres Ich zu ersticken. Aber wenn diese Anklage mehr oder minder alle Nationen des heutigen Europa trifft, so wird dadurch das Gewicht, mit welcher sie in Hölderlin's Fall auf Deutschland lastet, nicht gemindert. Die Anerkennung und freundliche Aufmunterung Schiller's war ziemlich der einzige Lichtpunkt im Leben des Unglücklichen. Nachdem er verschiedene Hauslehrerstellen in Frankfurt und Bordeaux bekleidet und vermutlich alle die Bitterkeiten durchgekostet hatte, die in den meisten Familien mit solchen verbunden sind, versuchte er durch Herausgabe eines Journals in höherem Stil sein Fortkommen zu finden. Allein das Unternehmen mißglückte, wie es etwas später auch Heinrich von Kleist mißlang. Als seine Kraft in fruchtlosem Ringen schon erlahmte und sich die ersten Spuren der Geisteszerrüttung bei ihm zeigten, ward ihm durch einen Freund ein Asyl in Homburg; allein sein Zustand blieb unheilbar. In dieser Zeit verfaßte er noch die Uebersetzung von zwei Tragödien des Sophokles, die in Frankfurt am Main bei Wilmans erschien. Sie ist sehr selten geworden; doch aus Kuriosität habe ich sie mir verschafft. Es gibt kein Buch, das mich mit einem solchen Schauder erfüllt hätte, wie dies, denn es trägt offenbare Spuren des Wahnsinns. — Mit Hölderlin ist für mich noch eine persönliche Erinnerung verbunden. Sein Freund, der ihm eine Bibliothekarstelle in Homburg verschaffte, hieß Sinclair und hatte am Hof dieses Ländchens ein einflußreiches Amt inne. Sinclair war selbst Poet und hat zwei jetzt ganz verschollene Bände von Gedichten, sowie eine Trilogie von Trauerspielen herausgegeben, deren Stoff der Geschichte der Cevennenkriege entlehnt ist. Er selbst vertrat den Landgrafen von Homburg auf dem Wiener

Kongreß und starb dort plötzlich auf noch unerklärte Weise. Seine Schwester aber habe ich gekannt; sie war, oder ist noch jetzt, Hofdame der verwitweten Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, einer geborenen homburgischen Prinzessin. Wie wenig wirkliche und allgemeine Teilnahme in Deutschland für wahre Dichtung vorhanden ist, geht aus folgendem Falle hervor. Fräulein von Sinclair ist eine gebildete Dame; sie schlägt die Augen gen Himmel, wenn Goethe und Schiller genannt werden. Als ich sie kennen lernte, hielt ich für sicher, daß sie mit mir in Bewunderung für Hölderlin aufgehen, mir vielleicht auch Näheres über den Freund und Schützling ihres Bruders mitteilen könnte. Wie sehr war ich jedoch enttäuscht, als ich erfuhr, daß sie gar nichts von demselben wußte, auch, obgleich sie bei Hölderlin's Aufenthalt in Homburg schon ein erwachsenes Mädchen gewesen war, nie von demselben gehört zu haben behauptete. Nach langem Nachsinnen erinnerte sie sich nur, daß ihr Bruder viel mit einem jungen Manne aus Württemberg, welcher Custos der kleinen landgräflichen Bibliothek gewesen, verkehrt habe. — Unter Hölderlin's Gedichten findet sich eine schöne, noch keine Spur von Irrsinn tragende Ode auf den Geburtstag der Prinzessin Augusta, das heißt der jetzigen Erbgroßherzogin. Auch letztere ist, wie ihre Hofdame, eine Frau von einiger literarischen Bildung; ich glaubte daher, sie werde auf jenes Festgedicht stolz sein, es noch in ihrem Alter auswendig wissen und mir Mitteilungen über den Verfasser, der sie so schön verherrlicht, machen können. Indes fand ich, daß auch ihr der Name Hölderlin fremd war; ich mußte ihr erst die vor vierzig Jahren an sie gerichtete Ode bringen, und sie schien nun, wenn sie auch etwas ungläubig lächelte, eine Freude daran zu haben, als ich sie versicherte, sie werde durch dieselbe unsterblich werden.

11.

Jerusalem, im Januar 1849.

Es sind zehn Jahre seit meinem ersten Aufenthalt in Jerusalem vergangen. Wie damals bin ich in dem lateinischen Kloster hier ganz wohl untergebracht. Ich besuche an jedem Morgen den Oelberg, und der Gedanke, auf der Stätte zu weilen, wo Jesus gewandelt und gelehrt, macht mir diese Stunden zu seligen. Es ist kein Wahn, wenn ich hier noch das Wehen seines göttlichen Atems zu spüren glaube. Scheint doch seine Gegenwart von dieser seiner Lieblingsstätte den Fluch der Verödung hinweggescheucht zu haben, der auf ganz Jerusalem und seiner übrigen Umgebung ruht! Hier schmückt sich der Boden, selbst im Winter, mit lieblichem Grün, und duftende Kräuter strömen süße Wohlgerüche in die Luft. Von früh an, als ich gelesen, wie Jesus den Mühseligen und Beladenen Trost gespendet, als ich die Worte vernommen, die er in der Bergpredigt gesprochen — Worte, wie sie weder vor ihm noch nach ihm von eines Menschen Munde geflossen, hat er mir als das Urbild aller Reinheit und Heiligkeit gegolten. Wäre *seine* Lehre auf Erden verbreitet worden, es hätten alle anderen Religionen vor ihr wie trübe Nebel vor dem Sonnenglanz verschwinden, es hätte jenes von Jesaias verkündigte, wahrhafte Messiasreich des Friedens, wo das Lamm neben dem Löwen ruht, auf Erden zur Herrschaft gelangen müssen. Aber sein Wort ward früh entstellt, seine himmlische Gestalt von einer Dunsthülle umgeben, aus der sie nur noch für Wenige in ihrem wahren Glanze hervorleuchtet. Nicht die Legenden, die sich an seine Geschichte geknüpft haben, meine ich hier; von jeher ist das Leben außerordentlicher Menschen den späteren Geschlechtern in einem wunderbaren Licht erschienen, und wenn dies auch für Christus unausbleiblich war, so kann es keinen Nachteil haben, daß wir ihn in einer solchen

Verklärung sehen. Was mich jedoch in tiefster Seele empört, sind die rohen Vorstellungen, die sich schon während des ersten Menschenalters nach seinem Tode über ihn bildeten, die Aussprüche, die man ihm fälschlich in den Mund legte, die Dogmen, die man als von ihm verkündigt aufstellte. Die Theologen sagen: Dies Alles sei im Neuen Testament enthalten, wir dürften uns nicht Einzelnes davon auswählen, Anderes verwerfen; aber ich behaupte, abgesehen von allem Andern: Derjenige, der die echten Reden Jesu in ihrer Göttlichkeit im tiefsten Herzen empfunden hat, kann unmöglich annehmen, daß andere Lehren, die später für christliche ausgegeben wurden — wie zum Beispiel die der Rechtfertigung durch den Glauben — von eben diesem Christus ausgegangen seien. Er muß ängstlich bemüht sein, die alte jüdische Vorstellung von einem rachedürstenden Jehovah, der seinen eigenen Sohn wie ein Opfertier auf die Schlachtbank gesendet, gänzlich von der Religion des neuen Bundes, der Religion der Liebe und Milde, fernzuhalten. Wenn man die morgenländische Sprechweise kennt, die den Ausdruck „Sohn Dieses und Jenes“ im preisenden, wie im schmähenden Sinne häufig gebraucht, denselben jedoch keineswegs wörtlich nimmt, so muß man es völlig richtig finden, daß Christus sich im Bewußtsein seiner inneren Heiligkeit den Sohn Gottes nennt. Allein nur niedere Anschauung konnte dies wörtlich als ein Verhältnis zwischen Vater und Sohn auffassen und gar weiter noch den Wahn von einer Opferung, um dem göttlichen Zorne genug zu thun, damit verbinden. Solche abergläubischen Ideen mögen sich frühe in Palästina gebildet haben; denn bei dem verwahrlosten Zustande des dortigen Volkes waren wohl nur sehr Wenige im stande, den hohen Meister zu fassen. Sie zu fixiren und zur Herrschaft zu bringen war erst einem Späteren vorbehalten, den ich den bösen Dämon des Christentums nennen möchte. Was Dieser, der Jesus gar nicht gekannt, vorbrachte, kann in keiner

Weise als Lehre des Meisters gelten; es steht zum Teil in offenem Gegensatz zu den Aussprüchen anderer Apostel und muß als Ausgeburt seines eigenen fanatischen Gehirns betrachtet werden. Hätte Paulus — denn von ihm rede ich hier — fortgefahren, die Christen zu verfolgen, wie er es bei der Steinigung des Stephanus gethan, er würde dem Christentum weit weniger Schaden zugefügt haben, als da er sich, ihm seine Wahnvorstellungen unterschiebend, angeblich zu ihm bekannte. Indem er als Mittelpunkt seiner Lehre den Satz von dem alleinseligmachenden Glauben an den für unsere Sünden gestorbenen Sohn Gottes aufstellte, verdarb er das Evangelium schon im Beginn. Sage man nicht, Paulus habe ja gerade jene bekannten Worte zum Preise der Liebe im Brief an die Korinther geschrieben! Was bedeutet ein solcher einzelner Ausspruch gegen die in allen seinen Schriften unaufhörlich wiederkehrenden Stellen, in welchen die obige Lehre gepredigt wird? — Wenn entgegnet werden sollte, auch in den Evangelien fänden sich Aeußerungen von ähnlichem Inhalt, so erwidere ich: Wer glauben kann, daß Derselbe, der die Bergpredigt und so viele andere himmlische Reden gehalten, dergleichen Aeußerungen gethan habe, in dessen Herz ist jene Rede nie gedrungen, ihm ist der Geist des Meisters nie aufgegangen. Jeder, der Christus liebt, der ihn als den höchsten je dagewesenen Lehrer verehrt, muß aufs ängstlichste beflissen sein, den Verdacht von ihm abzuweisen, er hätte solche wüsten und unheilvollen Vorstellungen unter das Volk gebracht. Denn aus diesen sind die schon früh sich kundgebende Streitsucht um Hirngespinnste, der Sektengeist, die Verfolgungswut der Christen gegen einander und gegen die Anhänger der übrigen Religionen hervorgegangen. Wo in den christlichen Jahrhunderten — es war leider selten und in kurzen Momenten — Menschenliebe und Humanität die Oberhand gewonnen haben, da war es Jesu Geist, der dies bewirkte, da sehen wir sein göttliches Bild durch den Nebel

finsteren Irrwahns, welcher für seine Lehre ausgegeben wird, hindurchstrahlen und die Rechte segnend über die geliebte Erde ausbreiten. Wo Hader um sinnlose Worte stattfand, wo Akte der Unduldsamkeit verübt wurden, da müssen wir Paulus als den Urheber anklagen. Jesu Geist ist es, der die Sklaverei abgeschafft und die blutigen Spiele des Zirkus unterdrückt hat. Der Geist des Paulus präsidirte schon auf den ersten Konzilien, wo die Sektenführer sich gegenseits verfluchten und in die Hölle verdammten, und er schürte das Feuer bei den Ketzerverfolgungen, die bereits in der Zeit der römischen Kaiser begannen. Unter der Fahne dieses angeblichen Apostels sind alle die Grausamkeiten vollführt worden, die sich, vermischt mit Abgeschmacktheiten und tollem Aberglauben, in beinahe ununterbrochener Reihenfolge durch die Geschichte der christlichen Kirche hindurchziehen. Ihm verdanken wir, um von früheren Jahrhunderten abzusehen, die Albigenserkriege, die Dragonaden Ludwig's XIV. und die Hexenprozesse; sein Geist lebt fort bis auf den heutigen Tag in den Theologen, die mit gleich stumpfem Sinn wie eisigkaltem Herzen Andersdenkende verdammen. Denn auch die Reformation hat dadurch, daß sie vor Allem die Lehren des Paulus zu ihrer Richtschnur nahm, die Welt um die herrlichen Früchte betrogen, die sie ihr hätte bringen können. So kann ich denn derselben neben der Abschaffung mancher Mißbräuche in der katholischen Kirche nur das eine große Verdienst zuerkennen, daß sie die Bibel Allen offen gelegt hat. Es war das freilich zunächst ein gefährliches Geschenk; denn ein Teil der Schriften, die unter diesem Namen begriffen werden und welche in ihrer Mehrzahl erst Jahrhunderte nach Christus verfaßt und auf dem Konzil von Nicäa höchst willkürlich zusammengestellt worden sind, ist derart, daß darunter der Geist Christi wie unter einer dichten Schicht begraben liegt. Aber in der Zukunft, wenn er glorreich aus diesem Grabe erstehen wird, werden sich die Segnungen der Reformation kundgeben.

Das sind Betrachtungen, die sich mir in Jerusalem unabläſſig aufdrängen. Während ich mich ganz der Verehrung des Meisters, von dem hier Alles redet, hingeben möchte, kann ich den Haß gegen Diejenigen nicht unterdrücken, die seine Lehren und sein Werk so arg verunstaltet haben. Ich habe mich mit Hilfe der Bücher, welche mir die Klosterbibliothek bietet, auch in die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte vertieft, und wenn mich die frühen Streitigkeiten der Sekten über unbegreifliche Dinge entrüsteten, hat mich wohl der Mut und die Glaubenstreue der ersten Märtyrer bewegt und gerührt. Allein mein Mitleid wurde immer stark gedämpft durch den Gedanken an die unendlich zahlreicheren Opfer, die später der Glaubenswut der Christen auf ungleich martervollere Weise gefallen sind. Nicht ohne tiefen Schauder in Wahrheit kann man den bluttriefenden, mit den Gebeinen ausgerotteter Geschlechter und der Asche zerstörter Tempel gezeichneten Pfad betrachten, den die christliche Religion von Land zu Land genommen hat, um zur Herrschaft zu gelangen. Indessen Greuel, die in der Wut des Kampfes begangen werden, erscheinen noch viel minder empörend, als solche, die, nachdem der andere Glaube besiegt worden, roher Fanatismus oder auch die kalte Ueberlegung vollbringt, und in letzterer Hinsicht haftet auf der Christenheit ein unaustilgbares Brandmal. Im Kriege haben auch die Juden bei der Eroberung Palästinas, haben auch die Muhammedaner, als sie die Fahne des Propheten auf die Kirchen, Feuertempel und Pagoden der überwundenen Völker pflanzten, fürchterlich gewütet. Doch die Verfolgungen Andersgläubiger nach gewonnener Herrschaft und im Frieden, die man ihnen schuld geben kann, sind verschwindend geringe an Zahl gegen die von den Anbetern des Kreuzes verübten. Ich will hier nicht diese Frevel aufzählen, von denen sich keine christliche Konfession freigehalten hat, und die, seit dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch alle anderen hindurch

laufend, deren Annalen mit Blut und Thränen unschuldig Gemordeter beflecken. Wenn ich nur auf die unberechenbare Menge der von der römischen und spanischen Inquisition, der in den Judenverfolgungen und in allen Ländern Europas von den Anhängern des herrschenden Bekenntnisses an den angeblichen Ketzern vollführten Missethaten hindeute, so wird man mir zugeben, daß schon ein Bruchteil von diesen die Zahl der unter den römischen Kaisern gefallenen Märtyrer weit überwiegt. Und wie grausam auch die an den letzteren vollstreckten Todesstrafen waren, so steht doch das bei den Opfern der Christenwut allgemein angewandte Lebendigverbrennen an Barbarei sicher nicht hinter den von Nero ersonnenen Hinrichtungsmartern zurück, während unsere Ketzer- und Hexenrichter den wahnsinnigen Imperator, der seine Opfer doch nur einmal sterben ließ, in sinnreicher Verschärfung der Todesqual noch weit übertrafen, indem sie die auf den Holzstoß zu Führenden schon vorher durch entsetzliche Folterungen und Verstümmelungen zehnfach sterben ließen. In der That, wenn man Alles ins Auge faßt und dabei bedenkt, daß alle diese haarsträubenden Frevelthaten von angeblichen Bekennern Christi verübt wurden, so ist man versucht, von einer solchen Gemeinschaft auszuscheiden und den Namen eines Christen abzulegen. Zum mindesten sollte jetzt, wo wir uns mehr und mehr aus der Finsternis vergangener Zeiten losringen, sich eine Gemeinde und, wenn man will, Kirche von echten Bekennern jenes Jesus bilden, der die Bergpredigt gesprochen hat, und diese Gemeinde sollte ausdrücklich das falsche Christentum des Paulus perhorresziren.

Nach dem, was ich hier sehe und berichten höre, ist Jerusalem der Ort, wo man besonders lehrreiche Studien über die Segnungen des Glaubens machen kann. Es gibt hier katholische, griechische, armenische und andere Christen, Muhammedaner und Israeliten in bunter Menge. Alle sind

hochgläubig, und ihre Blicke, wenn sie einander begegnen, zeigen aufs deutlichste, wie sie sich gegenseits um ihres Glaubens willen hassen und verachten. Dabei sind Raufereien, Mord und Raub nichts Seltenes, und wie im ganzen Morgenlande hört man die einzelnen ehrlichen Christen und die Konsuln der europäischen Mächte, sagen, daß, wenn irgend ein Verbrechen begangen ist, die Wahrscheinlichkeit dafür spreche, einer ihrer Glaubensgenossen sei der Thäter. So oft ich bei meinen Wanderungen durch die heilige Stadt Zeuge von dem Abscheu bin, mit dem die Anhänger der verschiedenen Bekenntnisse einander betrachten — wenn ich höre, wie die Söhne des Propheten gern die Kirchen, die Christen gern die Moscheen zerstören, wie die Armenier die Gotteshäuser der Katholiken in Brand stecken möchten, und umgekehrt, so werde ich mehr und mehr zu der Ueberzeugung gebracht, daß, eine so hohe Tugend die Liebe ist, man es eher als ein Laster ansehen muß, „gläubig" zu sein. Will man einwenden, der Glaube thue der Menge not, so muß ich entgegnen: wenn unter Glauben derjenige des Islam, des Judentums und des schmählich verunstalteten Christentums verstanden wird, so kann auch der ungebildete Haufe nur dabei gewinnen, daß er ihn so bald wie möglich los wird; denn solcher Glaube entzweit die Menschen, statt sie miteinander zu verbrüdern, ist die Quelle von Hochmut und hält, wie die Erfahrung zeigt, von keinem Verbrechen ab, ruft vielmehr solche hervor. Was aber speziell den von Paulus ausgebrüteten sogenannten Christenglauben, wie er mehr oder weniger alle christlichen Konfessionen beherrscht, anlangt, so erhebt er sich nicht viel über jene.

Es drängt mich, an dieser Stelle ein Bekenntnis niederzulegen. Schon in meinen Knabenjahren begannen sich religiöse Zweifel in mir zu regen. Wie ich von den zahllosen Glaubenslehren der verschiedenen Völker hörte, sagte ich mir, jedes dieser Völker halte an den ihm überlieferten Traditionen

fest und glaube von seiner Religion, ebenso wie wir von der unsrigen, sie sei die einzig richtige. Ich erkannte es daher als eine unabweisliche Forderung, die Vernunft zur obersten Urteilssprecherin darüber, welche von allen diesen Lehren die wahre sei, zu setzen. Was nun besonders die Sätze anbetrifft, die von unseren Orthodoxen als spezifisch christlich angesehen werden, so erschienen sie mir bald als widersinnig und ruchlos zugleich. Nur ein unbarmherziger Gott, dachte ich, kann über Wesen, die er selbst mit allen ihren Unvollkommenheiten hervorgebracht, die Verdammnis verhängen und die Grausamkeit noch dadurch steigern, daß er seinen eigenen Sohn als Sühnopfer für die Schuld Jener hinschlachten läßt. Aber selbst wenn man dieses wollte gelten lassen, so würde doch nun anzunehmen sein, durch das vollbrachte Opfer sei die Schuld gebüßt. Die Paulinische und kirchliche Lehre indessen begnügt sich hiermit nicht; sie krönt den Unsinn, indem sie sagt, erst dadurch, daß er an den Versöhnungstod Christi glaube, werde der Mensch gerechtfertigt und von der ewigen Verdammnis gerettet. Es gehört, erwog ich weiter, die äußerste Unbekanntschaft mit der Natur des Menschen dazu, um überhaupt den Glauben als ein Verdienst anzusehen. Derselbe hängt nicht von dem Willen ab; wenn er nicht durch einleuchtende Gründe gewonnen wird, so ist er ein blindes Fürwahrhalten und eines denkenden Wesens unwürdig. -- An diesem Standpunkt, den ich einnahm, vermochte die Suada meines Religionspredigers nichts zu ändern. — Zu den früheren Erwägungen gesellte ich bald noch die, daß nur bei einem sehr engen Gesichtskreis in Zeit und Raum die kirchlichen Lehren überhaupt irgend für stichhaltig gelten können. Was Manche mit den geistlichen Dogmen, an denen sie sonst wohl Anstoß nehmen würden, einigermaßen aussöhnt, sind die wirklich herrlichen Aussprüche Christi, die in ihrer gegenwärtigen Fassung so mit ihnen verschmolzen sind, daß beide ein Ganzes zu bilden scheinen. Seit nun aber die uralten

heiligen Bücher anderer Völker, besonders der Inder und Perser, erschlossen worden, zeigt es sich, daß auch in diesen Herrliches sich findet — freilich nichts, was den erhabensten Lehren Christi gleichstände, jedoch weise Gedanken, Vorschriften der Menschenliebe und Milde gegen alles Lebende, und daß auch in ihnen ein Blick in die Unsterblichkeit geöffnet wird. Was die Vedas und Puranas in dieser Hinsicht bieten, ist ebenso, wie das bei dem Neuen Testamente statthat, mit Legenden und Glaubenssatzungen verbunden. Wenn dies allgemeiner erkannt wird, so muß auch eingesehen werden, daß die christliche Religion nur durch die himmlische Gestalt und einzelne göttliche Lehren ihres Stifters einen Vorzug vor den anderen Religionen beanspruchen kann, in Bezug auf die Dogmen dagegen mit ihnen auf ganz gleicher Stufe steht, ja hinter der Zoroastrischen, sehr wenig durch Aberglauben entstellten, zurückbleibt. Zu dem christlichen Glauben, der nach der eigenen Aussage seiner Anhänger sich nicht beweisen läßt, sondern von vornherein angenommen werden muß, können wir daher Inder und Perser, wie auch die anderen Völker nicht bekehren. Sie haben in diesem Punkt mit uns das gleiche Recht. Indessen ist wohl Hoffnung für uns, wenn wir unsere Dogmen aufgeben, auch sie von ihren Meinungen abzubringen und zur Verehrung Christi, als des leuchtenden Vorbildes aller Tugend und Reinheit, herüberzuziehen, um mit uns den Worten zu lauschen, die von seinem Munde flossen, als er am See von Galiläa das Volk um sich versammelte. Auch wir werden dann anerkennen, was die anderen Religionsbücher Treffliches enthalten und die Weisheit des Sokrates und Plato, ebenso wie Vieles aus den heiligen Schriften der Inder und Iranier, hoch ehren. In dieser Art wird sich hoffentlich die Kirche der Zukunft gestalten. Die Seher und Begeisterten aller Länder werden ihre Priester sein und in ihr wird es keine Sekten geben, wie denn überhaupt nie eine Verschiedenheit der Religionen hätte

aufkommen können, wenn statt des Glaubens die Liebe deren Losung gewesen wäre. — Nachdem sich schon sehr früh derartige Ueberzeugungen mir aufgedrängt hatten und ich stets an denselben festgehalten, wurde ich bei der andauernden Beschäftigung mit den Werken der großen katholischen Dichter, namentlich der Spanier, von der Macht der Poesie in ihnen berauscht, wie ich denn auch noch heute lebhaft von den Schönheiten der aus dem religiösen Geiste des Calderon und Lope de Vega hervorgegangenen Werke ergriffen werde. Allein meine früheren Ueberzeugungen sind dadurch nicht geändert worden. Noch heute hege ich die Meinung, daß, um Dichtungen und Kunstschöpfungen zu genießen und zu beurteilen, man sich in den Geist der Zeiten hineinversetzen müsse, die sie hervorgebracht haben. Ich bin gegenwärtig, wo ich mich viel mit den indischen Puranas beschäftige, fast ebenso sehr von einigen Legenden in denselben entzückt, wie ich es ehemals von der „Andacht zum Kreuz" war, und ich würde, wenn ich über dieselben schriebe, dies sicher auch mit Begeisterung thun.

Mehrfach habe ich das uns allen von Jugend auf so vertraute, lieblich gelegene Dorf Bethanien, sowie den Platz am Fuß des Oelbergs besucht, der für den ehemaligen Garten Gethsemane gehalten wird. Es stehen hier uralte Oelbäume von erstaunlichem Umfang und vielfach zerklüftetem Stamm, von denen man wirklich glauben kann, sie seien noch dieselben, unter denen Christus in der bangen Stunde vor seiner Verhaftung gekniet. Welch einen andern Eindruck als alle die starren Felsen umher machen doch die Bäume an dieser Stelle, wenn man denkt, daß ihre Zweige vielleicht beim Gebet des Knieenden gebebt haben!

Nach Dunkelwerden ist es bei der schlechten Beschaffenheit der Straßen, der Menge wild umherlaufender Hunde und der öffentlichen Sicherheit bedenklich, das Haus zu verlassen. Dann weile ich bei dem jetzt herrschenden Mondschein oft noch lange

auf dem Dach des Klosters und blicke nach unten, wo viel mehr das Gerippe einer Stadt, als diese selbst vor mir zu liegen scheint. Die Erinnerung an alle die Schrecknisse steigt in mir auf, die über diesen Boden hinweggegangen sind und deren eines das andere nur auf wenigen Punkten der Erde so unaufhörlich gedrängt hat. Wenn diese Steine reden könnten, ein jeder von ihnen vermöchte Dinge zu erzählen, bei denen auch dem Stärksten das Blut in den Adern zu Eis erstarren würde. Schon während der Kriege zwischen Juda und Israel, dann während der Feldzüge der Assyrer, als die Mehrzahl der Einwohner nach Babylon geschleppt wurde, war Hierosolyma Schauplatz entsetzlicher Verwüstungen gewesen. Aber das Furchtbarste, was vielleicht je eine Stadt betroffen, ereilte sie, als Nero den Vespasian heranschickte, um sie zu erobern. Nachdem Palästina römische Provinz geworden war, empörten sich die Juden, und eine ungeheure Menge derselben strömte in die Hauptstadt, um hier den Römern Trotz zu bieten. Allein diese Flüchtlinge bestanden großenteils aus zuchtlosem Gesindel; die dichtgedrängte Bevölkerung, die kaum Platz innerhalb der Mauern hatte, wurde bald von wilden Parteiungen zerrissen. Eine fanatische Rotte, die man mit dem Namen der Zeloten bezeichnete, wütete gegen alle durch Verdienst oder Reichtum Hervorragende, indem sie den Verdacht auf sie warf, sie wollten mit dem Feinde unterhandeln. Die besseren der Bürger rafften sich zum Kampfe gegen diese Hirnverbrannten auf, ein Morden begann und der Tempel Salomo's selbst wurde zum Schauplatz des Würgens. Da die Mauern noch nicht völlig umzingelt waren, gelang es den Rasenden, die Idumäer durch das Thor einzulassen, und nun fand während einer stürmischen Gewitternacht ein Gemetzel statt, infolge dessen am nächsten Morgen achttausend Leichen den Boden deckten. Unterdessen streiften wilde Banden sengend und plündernd auf dem Lande umher und verwandelten dieses in eine Wüstenei.

Simon, der Führer der Horden, zog vor die Stadt, in welche die Zeloten seine Frau gefangen fortgeschleppt hatten, und wußte in dieselbe einzudringen. Nun begannen Schreckensscenen, welche die früheren noch übertrafen. Hügel von Hingeschlachteten türmten sich auf dem Platze vor dem Tempel und im Heiligtum auf, eine furchtbare Feuersbrunst legte ganze Häusermassen in Asche und zerstörte die Getreidemagazine. Auf solche Weise ward eine allgemeine Hungersnot hervorgerufen. Nachdem inzwischen Vespasian Kaiser geworden, war Titus mit großen Heeresscharen herangerückt. In dieser letzten und äußersten Gefahr schlossen die Parteien Frieden miteinander, und mit verzweifelter Wut führten einige heldenmütige Männer die Krieger in kühnen Ausfällen wider die Römer, ihre Schanzen niederwälzend. Nur mit Anstrengung drangen die Legionen vor und erstiegen unter schweren Verlusten die ersten Mauern; aber die letzte derselben zu nehmen, mühten sie sich umsonst. Titus, die Wonne des Menschengeschlechts, zeigte bei dieser Gelegenheit die barbarische Kriegsweise der Römer in ihrer ganzen Grausamkeit; er ließ die Juden, die bei ihren verwegenen Ausfällen gefangen wurden, an Kreuze schlagen und die Höhen von Jerusalem widerhallten von dem Jammergeschrei der an den Marterpfählen Sterbenden. Da der Feldherr nicht im Sturm in die Stadt einzudringen vermochte, beschloß er, eine Mauer um sie aufzuführen, um die Uebergabe zu erzwingen. So begann die Hungersnot in noch nicht dagewesenem Maße in Jerusalem zu wüten. Wilde Banden stürmten in die Häuser, durchsuchten sie bis in die entlegensten Winkel nach Lebensmitteln und folterten die Bewohner, damit sie bekennen sollten, wo Vorräte verborgen seien. Nur ganz insgeheim wagte man, eine etwa vorhandene Speise zu verzehren, sonst wäre sie dem schon fast Verhungerten vom Munde fortgerissen worden. Söhne fielen die Eltern, Männer die Frauen an und preßten ihnen die Kehle zusammen, um an dem schon

halb von ihnen verschlungenem Brod ihre Gierde zu stillen. Von Tag zu Tag mehrte sich das Entsetzen: kannibalische Mahlzeiten, in denen Einer das Fleisch des geschlachteten Andern aß, waren nichts Seltenes. Viele Häuser, ja ganze Straßen waren ausgestorben, Leichenhügel überdeckten die Plätze und Gassen. An ein Entrinnen war nicht zu denken; wen man beim Versuch dazu ertappte, ward niedergehauen. War es einem gelungen, zu entfliehen, so büßten seine Angehörigen dafür und wurden auf der Mauer ans Kreuz geschlagen. Zuletzt beschloß Titus, durch Sturm dem Greuel ein Ende zu machen. Nachdem die Römer die letzte Schutzwehr genommen, dauerte der Mord, die Plünderung und das Niederbrennen in der Stadt dreißig Tage lang. Um jeden Fuß breit Bodens wurde oft stundenlang gekämpft. Ueber Haufen rauchenden Schuttes und Erschlagener trugen die Legionen ihre Adler vorwärts. Der Tempel Salomo's und die ganze Stadt gingen in Flammen auf. Elfmalhunderttausend Juden kamen in Jerusalem um, einmalhunderttausend wurden gefangen. Titus befahl, die Stadt dem Boden gleich zu machen; hiermit indes war seine Wut noch nicht gestillt. Während er die Weiber als Sklavinnen fortschleppen ließ, führte er die gefangenen Jünglinge und Männer, viele Tausende an der Zahl, mit sich hinweg, um durch sie seine Siegesfeier zu verherrlichen. Bei gräßlichen Zirkusspielen, die er in den syrischen Städten veranstaltete, mußten sie sich im Gladiatorenkampf gegenseits zerfleischen, oder sie wurden unter dem Jubel der Bevölkerung, die wie alle Nachbarstämme die Juden bis in den Tod haßten, von wilden Tieren zerrissen. Ein Abbild des Triumpheinzuges, den Titus alsdann in Rom hielt und bei dem ihm die Leuchter und Schaubrode des salomonischen Tempels vorgetragen wurden, kann man noch auf dem Arco di Tito in Rom sehen. So war die alte heilige Stadt des David und Salomo vom Erdboden verschwunden und ganz

Palästina zu einer Oede umgewandelt, in der ein niedergeworfenes und geknechtetes Volk ein jammervolles Dasein führte. Noch einmal raffte es sich zu einem verzweifelten Aufstand empor, als Kaiser Hadrian auf der Stelle, wo ehemals Jerusalem gestanden, eine neue Stadt, Aelia Capitolina, die nur von Heiden bewohnt werden sollte, erbaute. Die Erhebung der Juden wurde bewältigt; sechsmalhunderttausend verloren dabei das Leben; der Rest ward großenteils in die Sklaverei geführt. Hiermit hörten die Hebräer auf, als Nation zu existiren; selbst der Name Jerusalem geriet in Vergessenheit, und erst als die christliche Kirche zur herrschenden geworden war, wandten sich wieder die Blicke der Welt nach der Stätte, wo der Stifter des neuen Glaubens gelehrt und seine Lehre durch den Tod besiegelt hatte. Kaiser Constantin und seine Mutter Helena pflanzten das Kreuz auf die Tempel der Aelia Capitolina und erbauten die Kirche zum heiligen Grabe. Im Lauf der Jahrhunderte dann, als sollten alle Götter dort nacheinander zur Herrschaft gelangen, fiel Jerusalem bald diesem, bald jenem Eroberer als Beute zu, und seine Tempel mußten sich dem Kultus des jedesmaligen Gebieters erschließen. Nachdem in dieser Weise lange Jehovah, dann der Baal und die Astarte der Babylonier, hierauf der Jupiter der Römer, sodann der Christengott dort angebetet worden, riß der Perserkönig Chosrues wieder das Kreuz von seinen Kirchen und zündete auf deren Altären die rotglänzenden Feuer des Zoroaster an. Nur auf kurz ward durch die Byzantiner das heilige Zeichen des Christenglaubens wieder in seine Mauern zurückgeführt; denn inzwischen waren wie ein versengender Samum die Heere des Propheten aus den Wüsten Arabiens hervorgebrochen und warfen Reiche und Völker vor sich nieder. In zwei Riesenschlachten schmetterte der gewaltige Omar die Perser und die Griechen zugleich zu Boden, eroberte Jerusalem und ließ die Halbmondfahne von seinen zu Moscheen umgeschaffenen Kirchen

wehen. Durch vier Jahrhunderte unter dem Scepter des Chalifats und der verschiedenen Dynastien, die einander stürzten, ertönte nun der Ruf der Muezzin von den Minareten Jerusalems. An Kämpfen und Blutvergießen fehlte es auch in dieser Zeit nicht. Als die Seldschucken die Araber vertrieben und die christlichen Pilger, die seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zu den geweihten Stätten wallfahrteten, hart bedrängten, raffte sich der Occident in religiöser Begeisterung empor, um das heilige Land den Ungläubigen zu entreißen. Und nun wälzten sich in ungeheuren Scharen die Kreuzfahrer gegen Osten. Die Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon steht, obgleich durch die Poesie mit einem verklärenden Schein umkleidet, an Greueln, die sie mit sich brachte, nicht viel hinter der früheren durch Titus zurück. Wieder überfluteten Ströme Bluts den Boden, türmten sich die Leichen der Sarazenen zu Bergen empor, wurden Weiber und Kinder von den Siegern erwürgt. Nachdem Totschlag und Verwüstung tagelang durch die Straßen hingerast, kniete der fromme Gottfried mit den Seinen am Grabe Christi nieder, stellte das Kreuz auf dem Altare auf und erhob die vom Morden müden Arme flehend zum Heiland, fest überzeugt, ein ihm wohlgefälliges Werk vollbracht zu haben. Von nun an ward Jerusalem zweihundert Jahre lang der Schauplatz eines der großartigsten Kämpfe, welche die Geschichte gesehen. Asien und Europa stritten hier, ob das Kreuz oder der Halbmond die Welt beherrschen solle, und immer neue zahllose Heere aus Occident wie Orient strömten in schwärmerischem Eifer herbei, bald die heilige Stadt zu verteidigen, bald sie in ihren Besitz zu bringen. Kein Flecken Erde ist in Palästina, Syrien und den Wüsten bis an den Euphrat hin, der nicht mit dem Blut unserer Vorfahren getränkt worden wäre. Mit der Wiedereroberung Jerusalems durch die Muhammedaner, die es seitdem durch mehr als sechs Jahrhunderte behauptet haben, ist

dasselbe dann mehr und mehr in die Reihe der Städte zurückgesunken, die einst eine große Rolle in der Geschichte gespielt haben, doch jetzt nur noch wie die Schatten von Abgeschiedenen auf Erden zu spuken scheinen. Wenn ich Abends auf dem Dach meines Klosters stand und, auf Zion und Moria hinblickend, die Erinnerungen alles des Furchtbaren, was über diesen Boden dahingeschritten, heraufbeschwor, so glaubte ich unter der Wucht derselben fast erliegen zu müssen. Der Mond, von grauen Winterwolken, die in zerrissenen Massen durch den Himmel zogen, halb verhüllt, goß geisterhaften Schein auf die zackigen Felsen, an denen die Gebäude der Stadt wie Totengebeine eines aufgerissenen Kirchhofes hingestreut waren, und auf das Thal Josaphat zu meinen Füßen nieder, und wie mein Auge an diesem grausen Bilde der Verwüstung hing, war mir, als sähe ich die vier Reiter der Apokalypse, welche auf ihrem Pfade Tod und Verwüstung zurückgelassen, durch die Schlucht hinsprengen.

12.

Kairo, im Februar 1849.

Kairo ist unstreitig die schönste Stadt des ganzen Morgenlandes. Aus eigener Ansicht vermöchte ich dies freilich nicht zu sagen; aber Engländer, die lange in Indien waren, haben mich versichert, Delhi und Benares ständen hinter ihr zurück, und von den größeren Städten des Orients, die ich kenne, muß ich dasselbe aussprechen. Es macht sich an dem Platze Esbekieh zwar das Eindringen der Europäer schon bemerklich; allein die Stadt ist so ungeheuer groß und hat im ganzen den orientalischen Charakter so vollständig bewahrt, daß jenes fast dagegen verschwindet. Die zahlreichen prachtvollen Moscheen aus der Fatimidenzeit zeigen uns die arabische

Architektur in ihrem vollen Glanz und bieten nebst dem Gewirr der Gassen und Gäßchen, die von früh bis spät vom Gewimmel des Volkes in den buntesten Trachten durchwogt sind, einen Anblick, dessen ich nie satt werde. Vielleicht ist die Vorliebe, die ich von Jugend auf für „Tausend und Eine Nacht" gehegt, Ursache des unendlichen Gefallens, das ich an dieser alten Chalifenresidenz finde. Da das Bagdad des Harun al Raschid in Trümmern liegt, so gibt es sicher keinen Ort, der uns ein derartig vollständiges Bild jener Märchenstadt vor die Augen führte. Wenn ich durch die Straßen hinschweife, stoße ich jeden Augenblick auf Scenen, die mir aus der Kindheit bekannt sind. Ich glaube bald Nureddin mit seiner schönen Perserin zu begegnen, bald in der Abenddämmerung dem Harun selbst, wie er mit seinem Vezier verkleidet auf Abenteuer ausgeht. Als jüngst beim Geburtsfest des Propheten ein beträchtlicher Teil der Straßen und Plätze mit bunten Lampen erleuchtet war und ich mich, dem Strom des Volkes folgend, in dieses Labyrinth von Gassen gestürzt hatte, war mir, als sei ich in ein Zauberreich geraten und könne den Weg in die Welt der Wirklichkeit zurück nicht wieder finden. Im Licht der vielfarbigen Lampen hatte Alles, was sich schon bei Tage so wunderbar ausnimmt, einen phantastischen Anschein; bald daß eine Moschee hinter vergoldeten Gittern ihre weißen, halbmondgekrönten Minarete in den blauen Nachthimmel erhob, bald daß neben mir ein Brunnen aus arabeskengeschmückter Nische seine Silberwellen in ein Marmorbecken ergoß, bald daß ich vor einem mächtigen Gebäude mit zackigen Zinnen und hufeisenbogigen Fenstern stand, hinter denen ich eine durch irgend einen Magier verzauberte Prinzessin verborgen glaubte. Seitwärts erschlossen sich Blicke in kleine Gärten von Palmen und Sykomoren, aus deren Wipfeln gleichfalls bunte Lampen herniederleuchteten. Inmitten der rastlos durch die vielverschlungenen Gassen hin und her flutenden Menge begegneten

mir bald Gruppen tiefverschleierter Weiber, die in dieser heiligen Nacht das Privilegium genossen, die Harems zu verlassen und sich, auf Eseln reitend, der allgemeinen Lust hinzugeben, bald wieder ließen Scheichs der Wüste, auf ihren Kameelen daherziehend, Alles auseinanderstäuben.

Die Trachten aller Art, die man in der ägyptischen Hauptstadt auf Tritt und Schritt wahrnimmt, machen den Eindruck, als befände man sich beständig auf einem Maskenfest. Diese Verschiedenheit ist so groß und der Blick der Eingeborenen, sowie der Europäer hat sich so daran gewöhnt, daß man sich in jedem beliebigen Kostüm, zum Beispiel im altgriechischen, zeigen könnte, ohne Verwunderung zu erregen. Im allgemeinen herrschen hier, wie in Syrien und Palästina, noch die Trachten, welche schon vor unvordenklicher Zeit üblich gewesen sind; doch zwischen dem beturbanten, mit langem Kaftan angethanen vornehmen Araber und dem halbnackten Beduinen findet noch eine große Mannigfaltigkeit der Kleidung statt, und unter die Söhne des Landes mischen sich zahlreiche Fremde aus den verschiedensten Gegenden Afrikas und Asiens. Noch sind in das Volk die Sitten der Europäer gar nicht eingedrungen, und ich glaube, daß fast alle Muhammedaner den Tag herbeisehnen, wo die christlichen „Hundssöhne" zum Lande hinausgetrieben werden.

Unvergleichlichen Reiz hat der Blick von der hochgelegenen Citadelle des Saladin; hier breitet sich zu unseren Füßen die unermeßliche Stadt mit dem fast unentwirrbaren Knäuel ihrer hohen Häuser, Bazarhallen, Karawanserais und den hunderten über sie emporsteigender Minarete aus. Jenseits derselben gewahrt man das von der letzten Ueberschwemmung befruchtete grünende Nilthal und den in breitem Bett sich hinwälzenden Strom, darüber hinaus aber den Saum der gelben Wüste, aus welchem die riesenhaften Pyramiden, noch immer die größten Bauwerke der Welt, herüberschauen. Diese aus der frühesten Urzeit in die Gegenwart hereinragenden Denkmale

bieten in ihrer todesstillen Einsamkeit einen eindrucksvollen Kontrast zu dem Lärm, der aus den menschenerfüllten Straßen der Stadt emporhallt. Wenn mir des letzteren zu viel wird, flüchte ich mich über die Brücke, bis wo die Pyramiden in ihrer ganzen Majestät sichtbar werden. Jüngst, als ich dort am Wüstenrand lange auf einem Steinblock gesessen und der letzte Abendschein auf dem Gipfel des bergähnlichen Grabdenkmals des Cheop's erloschen war, glaubte ich die Mitwelt um mich versunken, Jahrhunderte und Jahrtausende der Geschichte schwanden zurück, oder vielmehr, das Illusorische der Zeit kam mir zum Bewußtsein; ich dachte, wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft doch nur Schatten sind, die unser Geist wirft. Da unterbrach der Schall von Glöckchen die tiefe Stille; eine Karawane, vielleicht aus dem Innern Afrikas, zog heran. Ein Greis mit wallendem Bart und einem Gewande, wie es die Oasenbewohner der Wüste schon seit dem grauenden Morgen der Welt getragen haben mögen, leitete den Zug der schwerbeladenen Dromedare, und wenn er mir gesagt hätte, er bringe Weihrauch und Elefantenzähne an den Hof des Königs Cephren in Memphis, ich würde nicht erstaunt gewesen sein.

Ein Vorzug, den Kairo vor Aleppo, Damaskus und anderen Städten besitzt, liegt in der vollkommenen Sicherheit, deren sich jetzt hier die Europäer erfreuen. Selbst zu den Moscheen ist ihnen der Zutritt unbedingt, außer zu der Zeit des großen Gottesdienstes, verstattet, und ich bin beim Besuche derselben, ja bei langem Weilen in ihnen, wenn mir auch feindselige Blicke begegneten, nie thatsächlich gestört worden. In die Moschee des Sultans Hassan, die mir die schönste scheint, gehe ich fast täglich. Wenn wir in den Vorhof einer solchen Moschee treten, verhallt hinter uns das Gelärme des Lebens; es ist, als ob derselbe mit seinem rauschenden Brunnen und seinen schattigen Bäumen den Gläubigen einen Vorgeschmack

des Paradieses geben sollte, wo der Prophet es ihnen als höchsten Genuß verheißen hat, an rieselnden Quellen unter laubgrünen Wipfeln zu ruhen. Im Innern des Heiligtums herrscht andachtvolles Schweigen; nur die Schriftzüge, die sich in vielgewundenen Linien längs der Wände hinziehen, unterbrechen mit ihrer stummen Sprache, die Suren des Koran stammelnd, die heilige Stille. Am Boden knieen die Gläubigen, ihr Haupt gegen den Mihrab oder das Allerheiligste gekehrt, das die Richtung nach Mekka bezeichnet. Die tiefe Religiosität der Moslimen, mit der sie die Vorschriften ihres Glaubens aufs strengste erfüllen, hat mich überall auf meinen Reisen frappirt. Selbst auf Dampfschiffen sah ich sie, unbekümmert um die sie umgebenden Europäer, immer zu den bestimmten Stunden ihren Betteppich vor sich ausbreiten, darauf niederknieen und den Boden mit der Stirn berühren: das Alles mit einer Weihe und Andacht, als ob Allah, der doch im höchsten der sieben Himmel thront, in ihrer unmittelbaren Nähe wäre. Aus dieser und aus anderen Beobachtungen habe ich die feste Ueberzeugung gewonnen, daß der Islam keineswegs, wie Manche bei uns meinen, im Erlöschen ist, sondern noch fest in den Herzen wurzelt. Die Blüte seiner Reiche ist erloschen, und die Nachkommen der moslimischen Völker, die einst auf einer hohen Stufe der Kultur standen, irren wieder, wie ihre Vorfahren zur Zeit Muhammed's, wild in den Wüsten umher. Aber derselbe Glaube, der sie einst in zahllosen Scharen und wildem Kriegsgetümmel durch die Länder gejagt, um das Gesetz des Propheten zu verkünden, hat noch nichts von seiner Macht über die Gemüter verloren, und leicht kann ein Funke, der in diese gährende Masse fällt, den ganzen Orient wieder in Flammen setzen, wie einst, als die Murabiten und Muwahiden, aus dem Innern von Afrika hervorgebrochen, von der Nordküste dieses Weltteils nach Europa hinüberfluteten und halb Spanien mit Trümmern seiner Reiche

und Städte überdeckten. Es ist niederschlagend für Diejenigen, die in dem Christentum, trotz aller Entstellungen, die es erfahren, eine höhere Religion erkennen, sich gestehen zu müssen, daß der Muhammedanismus in Bezug auf seine Ausbreitung, ungleich größere Erfolge aufzuweisen hat, als dasselbe. Im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung war die Nordküste Afrikas in ihrer ungeheuren Ausdehnung christlich; die Kirchen von Alexandria, Cyrene und Karthago gehörten zu den ersten Bischofsitzen; aber schon wenige Jahrzehnte nach dem Auftreten des Propheten wehten die Banner des Islam längs jenes ganzen Ufers bis an den atlantischen Ozean und wurden bald auch auf der pyrenäischen Halbinsel und auf den großen Eilanden des mittelländischen Meeres aufgepflanzt. Die Wiege des Christentums, ja ganz Vorderasien, das ihm längst gewonnen war, die Stätten der ersten Konzilien und christlichen Gemeinden, gingen fast gleichzeitig verloren, und wenn der Islam aus Europa zum Teil wieder vertrieben wurde, welch ein ungenügender Ersatz ist dies für die kolossalen Eroberungen, die er anderweitig gemacht hat und noch fortwährend macht! Ist er nicht schon vor vielen Jahrhunderten bis in das Innerste von Asien, an die chinesische Grenze und tief nach Indien hinein vorgedrungen und hat sich dort seitdem behauptet! Selbst wenn die Türken wieder aus Europa verdrängt sein werden, kommt das gegen solche gewaltigen Erfolge kaum in Betracht, und wie völlig zu nichts verschwinden die Resultate, die unsere Missionäre erzielen, gegen diejenigen, welche den Aposteln des Muhammedanismus in Afrika zu teil werden! So außerordentlich sind diese, daß es den Anschein gewinnt, der ganze mächtige Weltteil werde nach und nach für die Lehre des Propheten erobert werden. Wie der Koran solche unerhörten Wirkungen habe üben können, ist freilich für einen Europäer schwer faßlich; und da man kaum annehmen kann, daß von den christlichen Renegaten auch nur ein einziger den

neuen Glauben aus Ueberzeugung adoptire, so muß man zu der Erklärung seine Zuflucht nehmen, daß das Gehirn jener Völker, welche dem Islam mit solchem Enthusiasmus zufallen, anders organisirt sei, als das unsrige. Es gibt manche Bücher, die man wenigstens in der Ursprache mit Interesse lesen kann, wenn der Eifer für Erlernung der letzteren hinzukommt. Ich habe nun den Koran, weil er als Muster des Arabischen gilt, von Anfang bis zu Ende durchgelesen, kann jedoch trotzdem nicht behaupten, daß er mir ein anderes als historisches Interesse abgewonnen habe. Nichts darin hat mein Herz gerührt oder ergriffen; ich möchte sagen, das Gebot des Almosengebens sei das einzige Wertvolle des ganzen Buches. Dasselbe ist unerträglich durch seine ewigen Wiederholungen, und die Suren, die wirklich einen feurigen Schwung der Beredsamkeit atmen, enthalten doch nur Flüche auf die Ungläubigen oder Verheißungen sinnlicher Freuden in einem jenseitigen Leben für die Gläubigen. Daß kein Gott sei außer Allah, und Muhammed sein Prophet, diese Lehre, von deren Bekenntnis das ewige Heil abhängig gemacht wird und die in der ganzen muhammedanischen Welt täglich viermal von allen Minareten verkündet wird, ist die armseligste, die man sich denken kann. Denn der so über alle Fassungskraft erhabene Schöpfer des Himmels und der Erde wird dadurch zu einem Wesen herabgezogen, das nur nach Anbetung verlangt und nur für die Ehre seines Namens besorgt ist. Der Prophet hat aber auch nichts zu verkünden, als Worte von hohlem Schall. So steht der Koran unermeßlich nicht nur hinter den Evangelien und dem Alten Testament, sondern auch hinter den heiligen Büchern der Inder zurück. In allen diesen ist auch viel Spreu, Vieles, was man ausgeschieden wünschen muß und was nur verderblich wirken kann; allein sie haben doch einen unvergänglichen Kern, der in jenem gänzlich fehlt. Oft habe ich, wenn ich die Muezzins von den Warttürmen

der Moscheen jenen Isan oder Glaubensruf ertönen lassen hörte und die Frommen andachtsvoll zur Erde niedersinken sah, gedacht, welchen Segen es stiften könnte, wenn so das Gebot der Menschenliebe, des Mitleids und der Milde gegen alles Lebende täglich nach allen vier Weltgegenden ausgerufen würde. Aber so weit hat es noch keine Religion gebracht.

Häufig besuchte ich des Abends mit meinem Führer Jussuf die Kaffeehäuser, wo sich die Rawis oder Erzähler hören ließen. Ich gestehe, daß mir der arabische Vulgärdialekt der mündlichen Rede nur sehr unvollkommen verständlich ist. Doch habe ich so viel gefaßt, daß das von diesen Erzählern Vorgetragene teils längere Märchen im Stil von Tausend und Einer Nacht, teils aber Heldenromane waren. Solche Romane besitzen die Araber sehr viele, die zum Teil schon aus den ersten Jahrhunderten des Islam herrühren. Der berühmteste darunter heißt „Antar“ und hat die fabelhaften Großthaten eines Wüstensohns zum Gegenstande. Abenteuer reihen sich darin an Abenteuer in ähnlicher Weise, wie im Amadis und Palmerin de Oliva; allein das Wunderbare spielt eine minder große Rolle. Ich habe einmal angefangen, diesen Antar zu übersetzen; freilich hätte mich das Ganze wegen seines ungeheuren Umfanges abgeschreckt; doch ich glaubte, schon eine Anzahl von Kapiteln könne einen genügenden Begriff davon geben. Nachher ließ ich die Arbeit liegen, indem mir das Interesse des Romans zu gering schien. Auf Grund der Tausend und Einen Nacht, dieses Buches von unvergänglichem Reiz, pflegt man den Arabern einen großen Reichtum an Phantasie zuzuschreiben. Indes man muß wissen, daß die meisten dieser Märchen, und gerade diejenigen, welche von der glänzendsten Einbildungskraft zeugen, aus Indien und Persien stammen und erst infolge vielfacher Wanderungen in das Chalifenreich gekommen sind. Daß den Arabern an sich nicht viele Phantasie eigen ist, erhellt wohl schon aus dem Mangel der

epischen sowohl, wie der dramatischen Poesie in ihrer Literatur. Ihre Dichtkunst beschränkt sich im wesentlichen auf die Lyrik, in welcher sie eine überflutende Menge von Produktionen, und darunter manche sehr anmutige, hervorgebracht haben. Wie lebhaftes Interesse ich auch, namentlich seitdem ich Granada und Cordova gesehen, für dieses Volk gewonnen, so ist dasselbe doch von der Ueberzeugung begleitet, daß man seine Bedeutung in der Literatur lange überschätzt hat. Gewiß standen die Araber im Mittelalter, sowohl unter dem östlichen wie unter dem westlichen Chalifate und unter dem der Fatimiden, inmitten der Nacht, welche die übrige Welt deckte, groß und leuchtend da. Aber Werke von dauerndem Wert, wie, um von den Griechen zu schweigen, auch nur die Römer, haben sie nicht hinterlassen. Wenn die Menge der Produktionen den Ausschlag gäbe, so müßten allerdings die Araber den vordersten Rang unter den gelehrten Nationen einnehmen: sie haben zahllose Schriftsteller hervorgebracht, und die meisten darunter waren Vielschreiber. Die Mehrzahl der Schriften indes, mit denen sie ihre Bibliotheksäle anfüllten, bestand aus Kompilationen oder Anhäufungen von rohem Material. Ihre Historiker sind unschätzbar wegen der geschichtlichen Thatsachen, die sie uns überliefert haben; allein ist auch nur Einer unter ihnen, der sich mit einem Livius messen könnte? In der Medizin, Astronomie und Mathematik haben sie für ihre Zeit Hervorragendes geleistet; für uns jedoch ist es ohne Bedeutung. Aus ihrer Philosophie können wir ebensowenig mehr etwas lernen, als aus derjenigen der Scholastiker und — ich erlaube mir hinzuzusetzen — der Hegelianer. Auch was man von ihrem Verdienst als Uebersetzer der Griechen oft sagen hört, schwindet bei näherer Betrachtung sehr zusammen. Ihre Uebertragungen wurden nicht nach dem Urtext, sondern nach denjenigen gemacht, welche von syrischen Christen weit früher gefertigt worden waren. Zugleich sind sie von einer Art, daß

man bald wegen hinkender Treue, bald wegen des paraphrastischen Charakters die Originale nicht mehr erkennt. Im vorigen Jahrhundert verbreitete sich das Gerücht, es habe sich eine arabische Uebertragung der verloren gegangenen Bücher des Livius gefunden, und es war großer Jubel hierüber. Später stellte sich das Manuskript, auf das die Gelehrten so viele Hoffnungen gründeten, als eine Fälschung heraus. Wäre damals die arabische Literatur schon so durchforscht gewesen, wie sie es heute ist, so würde von vornherein jene Nachricht auf den größten Unglauben der Orientalisten gestoßen sein. Die Geschmacksrichtung der Araber ist so eigentümlich und in sich beschlossen, daß sie immer nur für literarische Produktionen ihres eigenen Volkes Sinn gehabt haben. Wenn wirklich, wie behauptet wird, eine alte Uebersetzung des Homer in das Arabische vorhanden gewesen ist, so hat sie doch keine Verbreitung gefunden. Die Muhammedaner perhorreszieren Dichter und Geschichtschreiber der Griechen und Römer, schon weil sie heidnisch sind und weil in allen andere Götter, als der einige Allah vorkommen. Ueberdies sind sie an einen so ganz verschiedenen Stil gewöhnt, daß ihnen dieselben als ungenießbar erscheinen würden. Ich habe hier verschiedene in ihrer Art gebildete ägyptische Offiziere kennen lernen, die jahrelang auf französischen Schulen zugebracht hatten. Allein auch sie waren in beinahe unglaublicher Unwissenheit über die Geschichte sowohl der antiken als der neueren europäischen Völker. Sie verstanden gut französisch und hatten auch mancherlei in dieser Sprache gelesen; doch gestanden sie aufrichtig, daß ihnen nichts davon zugesagt hätte. — Was die arabische Dichtkunst anbetrifft, so widerstrebt Manches in ihr unserem Geschmack, und eine Poesie, die nur Lyrika aufzuweisen hat, ist doch, wie überschwänglich reich sie auch in diesem Einen Fache sein mag, arm und monoton. Die Sucht, Verse zu machen, ist übrigens wohl bei keinem Volke so verbreitet gewesen, wie bei den

Arabern. Man klagt über die Unmenge von lyrischen Gedichten, die unsern Parnaß überfluten, man spottet über die Sonettenwut der Italiener im sechzehnten Jahrhundert; indessen was ist dies gegen die Versmanie, die Jahrhunderte lang unter den Arabern grassirt hat, wo das Dichten bei Männern und Frauen zum guten Ton gehörte, und diese Produkte dann ohne Wahl und Unterschied in bändereichen Anthologien gesammelt wurden? Nationen, die keine Dichter oder keine von Bedeutung haben, sind sicher zu beklagen; solche jedoch, bei denen Jedermann und bei jeder Gelegenheit verselt, wie es die Araber thaten, sind es nicht minder. Denn die Poesie, welche heilig gehalten und nur für die Momente der Inspiration aufbewahrt werden sollte, wird durch den täglichen Gebrauch entweiht und zu einem mechanischen Handwerk erniedrigt, wie sich dies in den zahllosen Divanen und Blütenlesen der Araber auch zeigt.

Das Geburtsfest des Propheten, das mehrere Tage dauert, hat mir außer der schon besprochenen Illumination der Stadt noch ein anderes, weniger schönes, aber merkwürdiges Schauspiel gezeigt, das mir deutlich verriet, wie stark noch religiöser Fanatismus und Aberglaube im Volke sei. Daß ich diesem Schauspiel beiwohnen und es in nächster Nähe betrachten konnte, verdankte ich dem österreichischen Konsul. Dasselbe nahm seinen Anfang in einer großen Halle auf der Burg des Saladin. Dort waren der Vizekönig und die höchsten Würdenträger Aegyptens versammelt, um einer Produktion zuzuschauen, die möglichst widrig war, von den Muhammedanern indes mit Andacht angesehen wurde, weil sie darin ein Zeichen der Wunderkraft eines wegen seiner Frömmigkeit allverehrten Scheichs erblickten. Bei den Klängen einer schauerlichen Musik, die mich bei langem Anhören hätte wahnsinnig machen können, trat ein im Zustande der Ekstase befindlicher Araber, einen Sack unter dem Arm tragend, ein. In demselben waren

Schlangen von beträchtlicher Größe enthalten, die sehr giftig sein sollten; er wurde darauf dem heiligen Scheich präsentirt und dieser that Sprüche darüber, die nach der Meinung der Frommen den Tieren ihre Gefährlichkeit nahmen. Hierauf begann der Araber, den Sack in der Hand, beim Schall der unheimlichen Musik durch den Saal hinzurasen. Plötzlich dann, die Augen starr gen Himmel gerichtet, riß er eine der Schlangen aus dem Sack, schwang sie mehrmals um sein Haupt, biß ihr rasch dann den Kopf ab und verschlang sie. Dies wiederholte sich zu verschiedenen Malen, bis alle die Tiere verzehrt waren. Es war in der That eine Scene, bei der mir alle Sinne schwindelten, besonders wenn ich im Kreise umherblickte und die Aegypter die tolle Prozedur mit andachtsvoller Miene betrachten sah. Was ich davon denken soll, weiß ich nicht; daß das Ganze ein Taschenspielerkunststück gewesen, läßt sich kaum annehmen, weil der Schlangenfresser sich offenbar in der höchsten ekstatischen Erregung befand. Was in einem solchen Zustande Alles möglich ist, und wie weit die gewöhnlichen Gesetze der Natur dabei aufgehoben werden können, scheint mir noch nicht sorgfältig und vorurteilsfrei untersucht worden zu sein. Ich habe im Orient noch andere, gleich wundersame Vorgänge gesehen, zum Beispiel sogenannte Heilige, die sich Messer an verschiedenen Stellen tief in den Leib stießen, ohne daß Blut floß. Noch Erstaunlicheres ist mir von zuverlässigen Personen erzählt worden; besonders, wenn die nach Mekka ziehende Karawane bei Kairo lagert, soll man fast unglaubliche Dinge dieser Art sehen. Uebrigens haben mir englische Offiziere Leistungen der indischen Fakirs berichtet, die noch weit hierüber hinausgingen, und deren Augenzeugen gewesen zu sein sie feierlich versicherten. — Nachdem die erwähnte Scene vorüber, begaben sich der Vizekönig und sein Gefolge, sowie die anderen Zuschauer, unter denen auch ich, in eine enge Straße der Stadt und verteilten sich in

verschiedene Häuser, um von deren Fenstern aus sich an einem neuen religiösen Schauspiele zu erbauen. Ich selbst hatte einen sehr guten Platz und konnte Alles genau beobachten. Zunächst warfen sich, die ganze Straße entlang, fromme Muhammedaner scharenweise, das Gesicht gegen den Boden gekehrt, auf die Erde nieder, und zwar Einer so dicht an den Andern gedrängt, daß sie ein wahres Pflaster von Menschenleibern bildeten. Nun ritt ein durch große Körperfülle auffallender, im Ruf der Heiligkeit stehender Scheich auf einem mächtigen Pferde über diese am Boden liegenden Menschen hinweg, und man konnte deutlich sehen, wie die Hufe des Pferdes bald diesen bald jenen bedeutend verletzten. Als der Ritt vorüber war, wurden die am Boden Befindlichen aufgerichtet, man sah in den Gesichtern von Allen die Spuren der höchsten fanatischen Erregung, und sicher schätzte sich ein Jeder glücklich, wenn er eine tödtliche Verletzung davongetragen hatte; denn dann glaubte er unmittelbar in den Himmel Muhammeds einzugehen.

Von den ägyptischen öffentlichen Tänzerinnen oder Almehs vermag ich nicht mit demselben Entzücken zu sprechen, wie es manche Reisende gethan haben. In Kairo selbst kann man solche Tänzerinnen jetzt nicht mehr sehen, denn sie sind nach Oberägypten verbannt. Dort, in Esne, wohnte ich einem Tanzfest bei, welches zu geben sie immer bereit sind. Aber schon, daß sie sich durch Raki oder Branntwein zu ihren Leistungen begeisterten, machte mir einen unangenehmen Eindruck. Ich sah den berühmten Bienentanz, bei dem die Tänzerin fingirt, von einer Biene verfolgt zu sein, und nun ein Kleidungsstück nach dem andern abwirft. Allein ich fand die Schönheit, die sich auf diese Art enthüllte, nicht sehr verführerisch. Wahrscheinlich würden die gepriesenen indischen Bajaderen keine größere Anziehungskraft auf mich ausüben. — Es ist eine Hauptregel des Reisens, daß man sich im

Voraus auf manche Enttäuschungen gefaßt mache, denn sonst müßte Einem dasselbe oft verbittert werden. Wie Vieles nimmt sich in Wirklichkeit ganz anders aus, als in Schilderungen, die man gehört hat! Ein junger Franzose, den ich auf dem Nil traf, und der bis nach Abyssinien hinauf gereist war, gestand mir aufrichtig, er sei zu einer solchen weiten Fahrt nur durch die Beschreibungen veranlaßt worden, welche ihm andere Reisende von den Reizen der dort im Naturzustand zu sehenden jungen Schönen gemacht hätten. Er fügte aber mit derselben Aufrichtigkeit hinzu, daß er für immer von dem Verlangen nach einem derartigen Anblick geheilt worden sei. So habe denn auch ich mir vorgenommen, wenn ich einmal wieder nach Aegypten kommen sollte, keine Almehs mehr aufzusuchen und mir keinen Bienentanz mehr vorführen zu lassen.

13.

Granada, im Juli 1852.

Ich habe den für Fuhrwerke unzugänglichen Weg hierher eingeschlagen, auf dem ich das erstemal nach Granada gelangt bin. Es ist sicherlich der schönste und derjenige, der am besten auf die Hauptstadt des letzten maurischen Königreichs in Spanien vorbereitet. Nachdem man von Malaga aus einige Stunden hindurch längs des Meeres geritten ist, tritt der Saumpfad in die Sierra, und man gelangt auf den klassischen Boden des Kampfes zwischen Arabern und Christen. Alte maurische Kastelle und Warttürme schauen von Felsen herab, unterhalb deren sich der Weg hinauf und hinunter über Steingerölle windet; Schluchten, die oft den Kriegern des einen oder andern Heeres zu Hinterhalten gedient, um gegen die Feinde hervorzubrechen, thun sich zur Seite auf, und Bäche, an welchen, wie an jenem berühmten „grünen

Strom" des Volksliedes manche Tapferen im Gefechte sterbend hingesunken sind, rauschen in der Tiefe. In der vielbesungenen, auf schroffer Höhe liegenden Festung Alhama übernachtete ich. Ein weniger einladendes Nachtquartier, als ich es in diesem jetzt traurig verwahrlosten Orte antraf, läßt sich schwer denken. Aber schon in dem Namen der Veste, wo ich mich befand, lag für mich etwas so Berauschendes, daß ich gern mit einem noch schlechteren Lager vorlieb genommen hätte. Der Refrain: „Wehe, mein Alhama!" tönte die ganze Nacht vor meinem Ohr. Der Krieg um Granada hatte in meiner Jugend in meinem Geist eine fast ebenso große Rolle gespielt, wie der trojanische, und daher hatte mich das Verlangen auch so früh getrieben, seine Lokalität kennen zu lernen. Seit meinem ersten Aufenthalt in der Stadt des Boabdil nun war die Sehnsucht, sie wiederzusehen, immer in mir wach geblieben, und ich konnte in der Venta der Festung, um deren Verlust der unglückliche König so bitter gewehklagt hatte, den Anbruch des Tages kaum erwarten, an dem ich die Vega und den über sie aufragenden Komaresturm wieder erblicken würde.

Ich möchte dem Petrus Martyr, Geheimschreiber des Ferdinand und der Isabella, rechtgeben, wenn er in einem von hier alsbald nach der Eroberung datirten Briefe sagt, Granada sei allen anderen Städten vorzuziehen. Freilich ist dies ein kühnes Wort; es müssen dabei von vornherein wegen ihrer Lage am Meer als zum Vergleiche ungeeignet Neapel, Konstantinopel, Venedig ausgeschlossen werden, und auch dann treten noch Rom, Florenz, Damaskus, Brussa auf bedenkliche Weise in die Konkurrenz ein. Dennoch stehe ich nicht an — und dieses Urteil hat sich mir jetzt bei erneuter Anwesenheit bestätigt — Granada den Preis zuzuerkennen. Wo gibt es noch einen Ort, an dem sich aller Reichtum der üppigsten südlichen Vegetation mit einem derartigen Anhauch nordischer Frische verbände, an dem unter fast tropischer Sonnenglut eine solche Fülle

nie versiegenden Wassers sprudelte und neben Palme, Lorbeer und Granate das saftige Laubgrün unserer deutschen Waldbäume gedeihen ließe? Wo kann man noch, wie hier, aus dunklen Schatten der Berghänge über blühende Lorbeerrosen auf ein leuchtendes Schneegebirg und einen weiten Kranz mannigfaltig geformter Sierren hinblicken, auf deren Kuppen und Zinnen die untergehende Sonne eine Magie des Lichtspiels entfaltet, welche nachzubilden selbst der Pinsel eines Claude nicht vermöchte? Das Schauspiel, wenn das sinkende Tagesgestirn seine wechselnden Farben über die Campagna und das Sabinergebirg oder über Hymettus und Pentelikon ausschüttet, ist glorreich; aber weder in Italien noch in Griechenland habe ich Lichteffekte gesehen, welche den hier an jedem Abend dargebotenen verglichen werden können. Gibt es noch irgendwo sonst dicht neben belebten Straßen ein so traulich-stilles, in einsamen Träumen geschaffenes, zugleich großartiges und liebliches Gebirgsthal, wie die Schlucht am Darro, über der an steiler Felshöhe die Mauern und Türme der Alhambra emporsteigen? Welcher Spaziergang der Welt läßt sich mit dem von plätschernden Fontänen belebten am Genil vergleichen, auf den durch die Ulmenwipfel die beeisten Häupter der Sierra Nevada herniederglänzen? Und nun die Alleen und Gärten, welche die alten Maurenschlösser umgrenzen mit ihren überall von der Höhe herabrieselnden und murmelnden Quellen, ihren mächtigen Granatbäumen, die bald mit dem Scharlachrot ihrer prächtigen Blüten, bald mit dem Purpur ihrer in den dunkelgrünen Wipfeln funkelnden Früchte prangen!

Es ist schon so viel über die Alhambra und das Generalife geschrieben worden, daß ich, obgleich ich sie täglich besuche, wenig von ihnen sprechen will. Allerdings ohne der Maurenzeit zu gedenken läßt sich nicht von Granada reden, denn die Erinnerung an sie tritt uns hier bei jedem Schritte entgegen. Am vollständigsten arabisch ist noch der Albaicin

geblieben, eine auf beträchtlicher Höhe gelegene, stark verödete und nur von den unteren Volksklassen bewohnte Vorstadt. Die Häuser sind mehrenteils noch die, welche die Mauren, dann die Morisken bewohnten. Man findet in ihnen noch manche hufeisenbogige Thüren, Fenster mit doppeltem Bogen, welche für die arabische Architektur so charakteristisch sind, tropfsteinförmige Gehänge an den Decken und Nischen am Eingang der Gemächer, welche zum Hineinstellen von Wasserkrügen bestimmt waren. Doch tiefer Verfall ist hier eingezogen und Eulen krächzen in manchem zerborstenen Gemäuer. Unfern der Kathedrale, zu welcher schon früh die Moschee umgewandelt wurde, hatte ich noch im Jahre 1839 den früheren Bazar, ganz ähnlich denjenigen der morgenländischen Städte, gesehen; allein er ist bald darauf ein Raub der Flammen geworden. Der Platz Vivarrambla dagegen entspricht noch leidlich dem Bild, das sich die Phantasie von ihm macht. Dieser Platz, wie das noch unversehrt aufrecht stehende Thor Elvira an der Nordseite der Stadt, sind uns besonders durch die „Romantische Geschichte der Bürgerkriege von Granada“ vertraut. Dieselbe gehört sicher zu den interessantesten Produkten der älteren spanischen Literatur und verdiente eine neue deutsche Uebersetzung oder zum mindesten eine Wiederherausgabe der älteren von Spalding, die sehr wenig bekannt geworden ist. In Frankreich wurde das Buch im siebenzehnten Jahrhundert benützt, um daraus spanisch zu lernen, und ich besitze eine alte Pariser Ausgabe davon, in welcher die selteneren Worte zu diesem Zwecke französisch erklärt sind; ich selbst habe es in meiner Jugend wiederholt mit Entzücken gelesen. Wie klopfte mein Herz, wenn der stolze Meister von Calatrava seine Fahne in der Vega aufpflanzte und die Ritter vom Heer des Boabdil zum Zweikampf forderte! Wie begleitete ich den tapferen Gazul, den kühnen Musa mit heißen Wünschen für ihren Sieg, wenn sie durchs Elvirathor hinaussprengten, um seiner Ladung

zu entsprechen! Mit welchem Haß verfolgte ich die verräterischen Zegris wegen ihrer tückischen Anklage gegen die edlen Abencerragen und ihrer Verleumdung der unschuldigen Sultanin! Hierdurch ist die ganze romantische Welt des Perez de Hita für mich in Granada noch lebendig. So oft ich auf dem Platze Bivarrambla stehe, sehe ich ihn von den maurischen Rittern bevölkert, die im Turnier ihre Kraft gegen andere erproben; wenn ich durch das Thor Elvira schreite, denke ich an König Boabdil, wie er trauernd von diesem Thor durch die Straßen von Granada reitet und das Volk, wo er vorüberkommt, überall in Wehklagen ausbricht.

Ich habe einen Ausflug nach dem Bergrücken gemacht, von welchem Abu Abdallah — dies ist der wirkliche Name des letzten Königs von Granada, den die Spanier in Boabdil verstümmeln — der seines Reiches Beraubte, auf dem Wege in die Verbannung zum letztenmal nach seiner Hauptstadt zurückschaute. Der Blick von hier auf die von der Alhambra überragte Stadt muß damals überaus herrlich gewesen sein; denn in jener Zeit prangten auf der Höhe über dem Generalife noch andere Paläste, namentlich das „Felsenschloß“ (Alijares) und das Haus der Braut (Dar al arus oder in spanischer Korruption Dar la rosa). Man begreift den Schmerz des Exilirten, wie er das Auge von hier noch einmal nach dem Sitz seiner Väter hinschweifen ließ, um sich in die öden Alpujarras und dann weiter nach Afrika zu begeben. Seine Mutter soll an dieser Stelle zu dem Wehklagenden gesagt haben: „Du thust wohl, wie ein Weib um das zu weinen, was Du nicht als Mann zu verteidigen gewußt hast.“ Als Karl V. sich etwa dreißig Jahre später in Granada befand und ihm dieses erzählt wurde, äußerte er: „Er hatte wohl Grund zu weinen; denn es ist besser in der Alhambra begraben zu sein, als einen Palast in den Alpujarras zu besitzen.“

Vor dem Thor Elvira liegt ein Hügel Dinadamar, der,

jetzt wenig kultivirt, zur Maurenzeit mit blühenden Gärten überdeckt war und als Lustort viel besucht wurde. Von der Höhe desselben erblickte Gonzalvo de Cordova, als er sich bei Verfolgung der Feinde bis hierher vorgewagt hatte, zum erstenmal die Stadt. Ich erstieg diesen Hügel, um von oben dieselbe Aussicht zu genießen; aber freilich zeigt sich Granada weitaus nicht mehr im früheren Glanz, besonders weil die vielen Moscheenkuppeln und Minarete mit den auf ihnen funkelnden Halbmonden verschwunden sind. Das unabsehbare, über Thal und Hügel ergossene Häusergewimmel vor mir konnte glauben lassen, die Stadt habe eine Million Einwohner; doch ist sie, wenn auch an Ausdehnung die größte in Spanien, sehr entvölkert. Weiter begab ich mich nach Santa Fe, wo Ferdinand und Isabella während der zehn Jahre, welche der Kampf um Granada dauerte, ihr Lager hatten. Der ritterliche Geist, mit welchem dieser Krieg geführt und die großen Waffenthaten, die in ihm vollbracht wurden, müssen, wenngleich wir die Unterliegenden beklagen, doch auch ebenso dem spanischen Heer unsere Sympathie zuwenden. Allein nach dem Falle Granada's stehe ich wegen der schmählichen Behandlung der Besiegten mit meiner Teilnahme ganz auf Seiten der Letzteren. Bei der Kapitulation war allen Moslimen Freiheit des Gottesdienstes zugesichert worden; doch nur wenige Jahre wurde dieses feierliche Versprechen gehalten. Der Haupturheber dieses frevelhaften Wortbruchs war der Kardinal Cisneros, der den Islam um jeden Preis in Spanien ausrotten wollte. Wes Geistes dieser Pfaffe war, zeigte er dadurch, daß er viele hunderttausend Bücher arabischer Gelehrten und Dichter, die Frucht von acht Jahrhunderten hoher geistiger Bildung, auf offenem Markte zu Granada verbrannte. Künstlich wußte er einen Aufstand der Mauren hervorzurufen, und als dieser unterdrückt war, den Erlaß eines königlichen Edikts zu erwirken, wonach den Muhammedanern nur die Wahl zwischen

der Annahme des Christentums und der Verbannung gelassen wurde. Doch sollten noch schlimmere Zeiten für das unglückliche Volk kommen, als unter der Regierung Karl's V. die Inquisition ihren Einzug in Granada hielt. Da alle Bekehrungen zum Christentum, weil erzwungen, so auch natürlich nur scheinbar gewesen waren, hätte das heilige Offizium eigentlich alle zurückgebliebenen Muhammedaner einziehen und verbrennen lassen müssen, und es erhoben sich Stimmen von Eiferern, die solches auch wirklich als eine heilige Glaubenspflicht erklärten. So füllten sich denn die Kerker; die Folterknechte erhielten reichliche Arbeit, und die Holzstöße loderten. Von Verzweiflung getrieben, versuchten die Moriskos — so wurden die Unterworfenen jetzt genannt — eine Erhebung, deren Schauplatz besonders die Alpujarras waren, und die dort, obwohl unterdrückt, zu wiederholtenmalen von neuem entbrannte. Ich habe eine Reise in dieses wilde Felsgebirge gemacht und den Manen der tapferen, grausam Verfolgten und Hingemordeten — des letzten Restes jener Nation, die einst alle europäischen an Bildung überstrahlte — ein trauerndes Andenken geweiht. In den Schluchten der düsteren Berge fand ich bisweilen Höhlen, in denen sie sich verborgen, altes Gemäuer, wo sie sich verteidigt haben mögen; und in der Nacht, wenn ich an dem Rinnsal eines halbversiegten Baches mein Lager aufgeschlagen, war mir oft, als sähe ich die Schatten der Erwürgten mich umschweben, als hörte ich ihren Racheschrei. Wenn die Ahndung begangenen Frevels den Thätern nachschleicht und die Sünde der Väter sich noch an den späten Enkeln rächt, so ist das Unglück, das nachher Spanien ereilt und es immer tiefer von seiner ehemaligen Höhe herabgestürzt hat, der schweren Schuld zuzuschreiben, die es damals an den Arabern verübte. Während in ganz Andalusien die Holzstöße brannten, um die des Islam Verdächtigen zu verzehren, wurden Diejenigen, die in dies Gebirge geflohen waren und dort ihre

Unabhängigkeit zu behaupten suchten, wie wilde Tiere gehetzt und abgeschlachtet. Der Name Don Juan's d'Austria verliert viel von dem Glanz, welcher ihn durch den Sieg von Lepanto umstrahlt, wenn man denkt, daß er es war, der im Auftrage seines Halbbruders Philipp's II. die letzte Empörung der Morisken in diesem Gebirge unterdrückte und sich dabei unerhörter Grausamkeit schuldig machte, indem er ganze Dörfer ausmordete. Seitdem herrscht Stille des Todes in den Alpujarras; die Arbeiter in den Bleigruben, die bei schwerer Tagesmühe eine trostlose Existenz führen, waren die einzigen lebenden Wesen, denen ich daselbst begegnete. Mir war, als läge ein Moderdunst über den Thälern und Höhen, als fühlte ich noch den Qualm des Rauchs, durch den, mittels angezündeter Feuer, die Flüchtlinge in den Schlupfwinkeln, wo sie sich verborgen hatten, erstickt wurden.

Auf einem meiner Streifzüge durch das andalusische Küstenland gelangte ich auch nach Almeria. Wenn mich der Ruhm dieser zur Zeit der Araber hochansehnlichen Stadt verlockt hatte, dorthin zu reisen, so enttäuschte mich letztere einigermaßen. Almeria war, besonders im elften Jahrhundert, einer der größten Handelsplätze Spaniens und sein Hafen von Schiffen aller Nationen besucht. Aber wie ich den tief herabgekommenen, in ziemlich reizloser Gegend gelegenen Ort betrachtete, wurde es mir schwer, an seine frühere Blüte zu glauben. Ein Teil der Mauern und die auf einem Hügel die Stadt überragende Alkazaba weisen noch auf die Araber zurück. Doch vergebens suchte ich Reste des prächtigen Schlosses Somadihia aufzufinden, welches hier der König Al Motaßim erbaut hatte. Schwerlich läßt sich auch nur der Platz ermitteln, wo es gestanden. Dieser Motaßim, der Beherrscher eines jener zahllosen kleinen Reiche, welche nach dem Untergang der Omajjaden sich auf den Trümmern des Chalifats erhoben, war ein eifriger Pfleger und Gönner der Wissenschaft und Poesie

und, wie noch mehrere Mitglieder seiner Familie, selbst Dichter. Es ist wahr: im damaligen Andalusien gehörte, ganz wie in Arabien, das Versemachen zum guten Ton, und fast Jedermann, der höher gebildet sein wollte, mußte sich darauf verstehen. Einige Gedichte indes, die uns von dem König von Almeria und von Prinzen seines Hauses erhalten sind, ragen über das gewöhnliche Mittelgut empor. Die erwähnte Periode, als das westliche Chalifenreich zerstückelt und unter unzählige kleine Dynastien verteilt war, gehört in mancher Hinsicht zu den glänzendsten, die Spanien gesehen. Es war ein Wettstreit unter den verschiedenen Fürsten, wer Gewerbefleiß, Handel und Ackerbau am meisten förderte, und an allen Höfen wimmelte es von Gelehrten und Sängern. Aber diese Herrlichkeit sollte nur kurz währen und wurde nach kaum einem Jahrhundert der Dauer bei den Eroberungszügen wilder Afrikaner von den Hufen ihrer Berberrosse zertreten. Damals und in den folgenden Kriegszügen der Christen sind die meisten prächtigen Bauwerke der Araber vom Erdboden hinweggetilgt worden. Almeria behauptete sich noch längere Zeit nach dem Sturz des kleinen Reiches, dessen Hauptstadt es gewesen, als ein ansehnlicher Ort, wurde jedoch nun ein zweites Algier oder Tunis — ein Seeräubernest, dessen Piratenschiffe an allen Küsten des Mittelmeers Schrecken verbreiteten.

Eine seltsame Erscheinung ist es, daß, nachdem Granada gefallen war und die Inquisition nicht nur den Glauben, sondern auch die Tracht und die Sitten der Moslimen geächtet hatte, es in der spanischen Poesie plötzlich Mode ward, die Mauren zu besingen, ihre Ritter wie Damen zu feiern und das ganze arabische Leben in glänzenden Farben darzustellen. Es gibt einige ältere spanische Romanzen, die wirklich nicht ohne Einfluß arabischer Volksgesänge entstanden zu sein scheinen. Allein ich rede nicht von diesen, sondern von den zahlreichen Moriskenromanzen der späteren Zeit, welche sich

in einem umfangreichen Romanzero vereinigt finden. Dieselben haben geringen Wert, zeigen Unbekanntschaft mit den arabischen Sitten und beschäftigen sich vorzugsweise mit den Trachten und der Beschreibung anderer Aeußerlichkeiten. Mit mehr Glück wurden Vorgänge aus der Geschichte Granadas auf die Bühne gebracht; und so wenig wir Lope de Vega und Calderon von dem Vorwurf freisprechen können, in den religiösen Vorurteilen ihrer Zeit befangen gewesen zu sein, müssen wir doch anerkennen, daß sie in ihre derartigen Schauspiele nichts von diesem Fanatismus haben übergehen lassen. Wie wunderbar! Während die zurückgebliebenen und der Anhänglichkeit an ihren alten Glauben verdächtigen Araber öffentlich verbrannt wurden, erschienen sie auf der Bühne in glänzenden Zügen der Tapferkeit und des Heroismus und wurden, bei aller Verherrlichung der christlichen Religion, in ihrem Unterliegen doch der Teilnahme des Publikums ans Herz gelegt. Ueberhaupt war das spanische Theater des siebenzehnten Jahrhunderts, obgleich die Regierung, wie die Inquisition die Aufführung jedes einzelnen Stückes zu überwachen hatten, in mancher Hinsicht weit freier, als unsere heutigen Bühnen. Erst eben verstorbene Könige, die Väter oder Großväter der regierenden Herrscher, wie zum Beispiel Philipp II., durften auf den Brettern auftreten; und während bei uns die Darstellung der Abendmahlscene in Maria Stuart als Profanation verpönt wird, nahm man in Spanien bei den geistlichen Schauspielen an weit größeren Wagnissen keinen Anstoß.

14.

Granada, den 16. Juli 1852.

Zu Ehren eines spanischen Generals, welcher nach Granada kam, wurden die Fontänen der Alhambra, die sonst nur am Neujahrstage springen, in Bewegung gesetzt und es

gelang mir, Eintritt in das alte Maurenschloß, der nur durch besondere Begünstigung gewährt wird, zu erlangen. Ich werde dieses Tages nie vergessen. Die Springbrunnen in den verschiedenen Sälen und Höfen warfen ihre klare Flut in die Lüfte, und durch den ganzen Palast rauschte und murmelte das reine Element in den Rinnen dahin. Auf der Fontäne des Löwenbrunnens schaukelte sich ein Regenbogen, und der schillernde Glanz, der von Säule zu Säule, von Wand zu Wand über die Stalaktiten der Plafonds und die bunten Azulejos der Hallen und Patios hinhüpfte, war fast augenblendend. Die rastlos hinschießenden Wellen schienen im rhythmischen Tonfall die Gedichte der arabischen Sänger zu begleiten, die sich klangreich ringsum von den Mauern und Pfeilern ablösten. Ein wahrer Seelenrausch trieb mich rastlos durch die wieder in alter Herrlichkeit lebendig gewordenen Räume dahin, vom Saale der Gesandten zu dem des Gerichts und dann wieder auf den Pavillon der Königin, und wenn ich von dort hinab in die zerrissene Schlucht des Darro, empor zu den Schneegipfeln der Sierra Nevada blickte, war mir, als walle und flute die ganze Natur, gleich dem flüssigen Element, das, in Strahlengarben emporsprühend, das Schloß des Boabdil mit Klang und Schimmer erfüllte. Lange saß ich träumend am Bogenfenster, das in das Gärtchen der Lindaraja hinabschaut, und am Wasserbecken des Myrtenhofs, und klarer, als je zuvor, erschloß sich mir der Geist, aus dem diese arabischen Palastbauten hervorgegangen sind. Offenbar hat bei ihrer Anlage eine Erinnerung an das frühere Nomadenleben der Söhne Ismael's vorgeschwebt, und es ist mir wahrscheinlich, daß schon die Prachtschlösser der alten Könige von Hira in diesem Stil errichtet waren. Die Wonne, welche die Wüstenwanderer empfanden, wenn sie nach langem Streifen über öde Sandhügel eine Oase erreichten, sollte hier verewigt werden. Die Decken dieser Säle, dieser Laubgänge, welche

die Patios umgeben, vergegenwärtigen bald die Zeltdächer des Beduinenlagers, bald die breitästigen Wipfel der Sykomoren, unter denen die Ermüdeten der Ruhe genossen, und die mit klarem Naß gefüllten Marmorbecken, die Springbrunnen, die das Wasser hierhin und dorthin ergießen, ließen die Schloßbewohner das Entzücken genießen, mit dem ihre Vorfahren an den rieselnden Quellen der Oasen geruht hatten. Hat doch Muhammed sein himmlisches Paradies, in dem einst die Seligen im Schatten des Tubabaums und am Rand klarer Bäche rasten sollen, gleichfalls nach diesem Vorbild gestaltet.

Die Alhambra und, wenn auch mehr verfallen und verstümmelt, die Baulichkeiten in den sogenannten Gärten der Königin, in dem Cuarto real und im Generalife sind die einzigen, die uns noch einen Begriff von den Palästen und Landhäusern der Araber geben können. Da diese Bauten einer ganz späten Zeit angehören, als die Blüte des arabischen Reiches längst verwelkt war, so läßt sich annehmen, daß sie uns nur einen schwachen Abglanz von der Herrlichkeit der Omajjadenschlösser, des Chalifenpalasts in Cordova und der feenhaften, in der ganzen Welt berühmten Villa Az-Zahra bieten. Aber mögen sie auch nur so matte und verkleinerte Abbilder jener früheren Architekturwerke sein, wie die Aukirche in München oder die Werder'sche Kirche in Berlin es von den gothischen Domen des Mittelalters sind, so geben sie uns doch noch eine sehr vorteilhafte Meinung von dem Geschmack und Schönheitssinn, aus welchem die arabische Baukunst hervorgegangen ist. Schon Navagero, der etwa dreißig Jahre nach dem Falle Granada's als Gesandter Venedigs zu dem eben hier weilenden Karl V. kam, spricht von der Alhambra und dem Generalife als von wonnevollen Aufenthaltsorten, wie sich keine entzückenderen denken ließen. Den bestrickenden Reizen derselben wird nicht leicht Jemand widerstehen können; allein wenn man jetzt angefangen hat, diesen Baustil im Norden

nachzuahmen, so scheint mir das eine Verkehrtheit zu sein. Die Normannen auf Sicilien konnten Derartiges thun; dort hatten sie denselben Himmel des Südens, dort eine starke arabische Bevölkerung, auf deren Sitten diese Gebäude berechnet sind; dort wurden selbst die Nordlandsritter halb in Sarazenen umgewandelt und lernten die arabischen Schriftzeichen verstehen, welche sich längs der Mauern und um die Säulen hinschlängeln. Zu solchen Schlössern gehören wesentlich die offenen Höfe, in die der blaue Himmel hineinschaut, die plätschernden Springbrunnen und die sich durch Rinnen ergießenden Wasser, sowie die nach diesen Höfen hin sich öffnenden Säle; und nur selten in bevorzugten Sommern würden derartige Räume einen behaglichen Aufenthalt für uns bieten. Andere Sitze als die Divans der Orientalen wären auch unpassend; und welchen Sinn können endlich die arabischen Inschriften haben, die doch, wenn die ganze Dekoration der Wände nicht ihren Charakter verlieren soll, nicht fehlen dürfen? Zu den Arabern reden sie, indem sie bald in Sprüchen des Koran Allah preisen und den Gläubigen die Wonne des Paradieses verheißen, bald die Schönheiten des Palastes in hochtönenden Versen verherrlichen; für uns jedoch sind sie nichts als ein außerordentlicher Zierat.

Diese Inschriften, die zum Teil glänzende Bilder und sinnvolle Gedanken enthalten, haben in mir zuerst das Verlangen erregt, mehr von der Poesie der spanischen Araber kennen zu lernen. Es ist auffallend, daß man so gut wie gar nichts von dieser weiß; denn die wenigen in dem Werke von Conde enthaltenen Proben sind erstens nur ganz gelegentlich mitgeteilte Improvisationen der Könige und Feldherren, zweitens aber auch ist dargethan, daß Conde nur sehr wenig arabisch verstand und seine angeblichen Uebersetzungen kaum Zutrauen verdienen. Ich habe daher aus den mir zugänglichen Manuskripten, sowie den wenigen bisher gedruckten

Texten mir eine Sammlung arabischer Gedichte angelegt, sowie manche derselben übersetzt, und denke die Kollektion noch zu vermehren. Vielleicht daß es mir einst gelingt, auf solche Art unter Zuhilfenahme der arabischen Historiker sowohl, wie Anthologen, welche meistens auch Notizen über die einzelnen Dichter liefern, einiges Licht über dies Literaturgebiet, und somit zugleich über Geist und Sinn der Nation zu verbreiten, die eine so wichtige Rolle in der Geschichte des europäischen Mittelalters gespielt hat. Die Poesie der Araber hat in Andalusien überreich geblüht; ich glaube nach dem, was ich von ihr kenne, zwar nicht, daß sie uns große, ungeahnte Herrlichkeiten erschließen wird; es findet sich in ihr sicher kein Werk, das sich an Bedeutung dem Epos des Firdusi irgend vergleichen ließe; sie ist vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, lyrisch. Allein manches Schwungvolle, wie Anmutige habe ich doch in ihr gefunden: feurige Kriegsgedichte und warm empfundene Liebeslieder, prachtvolle Schilderungen, sowie geistvolle Sprüche und Sinngedichte. Es ist übrigens nicht sowohl wegen des ästethischen Genusses, der sich bei uns schon an so zahllosen Produkten der verschiedenen Völker ersättigen kann, daß ich dieses Feld der Poesie der Kenntnis des Abendlandes erschlossen sehen möchte, als weil die spanischen Araber mit ihrer hohen Kultur, in welcher sie allen anderen Völkern unseres Weltteils vorangingen, eine so merkwürdige Erscheinung sind, und wir doch nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von ihnen haben, so lange uns ihre Dichtkunst unbekannt ist. Erst in der Poesie gibt sich uns die innerste Seele einer Nation kund. Was würden uns die Hellenen ohne ihren Homer, ihren Pindar und ihre Tragiker bedeuten, was die Provençalen ohne die Gesänge ihrer Troubadours? Ich möchte behaupten, daß die Nachwelt eine Nation mehr als nach ihrer Thätigkeit im Kriege, im Gewerbe und im Ackerbau, nach dem schätzt, was sie in der Dichtung geleistet hat. Die Spartaner waren ein

kriegerisches Volk wie kein anderes, die Phönizier die ersten Meister der Schiffahrt und des Handels; ihr Name ist indes nicht viel mehr als ein leerer Schall in der Geschichte, während die Athener, dank ihren unsterblichen Dichtern, aller Folgezeit als das herrlichste Volk der Erde gelten werden. Genua und Pisa leuchteten durch ihre ausgebreitete Handelsthätigkeit im Mittelalter allen italienischen Freistaaten vor; aber wie völlig wird ihr Ruhm durch das einzige Florenz verdunkelt, das auf dem Gebiete des Geistes mehr und Größeres geschaffen hat, als das übrige Italien zusammengenommen! Sicher sind ganze Völker spurlos untergegangen und für immer verschollen, die, wenn sie bedeutende Dichter gehabt hätten, noch im Gedächtnis der Menschen fortleben würden. Um nicht einseitig zu sein, will ich übrigens hinzufügen, daß neben der Poesie auch Leistungen der Kunst und Wissenschaft die dauernde Schätzung eines Volkes im Andenken der Nachwelt entscheiden. Was nun die Wissenschaft anbetrifft, so ist sie von den Arabern Spaniens zwar mit größtem Eifer kultivirt worden; die Zahl der von ihnen produzirten Werke auf den verschiedenen Feldern der Gelehrsamkeit geht ins Erstaunliche, und dieselben hatten auch für ihre Zeit sicher vielen Wert. Doch glaube ich, daß für die späten Jahrhunderte nur einige derselben noch ein lebendiges Interesse besitzen. Die Schriften der Historiker sollten herausgegeben und sorgfältig studirt werden; denn so lange dies nicht geschehen ist, bleibt die ganze große Periode Andalusiens unter den Chalifen wie den kleineren moslimischen Herrschern mehr Sage als wirkliche Geschichte. Auch die Werke über Agrikultur, von denen eines von Ibn-al-Awwam bereits edirt worden ist, sind schätzbar, indem sie uns den hohen Flor ihres Ackerbaus darthun, von dem sich noch jetzt auf den sonst so verödeten Fluren Spaniens einzelne Spuren zeigen. Aus der Weisheit ihres Averrhoës, der im Mittelalter so großen Rufes genoß, können wir schwerlich unsere Geistesanschauung

noch bereichern. Denn wenngleich in Andalusien zeitweise eine beträchtliche Denkfreiheit herrschte, so hinderte doch der Muhammedanismus, dessen Druck keiner ganz von sich abzuwälzen wagte, den freien Flug der Geister. Die Aerzte der Mauren (wenn man unter diesem Namen die Bewohner des moslimischen Spanien zusammenfassen will) standen zwar in hohem Ansehen und wurden selbst an die christlichen Höfe berufen, haben es indes, ebenso wie die der Gegenwart, schwerlich über die Kunst des Hippokrates hinausgebracht.

In einer Kapelle der Kathedrale von Granada ruhen die irdischen Reste Ferdinand's und Isabella's, sowie ihrer Tochter Johanna und ihres Gemahls, des Erzherzogs Philipp. Die Statuen auf ihren Gräbern, Arbeiten eines Italieners, sind von großer Schönheit, und es waltet in der Kapelle eine feierliche Stille, die im Verein mit dem Anblick der Sarkophage zu ernsten Betrachtungen Anlaß gibt. Es ist, als ob in diesem Heiligtum ein ganzes Zeitalter begraben wäre. Ueber den Grüften der hier Ruhenden brach, von ihnen selbst noch kaum geahnt, eine neue Aera der Geschichte an. Das Wiederaufleben der Wissenschaften seit dem Fall von Konstantinopel, die Entdeckung Amerikas, die Auffindung der Meerstraße nach Ostindien, die weiteren großen Entdeckungen des 16. Jahrhunderts, endlich die Kirchenreformation in Deutschland — alle diese gewaltigen Erscheinungen, welche den Beginn einer neuen Zeit bezeichnen, drängen sich um diese Särge zusammen. Aber die in ihnen Bestatteten, obgleich sie zum Teil unfreiwillig den neuen Morgen mit heraufführen halfen, gehören noch dem Mittelalter an. Die Bildsäule der Königin Isabella konnte ich nur mit sehr gemischten Empfindungen betrachten; ihr Gesichtsausdruck ist edel, ihre Züge sind bedeutend, wie sie denn auch unstreitig eine energische, auf das Wohl ihres Landes ernstlich bedachte Frau war. Sie hat während ihrer Regierung so Großes vollbracht wie nur wenige

Herrscher; die Vereinigung von ganz Spanien zu Einer Monarchie, welche so Viele ganze Jahrhunderte hindurch erstrebt hatten, ist hauptsächlich ihr Werk und ebenso zum großen Teil auch die Entdeckung der neuen Welt. Denn da Columbus an so vielen anderen Stellen abgewiesen war, würde er seine Reise vielleicht nie haben antreten können, wenn sie ihm nicht die Mittel dazu geboten hätte. Doch allen den Segen, den ihre Regierung sonst ihrem Lande und der Welt gebracht hatte, zerstörte diese Königin selbst wieder und verwandelte ihn in sein Gegenteil, indem sie ihren Geist blindem religiösem Wahn gefangen gab und vermutlich unter Widerstreben ihres Herzens sich von fanatischen Priestern zu den unheilvollsten Maßregeln fortreißen ließ. Durch die Stiftung der Inquisition, die Vertreibung der Juden und die wortbrüchige Mißhandlung der Mauren legte sie den Grund zum Ruin desselben Landes, auf dessen Wohl alle ihre Anstrengungen gerichtet waren, und auch in die neuen, kaum dem Meere enttauchten Provinzen schleuderte sie die Brandfackel der Verheerung. Das heilige, von ihr eingesetzte Gericht trug nämlich seine Marterbänke und Scheiterhaufen über den Ozean, und der Glaubensfanatismus, der sich, von obenher geschürt, durch das ganze Volk verbreitete, überdeckte Amerika mit den Knochen seiner erwürgten Bewohner. Isabella wurde von der Nemesis für ihre wohl im guten Glauben geübten, jedoch darum nicht minder fluchwürdigen Handlungen schon in ihrer Tochter Johanna, die hier in derselben Kapelle bestattet ist, ereilt. Erbin des ganzen, nun vereinigten Spaniens, sowie der unermeßlichen Regionen jenseits des Meeres, brachte diese durch ihre Vermählung mit dem Sprößling des Kaiser Maximilian und der Maria von Burgund, dem Erzherzog Philipp, ihren Sohn in den Besitz eines so ungeheuren Ländergebiets, wie es höchstens noch während der Herrschaft der Chalifen von Bagdad unter Einem Scepter vereinigt gewesen ist. Aber ihr durch seltene Schönheit

ausgezeichneter Gemahl starb in jugendlichen Jahren an den Folgen eines kalten Trunks, den er, erhitzt vom Ballspiel, zu sich genommen hatte. Johanna, die ihn schwärmerisch geliebt, verfiel hierüber in Melancholie und zuletzt in Wahnsinn. Sie wollte sich nie von der Leiche des Dahingeschiedenen trennen, und dieselbe mußte, wenn sie sich auf Reisen begab, mit ihr geführt werden.

Ferdinand und Isabella hatten auch einen Sohn gehabt, der schon im Jünglingsalter starb. Dieser, der Infant Don Juan, wird von den zeitgenössischen Schriftstellern als ein junger Mensch von der ausgezeichnetsten Begabung geschildert. Es drängt sich dabei der Gedanke auf, welchen unberechenbaren Einfluß auf die Geschicke der Völker das Leben oder der Tod eines einzelnen Mitgliedes einer Herrscherfamilie haben kann. Wäre der genannte Infant auf den Thron gekommen, so würde die ganze fernere Weltgeschichte eine völlig andere Gestalt angenommen haben; denn die Verbindung von Deutschland mit Spanien, welche so lange entscheidend für die Schicksale von Europa war, würde nie zu stande gekommen sein, und auch nachdem diese durch den Tod Karl's V. aufhörte, würden die späteren Habsburger niemals den spanischen Thron bestiegen haben. —

Ich habe hier während der heißen Mittagsstunden, die das Umhergehen verbieten, auf einer Ruhebank in den Schattengängen nächst der Alhambra Mancherlei gelesen und mir dazu zwei Autoren ausgewählt, die aus Granada gebürtig sind. Der erste von ihnen ist Luis de Leon, ein unvergleichlicher Dichter und sicher der größte Lyriker, den Spanien je hervorgebracht. Er hat nur wenig geschrieben; es sind höchstens zehn Oden, auf denen sein Ruhm beruht; allein diese haben einen so feierlichen Schwung, der Dichter hat in sie eine solche Fülle des Herzens und Geistes ausgeströmt, daß ich ihnen kaum etwas gleichzustellen weiß. Es waltet darin die

reinste und edelste Religiosität; nur fürchte ich sie durch diesen so oft gemißbrauchten Namen zu entweihen. Luis de Leon trägt uns auf den Flügeln seiner Andacht wirklich in eine bessere Welt empor, wo jeder Mißklang der Erde verstummt, und es ist schwer zu fassen, wie dergleichen im Spanien des 16. Jahrhunderts geschrieben werden konnte. Nichts ist darin enthalten, was nicht in der Seele der Weisen aller Zeiten und Völker, auch derer, die nie etwas vom christlichen Glauben gehört, einen Widerhall finden mußte. Allerdings können diese Oden, wie das bei so manchen lyrischen Gedichten der Fall ist, ihre volle Wirkung nur im Original thun; die sonore spanische Sprache rauscht in ihnen wie Orgelklang und keine andere vermag hierfür Ersatz zu bieten. Luis de Leon legt keineswegs, wie manche südlichen Dichter, ein übermäßiges Gewicht auf den Ton der Worte; der Inhalt ist bei ihm immer die Hauptsache. Aber er versteht es vortrefflich, denselben durch die Form noch eindrucksvoller zu machen. Wenn übrigens die Italiener und Spanier auf das Musikalische eines Gedichtes zu großen Wert legen und bei ihnen manche Verse in Aller Munde leben, die fast nichts für sich haben als die Melodie, den entzückenden Wohlklang des Ausdrucks, so gibt es in Deutschland allzu Viele, die für letzteren gar kein Ohr haben und sogar von vornherein geneigt sind, Gedichte von hoher Formvollendung für sinnarm und gedankenleer zu halten. Wäre jedoch die Form in der Poesie etwas Unwesentliches, so würde das metrische Gewand in derselben eine unnütze Fessel sein, die sie am besten ganz abstreifte. — Der zweite Autor, der mich hier lebhaft beschäftigte, ist Diego Hurtado de Mendoza. Von angesehener granadinischer Familie zu Anfang des 16. Jahrhunderts geboren, machte er in Salamanca klassische Studien und erlernte, was damals noch sehr selten war, mit Eifer das Griechische. Er trat in den Staatsdienst Karl's V. und zeigte sich so fähig, daß er schon früh zu hohen

Aemtern berufen wurde. Er war lange Gesandter des Kaisers in Venedig und benützte diese Stellung, in welcher er Verhandlungen mit dem Sultan zu führen hatte, um eine beträchtliche Anzahl griechischer Manuskripte von Werken, die bisher nicht nach Europa gekommen waren, in seinen Besitz zu bringen. Tizian malte in dieser Zeit sein Porträt, das, jetzt im Palast Pitti zu Florenz befindlich, uns noch die geistvollen Züge des seltenen Mannes aufbewahrt. Eine Zeit lang nahm Mendoza die schwierige Stellung eines Gouverneurs von Siena ein, welche unruhige, an ihrer alten Freiheit festhaltende Stadt er bändigen sollte, und zugleich die eines Vertreters des Kaisers beim Tridentinischen Konzil. Verschiedentlich sprach er Karl V. offen aus, daß er nicht mit dessen Regierungsmaßregeln einverstanden sei; namentlich riet er ihm vom Kriege gegen die Protestanten lebhaft ab, und der Kaiser, der ihn hochschätzte, verübelte ihm nicht, daß er derartige abweichende Meinungen gegen ihn kundgab. Karl's V. Sohn und Nachfolger Philipp II., der nur feige Kreaturen seines despotischen Willens wollte, fand in Mendoza keine solche, und letzterer trat daher bald nach dem Regierungswechsel in das Privatleben zurück. In seiner Vaterstadt Granada benützte Don Diego nun seine Muße zu schriftstellerischen Arbeiten, denen er durch seine staatsmännische Laufbahn lange entfremdet worden war. Schon als Student in Salamanca hatte er einen kleinen Roman Lazarillo de Tormes geschrieben, den ersten der sogenannten Picaresken- oder Schelmenromane, die bald in Spanien so beliebt wurden. Wenn man sich die Abenteuer denkt, die etwa einer von Murillo's Betteljungen von seinen Kinderjahren an besteht, die Schelmenstreiche, die er vollführt, so hat man ein ungefähres Bild von diesen Romanen. Derjenige des Mendoza ist voll köstlichen Humors und immer der beste der Gattung geblieben. Zwischen diesem und den übrigen Werken meines Autors liegt eine lange Zeitdauer. Schon sechzig-

jährig, begann er die Poesie, der er früher nur hier und da hatte huldigen können, lebhaft zu kultiviren, und manche seiner Gedichte zeugen von einer Gemütswärme, die uns ihn auch als Menschen liebgewinnen läßt. Aber das ausgezeichnetste seiner Werke, das er im letzten Dezennium seines Lebens schrieb, ist seine Geschichte des Aufstands der Morisken. Niemand war besser, als er, zu einem solchen Unternehmen befähigt, da ihm alle Dokumente der Regierung zu Gebote standen, und er mit dem Schauplatz der Empörung, in dessen Nähe er ein oft von ihm bewohntes Landgut besaß, genau bekannt war. Daß ihm unter der Herrschaft eines Philipp II. und der Oberaufsicht, welche die Inquisition über alle Bücher führte, die größten Rücksichten auferlegt waren, versteht sich von selbst; es ist aber bewundernswürdig, wie er es verstanden hat, trotz dieses auf ihm lastenden Druckes seine Mißbilligung der Regierungsmaßregeln, durch welche die Morisken zum Aufruhr getrieben wurden, sowie der barbarischen Härte, durch die der letztere unterdrückt ward, auszusprechen. Das Werk konnte allerdings anfänglich nur verstümmelt gedruckt werden; in seiner wahren Gestalt erschien es erst im vorigen Jahrhundert. Es ist ein Labsal, aus demselben einen Mann kennen zu lernen, der in der Zeit des finstersten Despotismus und Fanatismus sich eine solche Freiheit des Geistes, eine so warme Teilnahme für die Unterdrückten und Mißhandelten bewahrt hat. Man spottet viel über Schiller's Marquis Posa und sagt: Ueberzeugungen, wie derselbe sie ausspreche, seien ganz unhistorisch in das Spanien jener Tage verlegt; nun, ich behaupte nicht, daß Diego de Mendoza weltbürgerliche Ideen gehegt wie der edle Maltheserritter, nicht, daß er vor Philipp II. deklamirt hat: „Geben Sie Gedankenfreiheit!“ — allein sein genanntes Geschichtsbuch zeigt, daß er ein lebendiges Gefühl für Menschenrecht besaß. Wenn er notgedrungen die empörende Härte der Regierung und ihrer Werkzeuge nicht ausdrücklich tadelt, so

charakterisirt er sie doch in so schneidender Weise, schildert sie in so grellen Farben, daß der Leser keinen Augenblick die Herzensmeinung des Verfassers verkennen kann. In einer großen meisterhaften Rede, die er einem der Empörer in den Mund legt, läßt er aber auch die unglücklichen Opfer geistlicher und weltlicher Tyrannei in feurigster Weise ihr Recht und die an ihnen verübte himmelschreiende Unbill darlegen.

Das heutige Granada verdankt die Anziehungskraft, die es auf die Reisenden übt, neben seiner herrlichen Umgebung allein den Resten aus der Araberzeit. Seine erst von den Christen aufgeführten Gebäude sind zwar zum Teil aus kostbaren Materialien errichtet, verdienen indes sonst wenig Aufmerksamkeit. Eine große Gemäldesammlung, die hier aus Bildern der Klöster und Kirchen zusammengebracht worden ist, bietet kaum etwas anderes als Mittelgut, und es ist ermüdend, sie nur zu durchwandern. Ich habe darunter keines gefunden, das mich zu einer zweiten Besichtigung gereizt hätte, oder über das ich ein Wort sagen möchte. Doch bin ich, verstimmt durch die große Menge des Schlechten, das mein Auge beleidigte, vielleicht ungerecht gegen einzelnes Bessere, das sich darunter finden mag. — Granada besitzt zwei ziemlich unscheinbare Monumente, bei denen mich einen Augenblick aufzuhalten mir der Mühe wert scheint. Das eine ist dem Schauspieler Isidoro Maiquez gesetzt worden, dessen Glanzzeit in das erste Viertel unseres Jahrhunderts fällt. Es war damals die Periode des sogenannten Klassizismus; Stücke nach französischem Muster beherrschten die Bühne, und auch die wenigen altspanischen Dramen, die man noch duldete, wurden nach der Boileau'schen Schablone zugerichtet. Diese beschränkte Form, in welche auch der Othello gezwängt ward, macht es einem Schauspieler kaum möglich, sein ganzes Talent zu entfalten; jedoch wird Maiquez von den zeitgenössischen Schriftstellern

als in tragischen Rollen eminent gepriesen. Uebrigens scheint mir die Ehre eines öffentlichen Monuments fast zu viel für einen Schauspieler zu sein; seine Kunst erschöpft sich doch in der Gegenwart, und hier werden ihm, wie noch mehr den Sängern und Tänzerinnen, oft Lorbeeren zu teil, die der nicht bloß reproduzirende, sondern selbst schaffende Künstler entbehren muß. Es ist daher geziemend, daß er sich mit dem Lohne begnügt, welcher ihm von den Mitlebenden gespendet wird. „Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze," sagt Schiller, und wenn man von dieser Gewohnheit abweichen wollte, so könnte man am Ende auch dem Mario und Lablache, der Catalani, Malibran, Grisi und Sontag Monumente bauen. So lange Calderon und andere große Dichter der Spanier noch kein Denkmal besitzen, ist übrigens dies einem Akteur gesetzte eine Anomalie. — Ein zweites Monument in Granada hat größere Berechtigung; es feiert die Erinnerung an Donna Maria Pinedo, eine junge Dame, deren tragisches Schicksal auf das Mitgefühl der Nachwelt Anspruch hat. Dieselbe hatte zur Regierungszeit Ferdinand's VII. eine Fahne gestickt, deren die Anhänger der konstitutionellen Partei sich bei ihrer beabsichtigten Schilderhebung bedienen wollten. Der Plan wurde, bevor er zur Ausführung gelangte, entdeckt, und neben mehreren der Verschworenen traf auch die unglückliche Donna Maria das Todesurteil. Daß die Hinrichtung wirklich an ihr vollstreckt wurde, ist ein Akt der Barbarei, der uns jetzt schwer glaublich erscheint, und wie ähnliche in neuerer Zeit nur noch von den Bourbonen in Neapel verübt worden sind. Gewiß lassen die Zustände im heutigen Spanien noch sehr viel zu wünschen übrig; der Ehrgeiz der Parteiführer und die von denselben stets aufs neue heraufbeschworenen Revolutionen sind dem Gedeihen des Landes sehr hinderlich. Aber wenn ich an die furchtbare Wirtschaft unter der absoluten Monarchie zurückdenke, so stimme ich aus vollem Herzen in den hier

vielfach gehörten Ruf: Viva la constitucion! ein und lasse es mir sogar gefallen, daß man den Platz Bivarrambla ziemlich geschmacklos zum „Constitutionsplatz" umgewandelt hat.

15.

Sevilla, im August 1852.

Die verlockenden Klänge von Brentano's Lied „Nach Sevilla! nach Sevilla!" und das in Spanien verbreitete Sprichwort „Wer Sevilla nicht gesehen, der hat noch kein Wunder gesehen," erregen Erwartungen, die sich bei der Ankunft in dieser Stadt nicht ganz erfüllen. Nach der reizlosen Fahrt auf dem Guadalquivir von Cadix hierher, findet man die Ufer in der Nähe der Hauptstadt Andalusiens zwar etwas besser angebaut; allein dieselben bleiben flach, und auch der niedrige Höhenzug, El Ajarafe, der sich gegen Norden erhebt, vermag ihnen kein malerisches Aussehen zu geben. Nur der goldene Turm, ein Krahn, so genannt von den Lasten amerikanischen Goldes, die ehemals an ihm ausgeladen wurden, die über dem Spiegel des Flusses aufragenden Zinnen der mächtigen gothischen Kathedrale und vor Allem die in ihrer Art einzige maurische Giralda entsprechen einigermaßen dem Bilde, das man sich von einer Wunderstadt entworfen hat. Zur Zeit der arabischen Herrschaft muß die Umgegend weit schöner gewesen sein; damals waren nach den Schilderungen der muhammedanischen Schriftsteller beide Gestade des Stromes auf Meilenweite mit Landhäusern und üppigen Gartenanlagen überdeckt. Gegenwärtig findet man längs des Guadalquivir wohl auch im Frühling noch angenehme Spaziergänge; aber die von den Mauren angewandte Berieselung, wo mittelst der Schöpfräder sich befruchtendes Wasser durch kleine Kanäle nach allen Richtungen hin ergoß, ist ziemlich außer Brauch

gekommen, und die Felder rings um die Stadt, die vom Sonnenbrand verdorrten, überdies mit dickem Staub bedeckten Blätter der Bäume bieten im Sommer einen traurigen Anblick dar, besonders in dem gegenwärtigen, wo hier eine wahrhaft tropische Hitze herrscht. In Andalusien zeigt sich gewöhnlich vom Mai bis gegen Ende des September keine Wolke am Himmel; man denke sich, wie stark die unaufhörlich zur Erde herabfallenden Strahlen der Sonne die Luft erhitzen müssen! Wer in Geschäften auszugehen hat, der benützt dazu die frühen Morgenstunden; während des Tages sind alle Straßen menschenleer. Ich habe mich weislich der sevillanischen Sitte gefügt; in der ersten Frühe mache ich einen Ausgang, um den von den morgenländischen Dichtern so viel gepriesenen Hauch des Ostwindes einzuschlürfen, der von „Saba Gewürzdüfte heranträgt"; dann jedoch ziehe ich mich in meine Wohnung zurück, die vortrefflichen Schutz gegen die Hitze gewährt und ganz im andalusischen Stil eingerichtet ist. Sie befindet sich in der Calle de Francos, der nach meinem Geschmack hübschesten und eigentümlichsten von Sevilla, zu ebener Erde neben dem offenen maurischen Hofe, der im Innern des Hauses liegt, oder um den letzteres herumgebaut ist. Ueber diesen Patio ist eine leinene Decke als Schattendach hingespannt; in der Mitte desselben rauscht ein kleiner Springbrunnen und ergießt sein Wasser durch Marmorrinnen am Boden hin; um ihn her aber stehen mehrere Orangen- und Granatbäume. Da in meinem Gemach eine angenehme Temperatur herrscht, die wenigstens gegen die Siedehitze der Straße als Kühle erscheinen kann, so vermag ich behaglich zu arbeiten, wie überhaupt die Lüfte hier trotz des außerordentlichen Wärmegrades von 32° Réaumur im Schatten nicht das Erschlaffende und Niederdrückende haben, worunter wir im Norden an gewitterschwülen Tagen so oft leiden. Wenn ich des Lesens und Schreibens überdrüssig bin, begebe ich mich in den Hof, wo die Tochter

und die Nichte meines Hauswirts ihren beständigen Sitz aufgeschlagen haben. Der Unterhaltung mit diesen reizenden und liebenswürdigen Wesen werde ich nie müde. Sie besitzen in hohem Maße die Geistesgaben, welche eine Mitgift der Natur sind und nicht anerzogen werden können: jenen mit Anmut verbundenen schalkhaften Witz, wegen dessen die Spanier die Andalusierinnen Saleros, das heißt Salzfässer, nennen. Ihr Wissen ist gering; doch was ich vor Allem an ihnen schätze: sie haben keine falsche Bildung, lesen auch keine Romane, besitzen dagegen natürliche Empfindung für das Schöne. Manches aus den spanischen Dichtern ist ihnen bekannt, und sie wissen Stellen aus ihnen zu recitiren; besonders lieben sie die Musik und singen vortrefflich zur Guitarre. Dolores, die Aeltere, von schwarzen Locken und Augen, deren Dunkel bei der Blässe ihrer Wangen noch tiefer erscheint, hat das ganze Feuer der Südländerin, während um das von leichtem Rot überflogene Antlitz der Ines, der Jüngeren und erst eben Erwachsenen, bei etwas hellerem, ins Bräunliche fallendem Haar, das hier schon blond genannt wird, ein leichter Anhauch aus dem Norden zu spielen scheint. Wenn es Abend geworden, das Leinen vom Dach zurückgezogen ist und die Nachtluft durch den Wipfel des Granatbaums säuselt, kommt auch der Alte nach vollendetem Tagesgeschäft in den Hof herab, um mit den Beiden oder mir zu plaudern. Dolores beginnt auf seine Aufforderung hin eine Seguidilla oder einen Polo zu dem Saiteninstrument zu singen, und die kleine Ines führt in anspruchsloser Weise den Tanz dazu aus, indem sie die Castagnetten schlägt. Auf meine Bitte wird mir dann gerne gestattet, die beiden Mädchen auf die Alameda zu begleiten, damit sie sich der Nachtkühle erfreuen. Diese nächtlichen Spaziergänge sind im Sommer das Hauptvergnügen der Sevillaner, und sie sind einzig in ihrer Art. Beim Gang durch die Straßen blickt man bald hier und bald dort durch

die Gitter der Thüren in die inneren lampenerhellten Höfe der Häuser, aus denen vielfach Gesang und Guitarrenklang hervortönen; dann gelangt man auf den mit Reihen von Pappeln besetzten und mit buntfarbigen Lampen erleuchteten Platz del Duque, der, mit den Buden der Fruchthändler und Limonadenverkäufer bedeckt, von Gruppen von Herren und Damen wimmelt, die in heiteren Gesprächen auf und nieder wandeln. Wenn schon dem einsamen Spaziergänger unter dem andalusischen Nachthimmel, aus dem die Sterne wie Flammen herableuchten, beim Anblick der glühenden Augen der Andalusierinnen, welche rings um ihn unter den Mantillen und hinter den stets in Bewegung befindlichen Fächern hervorblitzen, das Herz aufgeht, — was für ein Entzücken muß erst Der fühlen, dem es verstattet wird, an der Seite solcher holden Mädchen hinzuschreiten und vertraulich mit ihnen zu scherzen! Die Liebenswürdigkeit der Frauen in Andalusien und die Zwanglosigkeit des Umgangs mit ihnen macht das Leben hier zu einem wahren Fest. So hat sich denn schon bald nach meiner Ankunft meine anfängliche ungünstige Meinung von dieser Stadt in ihr Gegenteil umgewandelt, und ich sehe voraus, daß später, wenn ich sie verlassen haben werde, mein Herz oft den Vers Brentano's „Nach Sevilla! nach Sevilla!“ anstimmen wird. Seitdem habe ich auch die übrigen Vorzüge derselben mehr und mehr erkannt, welche sich nicht dem ersten flüchtigen Anblick, sondern nur der längeren Betrachtung ganz enthüllen. Auf Naturreize wie in Granada oder Ronda muß man hier verzichten; nur die Gärten des Alcazar, die vom üppigsten südlichen Pflanzenwuchs überquellen, gewähren solche. Allein da das Terrain flach ist, kann die malerische Wirkung keine große sein. Desto reicher ist das Interesse, welches Straßen und öffentliche Gebäude darbieten. Des Platzes vor der Kathedrale wird man nie satt, er steht hinter dem Sankt Marcusplatz, von dem er freilich in der

Formation ganz verschieden ist, kaum zurück, und ich besuche ihn fast bei jedem Tagesanbruch, wenn die ersten Sonnenstrahlen die Spitze der Giralda röten und sich nach und nach auf die Türmchen und Zinnen der Kirche legen. Magisch muß die Wirkung zur Zeit der Araber gewesen sein, als drei riesenhafte goldene Kugeln den Gipfel der Giralda, welche die Minaret der damaligen Moschee war, schmückten und einen Glanz verbreiteten, der auf Meilenweite gesehen wurde. Dieser Turm trägt noch vollständig das orientalische Gepräge; man glaubt, er sei von Damaskus oder Bagdad herübergetragen worden, und erwartet, zu den bestimmten Stunden den Muezzin auf seine Galerie treten zu sehen; da plötzlich erschallt der Ton christlicher Glocken von der moslimischen Gebetswarte. — In den Gebäuden Sevilla's finden sich die drei Glanzperioden dieser Stadt repräsentirt. Weil jedoch die Eine Zeit nicht selten die Bauwerke der vorhergehenden benützte und zum Beispiel Moscheen in Kirchen umbaute, ältere Häuser und Paläste renovirte, so läßt sich oft schwer bestimmen, was und wie viel davon aus der einen oder anderen Epoche herrührt. In der ersten Zeit der arabischen Herrschaft wurde Sevilla weit von der Chalifenresidenz Cordova übertroffen; ihre eigentliche Blüte begann nach dem Sturz der Omajjaden, als das auf den Trümmern des früheren Reiches zu Macht und Ansehen gelangte Geschlecht der Abbadiden sie zum Mittelpunkte eines unabhängigen Königtums machte und hier seinen Sitz aufschlug. Es ist ein niederschmetternder Gedanke, wie die Herrlichkeit dieses Abbadidenreiches, die hohe Blüte der Kultur, der Wissenschaft und Poesie, die sich in ihr entfaltete, nicht nur untergehen, sondern auch in der Erinnerung der Menschen nahezu völlig erlöschen konnte. Keine Weltgeschichte, deren wir so manche und ausführliche besitzen, ja nicht einmal die Spezialgeschichten Spaniens erwähnen desselben, und auch ich wußte kaum etwas von seiner Existenz, bis durch die mit

großem Fleiße von Dozy aus Fragmenten arabischer Autoren zusammengestellte Historia Abbadidarum mir Kenntnis davon ward. Seltsam! Eine Königsfamilie, die ihrem Scepter einen beträchtlichen Teil von Andalusien und das südliche Portugal bis an das Meer unterworfen, die ihre Hauptstadt und deren Umgebung mit den prächtigsten Palästen und Villen überdeckt und ihren Hof zum Mittelpunkte der muhammedanischen Bildung ihrer Zeit gemacht hatte, war in den Annalen der Welt wie ausgetilgt, und erst durch die Herausgabe von Texten, die ein holländischer Gelehrter aus vergilbten Manuskripten sammelte, erhielten wir Nachricht von der hohen Kultur, die hier am Guadalquivir, nicht etwa in grauer Urzeit, sondern vor kaum acht Jahrhunderten geblüht hat. Und doch ist die Geschichte dieser Dynastie so merkwürdig, wie die nur weniger anderen; sie zählte Mitglieder von gewaltiger Thatkraft und riesenhaftem Wollen und ist voll erschütternder Schicksalsfälle, die besonders über ihren Untergang einen Schleier düsterer Tragik breiten. Der letzte Herrscher dieses Geschlechts, Al Motamid, ist eine der interessantesten Gestalten der spanisch-arabischen Geschichte. Ein leidenschaftlicher Freund der Poesie und selbst zu den vorzüglichsten Dichtern seines Volkes zählend, versammelte er Sänger aus allen Teilen Andalusiens um sich und fand seinen höchsten Genuß darin, im Wettstreit mit ihnen der holden Kunst zu pflegen. An den Wasserbecken der zahlreichen Schlösser, die er in der Stadt und an den Ufern des Guadalquivir errichtete und mit allem Luxus des Orients überschüttete, feierte er bei Fackelglanz zauberische Feste, die durch Saitenklang und Improvisation verschönt wurden. Dennoch verfiel dieser König nicht in Weichlichkeit; wenn er seine Lieblingsunterhaltung im Kreise seiner Dichter gepflogen oder nächtlich nach Weise des Harun al Raschid die Straßen von Sevilla abenteuernd durchstreift hatte, umgürtete er sich am Morgen mit dem Schwert des Krieges, um seine Feinde niederzuschlagen

und die Grenzen seines Reichs zu erweitern. Aber ein furchtbares Schicksal sollte ihn ereilen. Als der wilde Berbernfürst Jussuf Ibn Taschfin seinen Eroberungszug nach Andalusien unternahm und die ganze Halbinsel mit seinen zahllosen afrikanischen Horden überschwemmte, wurde der König von Sevilla eines von dessen ersten Opfern, bis er, nach tapferer Verteidigung seiner Hauptstadt, in die Gefangenschaft nach einer marokkanischen Festung fortgeschleppt wurde. Hier mußte er, mit Ketten beladen, Jahre lang in einem düstern Kerker schmachten; aber die Dichtkunst blieb ihm bis an seinen Tod eine Trösterin, und er hauchte den Schmerz über sein Unglück, die Sehnsucht nach seiner schönen Heimat in einer Reihe von Liedern aus, in denen tiefe, zum Herzen dringende Empfindung durch den reichen Schmuck orientalischer Bilder, mit dem sie wie fast alle arabischen Poesien prangen, mächtig hindurchbricht. — Während meines Aufenthalts in Sevilla hat die Gestalt dieses Königs mich beständig umschwebt, und ich habe gesucht, in den Gebäuden dieser Stadt irgend eine Reminiszenz an ihn aufzufinden; allein vergebens. Die Verheerungen, welche Sevilla nach der Eroberung durch Jussuf erfuhr, müssen entsetzlich gewesen sein und alle Paläste und Lusthäuser der Abbadiden zu Boden geworfen haben. Die Zeit hat mehr Monumente von der in Jahrtausende vor Christus hinaufreichenden Regierung der Osymandias und Tutmes aufzuweisen, als von derjenigen dieses sevillanischen Herrschergeschlechts. Eine Marmorplatte an der Außenwand einer jetzt in den Glockenturm der Kirche S. Juan de la Palma umgewandelten Minaret, auf der sich der Name des Al Motamid findet, ist das einzige noch vorhandene Denkzeichen, daß wirklich ein solcher König gelebt hat. Ich hoffe die Ungerechtigkeit der Geschichte, welche die Erinnerung an ihn durch fast achthundert Jahre hat erlöschen lassen, zu sühnen, indem ich seine Biographie und die schönsten seiner Dichtungen aus dem Arabischen, in

welcher Sprache sie nur Wenigen verständlich sind, ins Deutsche übertrage. Dadurch soll der Ruhm Dozy's im mindesten nicht geschmälert werden, dem das erste und Hauptverdienst gebührt, dieses merkwürdige Fragment spanisch-arabischer Geschichte wieder ausgegraben zu haben. Aber in seinen beiden Quartbänden, die nur orientalische Texte, hie und da untermischt mit lateinischen Kommentaren und Uebersetzungen enthalten, ruht der Schatz bisher noch wie vergraben, oder ist doch einzig den Gelehrten zugänglich.

Nachdem die Abbadiden so furchtbar zu Grunde gegangen und die wilden Eroberer, die Murabiten, ihre Hauptstadt, sowie ganz Andalusien stark verheert hatten, erfreute sich Sevilla unter der Dynastie der Muwahiden von neuem glücklicher Tage. Aus der Zeit ihrer Herrschaft ist die Giralda als leuchtendes Wahrzeichen auf uns gekommen. Einzelne Privathäuser von maurischer Architektur und Ausschmückung und ein paar später dem christlichen Gottesdienst geweihte Moscheen mögen auch aus ihrer Zeit herrühren.

Mit der Eroberung Sevilla's durch Ferdinand den Heiligen im Jahre 1236 beginnt die zweite Epoche dieser Stadt, die man vorzugsweise die romantische nennen könnte, und sie gibt ihr noch heute ein Gepräge, das sie besonders anziehend macht; ich kann nicht durch ihre Straßen gehen, ohne der Scenen der Galanterie zu gedenken, die sie einst belebten, der nächtlichen Serenaden der Ritter unter den Balkonen ihrer Schönen, der Zwiegespräche der Liebenden an den Gitterfenstern und der Zweikämpfe, die immer im Gefolge der Liebesabenteuer gingen. Don Juan Tenorio ist die typische, in ganz Europa berühmt gewordene Gestalt dieser Romantik. Das Drama des Tirso de Molina und Mozarts Oper haben einem ausschweifenden jungen Menschen, der ohne sie längst von keinem Munde mehr genannt werden würde, Unsterblichkeit verliehen. Kein Chronist erwähnt die Sage, und es sind auch keine

sicheren Anhaltspunkte vorhanden, wonach sich der Abenteurer, dessen Name Tenorio allerdings einer wirklichen sevillanischen Familie angehört, in eine bestimmte Zeit versetzen oder gar das Haus, das er bewohnt, bestimmen ließe. Vermutlich war sogar, als Tirso sein Schauspiel dichtete, die Legende von dem Burlador eine obskure, nur von Wenigen gekannte. Indessen nach der zweifelhaften, schattenähnlichen Existenz, die er lebend geführt, entstieg Don Juan leuchtend seiner Gruft; auf den Plätzen und Gassen Sevilla's, vor den Terrassen und unter den Bogengängen seiner Paläste, besonders bei Nacht, begegnet man ihm, die Laute in der einen, das Schwert in der andern Hand haltend oder eine Dame am Arm führend; und noch wenn die Hauptstadt Andalusiens untergegangen sein wird, wird sein Schatten um ihre Trümmer irren. — Eine andere Gestalt, die für immer mit Sevilla verbunden sein wird und es wie sein Genius umschwebt, ist die des Königs Don Pedro. Er war das Ideal eines Ritters nach dem Sinne des Volkes, beschützte immer die Unterdrückten gegen die übermütigen Hidalgos und trat selbst, so raunte man sich bewundernd zu, ohne Begleiter in die Burgen der Vasallen, um die Uebermütigen mit der Kraft seines Arms und Schwertes zu züchtigen. Daß er zwischen den Todesurteilen, die er ohne zu große Blutscheu vollstreckte, bei Nacht gern auf Liebesabenteuer ausging und Diejenigen, die ihm dabei hindernd in den Weg traten, zu Boden stieß, machte ihn nur um so mehr zum spanischen Nationalhelden. Eine halb zertrümmerte Bildsäule an einer Straßenecke von Sevilla erinnert noch an die Nachtwanderungen des gewaltigen Königs. Don Pedro hatte an dieser Stelle vor dem Hause des Regidors der Stadt einen Nebenbuhler im Zweikampf umgebracht und war dabei vom Regidor erkannt worden. Da nun diesem gesetzlich die Pflicht oblag, jeden Mörder streng zu bestrafen, der König selbst aber seiner Machtbefugnis entrückt war, ließ er ein Bildwerk an

seinem Hause anfertigen, in welchem der Monarch vor dem Henker knieend und eben den Todesstreich von ihm empfangend dargestellt war. Don Pedro zeigte seine Großherzigkeit darin, daß er es als einen gerechten Akt des Regidors anerkannte, ihn wenigstens in effigie köpfen zu lassen und das Bildwerk als Warnung für Alle auf der Straße beließ.

Die dritte Glanzepoche Sevilla's beginnt mit der Entdeckung von Amerika; durch diese und durch den Handel mit dem westlichen Indien, den es fast allein an sich riß, wurde es für zwei Jahrhunderte die erste Stadt Spaniens. Von den Schiffswerften am Guadalquivir liefen die Flotten nach dem neuen Weltteil aus, zu ihnen kehrten sie, beladen mit den Schätzen der mexikanischen Könige, der peruanischen Incas, zurück; zu ihrem Hafen drängte sich damals das erstaunte Abendland, um die nie gesehenen Tiere und Pflanzen, die von dem neuen Kontinent herübergebracht wurden, zu bewundern. In den Straßen Sevilla's sah man Indianer mit bunten Federkronen lustwandeln, auf seinen Märkten wurden Früchte von wunderbarem Aussehen, Felle, die bisher unbekannten Gattungen von Tieren angehörten, feilgeboten. Der Handelsverkehr und das Menschentreiben, das damals durch die Stadt wogte, muß außerordentlich gewesen sein. Hier war das Paradies der Gauner und Diebe, und es bestanden, wie Cervantes das in einer Novelle lustig geschildert hat, förmliche Schulen, in denen die Kunst des Stehlens gelehrt wurde. Der picareske Roman Guzman de Alfarache und manche alten Komödien bieten ein lebendiges Bild der Hauptstadt Andalusiens im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert dar; gleichsam ein Stück aus ihr ist uns in den Betteljungen Murillo's leibhaftig erhalten. Wenn auch dies letztere Geschlecht noch nicht ausgestorben ist und ich manche Exemplare desselben zu bewundern Gelegenheit fand — in solcher himmlischen Naivetät, in solcher Glorie des Lumpentums, in welcher

der große Maler es verklärt hat, existirt es doch nicht mehr. — Nachdem während des vorigen Jahrhunderts der Handelsverkehr mit Amerika sich mehr nach Cadix gezogen hatte, begann Sevilla von seiner Höhe zu sinken. Durch die Losreißung der Kolonien von Spanien ward ihm dann ein weiterer Stoß versetzt. Wenn man jetzt von der nach Triana hinüberführenden großen Brücke den Strom hinunterblickt, der einst unter der Wucht der goldbeladenen Galeonen ächzte, so gewahrt man keinen Mastenwald, kein Menschengewühl im Hafen mehr. Im Innern der Stadt freilich herrscht noch reges Treiben; die südliche Lebendigkeit, die Gewohnheit der Bewohner, den größten Teil des Tages im Freien zuzubringen und selbst Handwerksarbeiten auf den Straßen vorzunehmen, macht, daß die spanischen Städte bevölkerter erscheinen, als sie wirklich sind.

16.

Sevilla, den 10. August 1852.

Mit der Tochter und Nichte meines Hauswirts habe ich mehrmals eine Tanzschule besucht, wo die Letztere, Ines, noch Unterricht empfängt. Es ist dies fast die einzige Gelegenheit, die man noch hat, die reizenden spanischen Nationaltänze zu sehen; denn auf den Bällen, nicht nur der höheren Gesellschaft, sondern auch der Bürger, sind sie vor den Walzern, Polkas und so weiter, die man für viel nobler hält, gänzlich verschwunden, und selbst bei Volksfesten kommen sie nur ausnahmsweise zum Vorschein. Auf den Bühnen aber, wo gewöhnlich der eine oder andere am Schlusse der Vorstellung aufgeführt wird, sind sie theatralisch aufgeputzt und haben daher ihr echtes Gepräge verloren. Der vielgenannte Fandango scheint ganz in Vergessenheit geraten zu sein und Niemand hat mir beschreiben können, wie er eigentlich

beschaffen gewesen sei. Dagegen werden der Bolero, die Jota, Aragonesa, die Tiranas, der Zapateado und so weiter in den Tanzschulen gelehrt. Es ist ein unterhaltendes Schauspiel, die kaum dem Kindesalter entwachsenen Mädchen mit den anmutvollsten Bewegungen und der immer von Grazie gezügelten Leidenschaftlichkeit der Andalusierinnen beim aufregenden Geschmetter der Castagnetten diese Tänze ausführen zu sehen. Einmal ward in der Tanzschule ein kleines Fest veranstaltet, bei dem eine Anzahl junger Leute in dem sogenannten Majokostüm, der andalusischen Nationaltracht, erschien, welche unumgänglich zu diesen Tänzen gehört. Fast alle Südspanier besitzen das genannte Kostüm; aber auf den Straßen wird es in den größeren Städten, mit Ausnahme von Granada, nur noch selten gesehen; einzig bei den Stiergefechten legt es Jedermann an. Hier ist es vorgeschrieben und selbst der Fremde thut wohl, sich bei solcher Gelegenheit der Nationalsitte zu fügen. Da ich schon früher, von Neugier getrieben, mehrmals Stiergefechte gesehen und sehr gemischte Eindrücke von diesen Volksbelustigungen nach Hause getragen habe, dachte ich, nie wieder einem derselben beizuwohnen. Trotzdem bin ich meinem Entschlusse untreu geworden. Schon seit Wochen war ganz Sevilla in fieberhafter Aufregung und Erwartung, weil ein berühmter Matador seinen Besuch angekündigt hatte. Für mich bedeutete ein derartiger Ruhm so wenig, daß der Name des großen Mannes mir schon wieder entfallen ist. Allein bei den Spaniern sind ausgezeichnete Stierfechter förmliche Nationalhelden; man findet ihre Porträts in allen Häusern, selbst in den Hütten der Bauern. Je näher der Tag des Festes heranrückte, desto mehr bildete das bevorstehende gewaltige Ereignis das einzige Gespräch. Die Stadt füllte sich mit Gästen von nah und fern und ich fühlte, daß ich eine lächerliche Rolle gespielt haben würde, wenn ich verschmäht hätte, dem herrlichen Schauspiel beizuwohnen. Der Zirkus

von Sevilla ist der umfangreichste und schönste auf der ganzen Halbinsel, und jedenfalls durfte ich mir versprechen, daß die versammelten Zuschauer, alle in ihrem volkstümlichen Anzug, mir einen interessanten Anblick gewähren würden. Schon am frühen Morgen des für die Vorstellung erlesenen Tages waren sämmtliche Straßen gedrängt voll von Menschenscharen; man konnte sich in ein fremdes Land oder in eine andere Zeit versetzt glauben, weil die üblichen Cylinderhüte und französischen Trachten, durch welche die heutige Generation sich verunstaltet, nahezu verschwunden und dem andalusischen Kostüm gewichen waren. Da ich von Granada her ein solches besaß, wo es mir besonders bei meinen Reisen zu Pferde gute Dienste geleistet hatte, zog ich dasselbe an und begab mich nach dem Zirkus, zu dem die Menge in dichtem Gewühl hinwogte. Bei meinem Eintritt fand ich schon einen großen Teil der Sitze eingenommen, erhielt jedoch noch einen guten Platz an der Schattenseite. Diese Seite wird teurer bezahlt; die ärmeren Klassen der Bevölkerung, die ihr letztes Besitztum veräußern, um sich den Genuß des großen Nationalschauspiels zu verschaffen, lassen sich geduldig sechs Stunden lang von den sengenden Sonnenstrahlen braten. Von meinem Sitze genoß ich über den Zirkus hinaus eines schönen Blickes auf die Kathedrale und die Giralda. Daß sich unter der ungeheuren Menschenmenge, die schließlich den ganzen Zuschauerraum ausfüllte, auch viele Frauen befanden, nahm mich nicht wunder, da ich Solches schon früher gesehen. Wenn in einem Volke einmal eine von den Vorfahren überkommene Sitte herrscht, so untersuchen die Mitglieder desselben gar nicht mehr, ob sie löblich oder tadelnswert sei, empfinden auch nicht mehr das Verletzende in ihr. Die Kaiser- und Patriziertöchter Roms in dem hochgebildeten Zeitalter des Augustus schauten mit Ergötzen den blutigen Gladiatorenspielen zu, wo Hunderte von Kriegsgefangenen einander zerfleischten oder von wilden Bestien

zerrissen wurden. Die zarten Töchter Albions, die vor Entsetzen zusammenfahren, wenn ein unsalonmäßiger Ausdruck in ihrer Nähe gebraucht wird, finden hohes Vergnügen an Hetzjagden, bei denen Hirsche und Rehe auf martervolle Weise umkommen. So sind auch die Spanierinnen von Jugend auf daran gewöhnt, den Besuch der Stiergefechte als ein unschuldiges Vergnügen anzusehen. Sie erfreuen sich an dem Mut und der Geschicklichkeit der Toreadores und an den verschiedenen aufregenden Situationen des Kampfes; an das Leiden der armen Tiere, die dabei umkommen, namentlich der Pferde, denken sie ebensowenig, wie besagte Engländerinnen an die Qualen des gehetzten Wildes, oder wie unsere Sportsmen bei ihren Jagdpartien an die der angeschossenen Hasen oder der auf grausame Weise aus ihrem Bau hervorgeholten Füchse. Es ist daher ungerecht, das südliche Volk wegen seines Behagens an den Stiergefechten besonderer Barbarei anzuklagen. Indessen wenn bei einer Nation eine schlechte, dem feineren Gefühl Anstoß gebende Sitte herrscht, so rechtfertigt dies noch nicht die andere wegen derselben Gewohnheit, und so will ich es auch den Spaniern keineswegs zur Ehre anrechnen, daß sie fortwährend so großes Vergnügen an diesen blutigen Fiestas de toros finden. Von dem Hergang bei solchen Spielen werde ich, da er so oft aufs genaueste erzählt worden ist, keinen näheren Bericht geben; es ist mit einigen Variationen immer der nämliche, und deshalb begreife ich auch nicht die Passion, welche das Volk stets von neuem in den Zirkus treibt. Das Interessanteste für mich ist eben die Betrachtung dieser Leidenschaft, mit welcher Jung und Alt dem Kampfe zuschaut und dessen verschiedene Wendungen mit atemloser Spannung begleitet. Jedes Mal, wenn ein Stier in den Zirkus stürzt, sind Aller Blicke erwartungsvoll auf ihn gerichtet; wenn er sich zaghaft zeigt und erschrocken zurückweicht, wird er mit Hohn und Spott überhäuft und ausgezischt wie ein schlechter

Schauspieler. Rennt er dagegen wütend auf die von den Banderilleros ihm entgegengeworfenen roten Tücher los, so ermutigt ihn allgemeiner jubelnder Zuruf, worauf sich dann seine Wut meistens zunächst gegen die mit langen Lanzen bewaffneten Picadores und die von ihnen gerittenen Rosse wendet. Die Leiden dieser armen Pferde, denen die Augen verbunden sind und die sich in keiner Weise gegen den Grimm des auf sie einstürzenden Stieres wehren können, waren mir von jeher das Empörendste bei dem ganzen Spektakel. Die Details davon mag ich nicht erzählen; jedes Mal, wenn einem der unseligen Tiere durch die Hörner der rasenden Bestie der Leib aufgeschlitzt ward und das zu Boden gestürzte sich dann von neuem aufraffen mußte, wandte ich den Blick entsetzt hinweg. Das Gefühl, mit welchem ich den sich im Zirkus umhertummelnden Stieren zusah, war weit weniger das des Mitleids; da dieselben sich mit seltenen Ausnahmen im Zustand höchster Wut befinden und Schrecken und Tod um sich verbreiten, so bedauert man mehr ihre Opfer als sie selbst. Nur wenn sie feig sind und ihnen, um sie in Raserei zu versetzen, die kleinen mit Pulver gefüllten Pfeile angeheftet werden, die dann losknallen und ihren Leib mit Brandwunden überdecken, fordern auch sie das Mitleid heraus. Ihr Tod erfolgt schließlich meistens schnell, indem ein geschickter Matador ihnen den Stoß so ins Genick zu versetzen weiß, daß sie wie vom Blitz getroffen niedersinken. Die Menschen, die als handelnd bei diesen Schauspielen auftreten, setzen sich den dabei nie ganz zu vermeidenden Gefahren freiwillig aus. Daher kann ich ihnen, wenn sie ein Unglück trifft, nur mindere Teilnahme zollen, als den willenlosen Opfern dieser Schlächterei. Die Banderilleros vermögen sich durch Behendigkeit fast immer vor den Verfolgungen des Untiers zu retten; schlimmer schon ergeht es nicht selten den Picadores, die, durch den Sturz der Pferde zu Boden geworfen, der Wut ihres vierfüßigen Gegners

preisgegeben sind und oft arg von diesem geschädigt werden. Den schwersten Stand jedoch hat der Matador oder, wie er jetzt gewöhnlich heißt, Espada; eiserne Nerven, Geistesgegenwart, große Kraft des Arms sind ihm nötig, um dem schnaubenden Stier, vor den er dicht hintreten muß, den tödtenden Stoß zu versetzen; das geringste Zaudern, eine falsche Bewegung, Unsicherheit über das, was im richtigen Moment zu thun nötig, können ihm augenblicklich den Untergang bereiten. Aber es gibt noch besondere Kunstregeln, die er beobachten muß, wenn er nicht den heftigen Unwillen des Publikums auf sich laden will. Diese Regeln werden in besonderen Stierkämpferschulen gelehrt; auch sind eigene Werke darüber verfaßt. Wer es zur Meisterschaft in der Kunst gebracht hat, der wird in ganz Spanien hoch geehrt, und ebenso wie bei uns ein Kavalier dafür geachtet wird, wenn er als Reiter bei einem Wettrennen den Preis gewinnt, so suchten und suchen hier und da noch jetzt Mitglieder des höchsten spanischen Adels einen Ruhm darin, die Stierfechterkunst praktisch zu üben. Ich kenne einen jungen Principe, der in seinem Garten einen Zirkus erbaut hat und dort sich mit seinen Bekannten in der edlen Tauromachie auszubilden sucht, indem er zunächst noch der minderen Gefahr wegen seine Studien und Exerzitien an jungen Stieren macht, an deren Hörnern Kugeln angebracht sind. Wenn bei einer öffentlichen Vorstellung ein dieser noblen Passion hingegebener und wegen seiner Virtuosität darin bekannter Dilettant vom Publikum bemerkt wird, erschallt bisweilen lauter Applaus im Zirkus sowie die Aufforderung, sich als Espada zu zeigen, und der Edle hält es nicht unter seiner Würde, dem ehrenvollen Rufe zu folgen. Uebrigens ist das Publikum sehr unparteiisch, und wenn der Stier Sieger im Kampfe bleibt, ja wenn er seinem Gegner den Tod bereitet, erschallen laute Bravorufe im Amphitheater. Vor einiger Zeit ist auf der hiesigen Plaza de Toros ein Fall vorgekommen, der noch heut im Munde

des Volkes lebt. Ein berühmter Matador, der sich seit einem Menschenalter in allen Hauptstädten Spaniens als vorzüglicher Kämpfer bewährt hatte, machte einen falschen Stoß und wurde von dem ergrimmten Stier zu Boden geworfen. Dieser bohrte ihm nun seine beiden Hörner tief in den Leib, hob ihn auf ihnen empor und rannte mit dem Unglücklichen, ihn als Trophäe hoch in den Lüften haltend, zu wiederholten Malen durch den Zirkus, während donnerndes Jauchzen der Zuschauer zum Himmel scholl. Bei dem Stiergefecht, dem ich diesmal beiwohnte, kam zwar kein so gewaltiges Ereignis vor; indessen fehlte es nicht an interessanten Wechselfällen, die das Publikum in Spannung hielten. Als die Sonne dem Untergang nahe war und Kathedrale und Giralda im Purpurlicht flammten, war der neunte Stier unter dem Schwert des Matador gefallen. Die letzten der Pferde, welche blutend und verstümmelt am Boden lagen, wurden hinausgeschleift und die Menge strömte, hochbefriedigt von dem genossenen Vergnügen, den Ausgängen des Zirkus zu.

Sevilla ist die Vaterstadt der bedeutendsten spanischen Maler. Im Allgemeinen kann Spanien sich in dieser edlen Kunst bei weitem nicht mit Italien messen; von den zahlreichen Künstlern dieses Fachs, die es hervorgebracht hat, dürfen nur äußerst wenige, und auch diese nur annäherungsweise, den großen Meistern von Florenz und Venedig an die Seite gestellt werden. Alonso Cano und Zurbaran verdienen meines Bedünkens nur in eingeschränktem Maß den hohen Ruf, dessen sie genießen. Unter den Gemälden des Ersteren, welche ich gesehen, muß allerdings einigen vieles Lob gespendet werden; doch dies sind Werke, in denen der Maler sich über sein gewöhnliches Niveau erhoben hat, die anderen können auf keinen hohen Rang Anspruch machen. Von Zurbaran's meisten Gemälden, wie von der Mehrzahl der spanischen Kirchenbilder stößt mich der beschränkte pfäffische Geist zurück, der

unverkennbar in ihnen waltet. Fast möchte ich sagen, es wehe Luft aus den Sitzungssälen des heiligen Gerichtes in ihnen. Solche dumpfe, befangene, sich nicht zum Himmel aufschwingende, sondern an der Erde klebende Religiosität findet sich nie bei den guten Italienern; selbst in den Bildern derjenigen Künstler, die ausschließlich für Kirchen und Klöster malten, wie Fiesole, Cima da Conegliano, spricht sich immer Frömmigkeit aus, die das Herz gewinnt, während auf den Altarstücken so vieler Spanier düsterer Wahn, Glaubenseifer und Intoleranz einen widrigen, beklemmenden Eindruck hervorrufen. Nur zwei Maler der Halbinsel, beide Sevillaner, haben sich aus dieser unteren Sphäre erhoben und eine solche Höhe erklommen, daß sie als Meister ersten Ranges gelten dürfen; es sind dies Murillo und Velasquez. Den Letztern kann man hier nicht kennen lernen; fast alle seine Hauptwerke befinden sich in Madrid, dem langjährigen Schauplatz seiner Thätigkeit. Murillo dagegen ist in seiner Vaterstadt noch mit zahlreichen vorzüglichen Werken vertreten; nur profane Scenen aus dem Volksleben von seiner Hand, wie sie der Pinakothek in München zur seltenen Zierde gereichen, findet man in Sevilla nicht. Es ist jedoch eine Eigentümlichkeit dieses Meisters, daß er Typen aus den untersten Volksklassen der andalusischen Hauptstadt in voller Naturwahrheit auch in seine religiösen Bilder aufgenommen hat. Wenn die großen Venetianer Frauen aus ihrer Umgebung auf ihren Altarbildern in Heilige verwandelten, so scheinen es immer Damen der oberen Stände gewesen zu sein, die sich viele Stunden des Morgens hindurch damit beschäftigten, ihre Haare goldrot zu färben. Auch die heiligen Jungfrauen Rafael's, Andrea del Sarto's tragen den Charakter der Vornehmheit und, bei aller Naivetät und holdseligen Unschuld, den der höheren Bildung. Murillo dagegen wählt Landmädchen, die er Gemüse auf dem Markte verkaufen gesehen, Fischermädchen vom Guadalquivir, um aus ihnen Mütter Gottes zu

schaffen. Seine heiligen Jungfrauen, welche, auf dem halben Mond stehend, von einer Strahlenglorie umleuchtet, gen Himmel schweben, sind Töchter von Handwerkern oder Bauern Sevilla's und seiner Umgegend. Obgleich die Kunst sie verklärt hat und der niedere Erdenstaub von ihnen abgestreift ist, erkennen wir in ihnen doch noch die Kinder des Volkes, und oft befiel mich beim Anblick von Mädchen, die mit Körben oder Netzen auf der Straße standen, ein Gefühl von Ehrfurcht, weil ich sie in einer Weihrauchwolke schwebend über dem Altar einer Kirche gesehen zu haben glaubte. Den kleinen Christknaben und Johannes des Murillo begegnete ich nicht selten am Guadalquivir, wo sie miteinander spielten. Und doch ist dieser Maler weit entfernt von rohem Realismus; mit dem sonnengebräunten Antlitz und dem spezifisch andalusischen Gesichtstypus der Knaben weiß er auf wunderbare Weise göttliche Erhabenheit zu verbinden. Wenn auf manchen seiner Bilder der kleine Jesus einer von den Betteljungen zu sein scheint, die scharenweise auf den Plätzen und vor den Häusern Sevilla's und Triana's umherliegen, so gewahrt man doch bald einen Strahl himmlischen Lichts, das aus seinen Augen bricht und Andacht gebietet. — Als das herrlichste unter den Gemälden des Meisters ist mir immer die Vision des heiligen Franziskus in der Kathedrale erschienen, und ich werde seiner Betrachtung nicht müde. Nie ist die höchste, erdentrückte Ekstase mit gleicher Macht dargestellt worden, so daß der Beschauer in die Entzückung des Heiligen hineingerissen wird. Franziskus liegt, überwältigt vom Drang der Gefühle, ahnend die Nähe Gottes, im erhabensten Moment seines Lebens auf den Knieen: da erschließt sich über ihm der Himmel und auf wallenden, lichten Wolken schweben Engel herab, das Christkind in die Arme des Heiligen zu legen. Wenn ich länger vor diesem Bilde stehe, glaube ich, in immer weitere Tiefen des Himmels zu blicken, als ob ein Lichtgewölk nach dem anderen zurückwiche und sich in

Strahlennebel auflöste, bis wo in dämmernder Ferne, den Sinnen nicht mehr faßbar, eine himmlische Glorie den Thron des Ewigen umfließt. Aehnliche Darstellungen visionären Charakters von Rafael, wie die Transfiguration, oder von Tizian, wie die Dreieinigkeit in Madrid, sind vielleicht grandioser, allein sie haben nicht das Ekstatisch-Berauschende wie dieses Wunderwerk.

Die Kathedrale von Sevilla ist nach dem Sankt Peter in Rom das größte Gotteshaus der Welt. An ihrer Stelle stand ursprünglich eine bei den Muhammedanern hochberühmte Moschee. Als es sich darum handelte, auf demselben Platze einen Dom zu errichten, beschlossen die Geistlichen, einen so ungeheuren Bau aufzuführen, daß die Welt sagen sollte, „sie seien verrückt geworden". Spanien besitzt drei gothische Kathedralen, die zu den herrlichsten dieses Stiles, welche überhaupt existiren, gehören; alle drei tragen den Charakter feierlichen religiösen Ernstes. Diejenige von Burgos und noch mehr die von Toledo zeichnen ein außerordentlicher Reichtum von Zieraten, eine beinahe unübersehbare Menge von Bildwerken aus; an Großartigkeit aber übertrifft diejenige von Sevilla sie beide, ja alle christlichen Tempel. Man verliert sich wie ein Kind in diesen ungeheuren, himmelanstrebenden Hallen, und wohin der Blick sich in den gewaltigen Räumen wendet, erreicht er bei der in ihnen waltenden Dämmerung nirgends ein Ende. Düstere, geheimnisvolle Schauer wehen von der Wölbung hernieder, und ein magischer Farbenglanz, durch die Fensterrose hereinbrechend, gleitet von Säule zu Säule, von Kapelle zu Kapelle. Von den Wänden und Pfeilern blicken die Steinbilder der Heiligen wie aus der Ewigkeit herab, und wenn der mächtige Schall der Orgel durch die Säulengänge hinhallt, glaubt man, den Tempel sich mit gleitenden Gestalten erfüllen zu sehen. Die Statuen in den Nischen und auf den Altären regen sich, ein Choral von Geisterstimmen ertönt und

die Fundatoren auf den Grabdenkmalen, die stummen Generationen der Menschen, die sich seit Jahrhunderten unter den Marmorplatten des Bodens gebettet, stimmen in den Gesang ein. O, während ich in dieser heiligen Welt weilte, welch ein Widerstreit von Empfindungen und Gedanken hat oft mein Herz bestürmt! Gäbe ich mich einzig dem Gefühl hin, so könnte der Glaube, welcher diese christlichen Gotteshäuser des Mittelalters erbaut hat, meine Seele ganz gefangen nehmen und mich in den Schoß der alten Kirche zurückführen. Weit mehr als in den prunkvollen Kirchen Roms habe ich hier begriffen, wie der Enttäuschte, Weltmüde, an der Befriedigung seines Wissensdurstes Verzweifelnde Trost und Ruhe in dem Glauben einer versunkenen Zeit suchen könne. Allein bald dann dachte ich wieder an alle die Frevel, die aus diesem Glauben hervorgegangen sind; ich dachte, wie von dem Altar dieses Tempels der Andacht der Brand geholt worden sei, mit dem die Scheiterhaufen der Ketzer angezündet wurden. Ich erwog ferner, daß ganz unmöglich unter den verschiedenen Religionen, die schon auf Erden geherrscht haben oder noch herrschen, *einer* die behauptete Wahrheit und Allgemeingiltigkeit zukommen könne. Wäre dies der Fall, so würde die ganze Menschheit, nicht bloß ein Bruchteil derselben, von ihr überzeugt sein; sie würde Jedem unmittelbar einleuchten und keine andere Glaubensmeinung neben ihr auch nur einen Augenblick bestehen können. Aber wie nun? dachte ich weiter. Alle die Geschlechter, die in diesem Glauben gelebt und gestorben, aus ihm Kraft und Trost im Unglück geschöpft, *für* ihn sich freudig dem Tod hingegeben und *in* ihm die Bürgschaft für ein seliges Jenseits gefunden, wären durch ein leeres Wahngebild in die Irre geführt, durch ein bloßes Nichts getäuscht worden, und ewige Nacht deckte alle ihre Hoffnungen? — *Das* wäre eine Annahme, bei welcher die ganze bisherige Geschichte als ein wüster Traum erscheinen müßte. Nein! in allen den

verschiedenen Religionen hat ein Funke des ewigen Lichtes geglommen, matt und trübe in der einen, heller schon in der anderen, aber in ganz lauterem Glanze in keiner. Schon in den Glaubenslehren der Urzeit, in der des Zoroaster, in jener des Brahma, in der des Pentateuch und der Propheten schimmerten herrliche Strahlen der ewigen Wahrheit. Nur vereinzelt kamen sie in den Götterlehren der Skandinavier und der Kelten zum Vorschein; in völliger weltbeseligender Klarheit begannen sie im Evangelium aufzuglänzen; doch auch hier wurden sie bald getrübt. Daß nun der reine himmlische Funke, der das Unsterbliche in allen Religionen ist, an dem sich die Edlen und Guten aller Zeiten gewärmt und begeistert haben, aus der dunklen Umhüllung sich hervorringe, dieselbe aufzehre und zu einer gewaltigen weltverklärenden Flamme emporschlage, das ist die Aufgabe, zu deren Lösung die Menschheit berufen ist. Jedes Volk, die Anhänger aller verschiedenen Religionen müssen bekennen, daß ihr Glaube von vielen falschen Zusätzen entstellt ist, daß er nur einen Teil der Wahrheit enthält, und daß der letztere allein fortbestehen darf. So, wenn man diesen vielfach mißbrauchten und geschändeten Namen noch ferner anwenden will, werden alle Religionen der Erde in eine einzige verschmelzen, und in ihr wird unvergänglich fortleben, was wahr und schön im Buddhismus wie im Christentum, im Brahmanismus wie im Islam gewesen ist. Freilich liegt die Erfüllung davon noch ferne, aber sie wird kommen.

Solche Gedanken haben, wenn ich in der Kathedrale von Sevilla auf und niederwandelte, mein Herz mit Andacht erfüllt und, von ihnen bewegt, bin ich oft beim Orgelschall inmitten der Betenden hingekniet, um vom Himmel zu erflehen, daß er jenen großen Welttag bald heraufführen möge. Sollte ein solches Gebet nicht dieses heiligen Ortes würdiger sein, als die Litaneien der Priester?

17.

Plasencia, im April 1853.

Es war eine langwierige Reise, die ich vom Mittelmeer aus auf meinem Wege nach Lissabon bis hier machte, und ich beklage fast, daß ich mich nicht lieber in England oder Bordeaux eingeschifft. Doch habe ich auf dieser Fahrt einige Orte Spaniens berührt, die wieder zu sehen es mich freute, sowie andere, welche ich noch nicht kannte, indes zu besuchen mir vorgenommen hatte. Barcelona erschien mir so glänzend, wie ich es nie zuvor gefunden; die Umgegend prangte in Laubgrün und Blütenschmuck, und die vielen weißen Landhäuser und Gehöfte, welche weithin die Stadt umkränzen, leuchteten auf diesem Hintergrunde desto mehr hervor. Auf die alte Blüte Barcelona's, als seine Flaggen hochgeehrt in der ganzen Ausdehnung des Mittelmeers wehten und Griechen wie Osmanen vor den kühnen Catalanen zitterten, ist ein neuer Flor gefolgt, und diese Stadt ist das größte Emporium des spanischen Handels geworden, während Sevilla und Cadix längst von ihrer früheren Höhe herabgesunken sind. Ueberall gibt sich Gewerbthätigkeit kund, und ein Strom des reichsten Lebens wälzt sich von früh bis spät durch die Rambla zum Hafen hinab. Mit dem Fleiß und der Rührigkeit der Catalanen geht jedoch ein unruhiger, trotziger Sinn Hand in Hand, und ihre Hauptstadt hat, seit Catalonien mit der Krone von Castilien vereint ward, mehr als hundert Revolutionen erlebt. Besonders drängten sich solche Aufstände in der neuesten Zeit, und das Fort Montjuich muß stets mit starker Besatzung und geladenen Kanonen gerüstet sein, um die fortwährend drohenden Revolten zu unterdrücken. Es gibt wenige Städte, die einen angenehmeren Aufenthalt gewähren, als Barcelona. Hier hat man reichliche Auswahl von lockenden Spaziergängen, sowohl innerhalb wie außerhalb der Thore. Der Hafen bietet

immer einen belebten Anblick; wer Comfort und Luxus des Lebens in französischem Stil nicht entbehren mag, findet ihn hier mehr als irgend sonst in Spanien, außer in Madrid, und doch tragen Straßen und Plätze noch ein eigentümliches Gepräge. Vor dem Thore besuchte ich das freundliche Dorf Gracia und erinnerte mich des trefflichen Dichters Boscan, der zur Zeit Karl's V. dort seinen Wohnsitz hatte, und von dem uns liebliche Gemälde seines ländlichen Lebens im Kreise seiner Familie daselbst erhalten sind. Er, sowie einige andere spanische Dichter aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, namentlich die ihm befreundeten Antonio de Mendoza und Garcilaso de la Vega, sind sehr anziehend für mich. In ihren Poesien spricht sich ein humaner Sinn mit wahrer Herzenswärme aus, es findet sich darin keine Spur von dem Fanatismus, der einen so großen Teil der spanischen Literatur vergiftet, und es wird Einem schwer zu glauben, daß sie in der Zeit entstanden sind, wo schon die Scheiterhaufen der Inquisition flammten.

Auf meiner Weiterreise wollte ich nicht unterlassen, den Montserrate von neuem zu besuchen. Die Fahrt dorthin über Hügel und durch grünende Thäler, durch welche sich der Llobregat mit glitzernden Wellen hinschlängelt, ist sehr anmutig, die Kultur des Bodens überall vortrefflich. Man gelangt auf den berühmten Wallfahrtsberg, der neben San Jago de Compostella der besuchteste Andachtsort Spaniens ist, auf einer in vielen Windungen emporsteigenden Fahrstraße. Was den romantischen Reiz der Scenerie anlangt, so scheint mir dieser Montserrate einzig in seiner Art zu sein. Selbst das wundervolle Kloster San Benedetto bei Subiaco hat keine so prächtige Lage, wie das Heiligtum hier, über welchem sich die mit wildem Duftgesträuch bekleideten Kegel und Zinnen der Felsen in mannigfaltigen phantastischen Formen emportürmen. Ueber die anderen ragt noch ein steiler, mühsam zu erklimmender

Gipfel auf, der früher in gewissen Abstufungen bis nach oben mit Klausen von Einsiedlern bedeckt war. Zu der zaubervollen Scenerie, welche die Höhe darbietet, gesellen sich dann noch die herrlichsten Aussichten in die untenliegende Gegend, bis an das fern am Horizont aufblitzende Meer. Für den, der sich sehnt, in prachtvoller Natureinsamkeit zu sinnen und zu dichten, kann ich mir kaum einen besseren Wohnplatz denken, als in dem Pilgerhause nächst dem Kloster. Bei meinem Besuch des letzteren, wo jetzt nur noch wenige alte Mönche hausen, kam mir der niederschlagende Gedanke, daß aus dieser Oertlichkeit, in der Alles Frieden und Ruhe zu atmen scheint, sich Hader, Zwist und unsägliches Unheil über die Welt verbreitet hat. Hier war es, wo in die Seele Ignacio de Loyola's die erste Idee zur Stiftung des unseligen Ordens fiel, der das im sechzehnten Jahrhundert schon so herrlich emporstrahlende Licht der höheren Menschenbildung aufs neue, und vielfach mit großem Erfolg, in Finsternis zu hüllen trachtete und der noch heute in allen Ländern der Christenheit seine dunklen Pläne brütet. Einer vornehmen Familie entsprossen, hatte Loyola seine Jugend in wüstem Kriegsleben und nach Art des Don Juan Tenorio in Ausschweifungen verlebt, als er, auf dem Schlachtfelde schwer verwundet, in dies Kloster gebracht wurde. In Fieberqual auf das Krankenlager gebettet und in einem Geisteszustande, der eine psychiatrische Behandlung nötig gemacht hätte, glaubte er, himmlische Visionen zu haben, und aus diesen Halluzinationen erwuchs sein späteres Werk, der Giftbaum der Jesuitenlehre. Wie er früher durch alle Sümpfe der Sünde gewatet war, so fand er jetzt eine Art von neuer Wollust in den Geißelungen und Kasteiungen, durch die er sie sühnen zu können wähnte. Er pilgerte barfuß nach Jerusalem und glaubte hier, als er Nachts in der heiligen Grabeskirche kniete, eine Erscheinung Christi zu haben, welcher ihm befahl, einen Orden zu gründen, der die

Ausrottung der Ketzerei und die Unterwerfung der ganzen Welt unter die Macht des Papstes und der katholischen Kirche mit allen Mitteln der Gewalt und List zu seinem ausgesprochenen Zweck hätte. Nie ist der göttlichste der Namen schmählicher mißbraucht worden, als indem die von D. Ignacio gegründete Gemeinschaft sich die Gesellschaft Jesu nannte. Da der Wahn eine dämonische Macht über das Gemüt des Menschen ausübt und die Anbeter der indischen Göttin Kali sicher auf ihrem Totenbette Trost aus dem Bewußtsein schöpfen, daß sie viele Morde zu Ehren ihres Idols begangen haben, so mag Loyola wirklich der Ueberzeugung gewesen sein, er habe durch die Stiftung seines Ordens seine früheren Sünden abgebüßt. Aber sicher haben alle Exzesse sinnlicher Lust, denen er sich hingegeben, alle im Feld von ihm verübten Frevel der Menschheit weit minderes Verderben bereitet, als die Lehre des Truges und der Arglist, die er seinen Schülern hinterließ. Einer der Mönche zeigte mir in einem halbdunklen Gemache des Klosters die Stelle, wo Loyola die himmlische Offenbarung empfangen haben soll. Als ich dort weilte, glaubte ich eine sieche, hagere Gestalt mit bleichem Antlitz zu erblicken, die, in eine Kutte gehüllt, das Kruzifix auf die Brust drückte und mit halberloschenen Augensternen ins Leere starrte. Aus der nahen Kirche schallte eben der Klang der Abendmette und der Stimmen der wenigen Mönche, welchen hier noch zu sterben vergönnt ist, herüber, und als die sinkende Sonne nun ihre roten Strahlen durch das Fenster hereinströmte, war mir, als sei es das Licht der flammenden Holzstöße, an deren Schein sich das Gespenst vor mir weidete. Voll Entsetzen verließ ich die Zelle, und mein Atem hob sich freier, als ich draußen die wundervolle Landschaft vor mir ausgebreitet sah und beim Verglühen des Abendrots der Gesang der Mönche in der Kirche verhallte.

So viel Unsegen sich nun auch vom Montserrate aus über die Erde ergossen hat, so darf doch nicht verschwiegen

werden, daß aus der Gründung des Jesuitenordens, besonders in der ersten Zeit seines Bestehens, einzelne großartige Erscheinungen hervorgegangen sind. Ein starker Wille, gewaltige Energie in Durchführung desselben und Selbstaufopferung flößen immer Hochachtung ein, und diese wollen wir jenen Schülern Loyola's nicht versagen, welche, wie besonders Franz Xaver, unter tausendfältigen Gefahren und mit ungeheuren Anstrengungen Missionsreisen in das Innere von Asien, bis wohin vor ihnen noch nie ein Europäer gedrungen war, unternahmen. Gewiß fanden sich unter den Jesuiten einzelne Männer, welchen wir hohe Verehrung zu zollen haben; ich nenne vor Allen Friedrich Spee, der in der furchtbaren Periode der Hexenprozesse zuerst mutvoll und beredt gegen diesen himmelschreienden Unfug auftrat. Er steht in der vordersten Reihe Derer, die sich um die Menschheit verdient gemacht haben. Allein es ist ein flagranter Mißbrauch, wenn Einige die ihm gebührende Ehre auch seinem Orden zuführen wollen; denn Friedrich Spee mußte es vor seinen Oberen streng geheim halten, daß er der Verfasser der Cautio Criminalis sei, und würde von ihnen als Advokat der Hexen verfolgt worden sein, wenn sie seine Autorschaft entdeckt hätten. Wir wollen ihn, sowie die genannten Missionäre und die übrigen trefflichen Jesuiten preisen, wie sie es verdienen, aber dabei nicht vergessen, daß die meisten Mitglieder der Gesellschaft Jesu überall die Feuer der Hexenbrände geschürt, sich die Verfolgung angeblicher Ketzer zur Aufgabe gemacht und Gift und Dolch für solche bereit gehalten haben, die sich ihren Plänen widersetzten. Wann aber werden Apostel kommen, die mit demselben Eifer und derselben Kühnheit das echte Evangelium predigen, wie Franz Xaver den fernen Nationen ein Zerrbild desselben brachte?

Das Heiligtum des Montserrate wird noch viel von Wallfahrern besucht, und während der Tage, die ich auf dem

Berg verlebte, kamen deren manche an, zum Teil ganze Familien in jenen primitiven katalonischen Wagen, welche Tartanas heißen. Diese Wagen waren meist mit Kränzen geschmückt. Es gab ein hübsches Bild, wenn die Pilger sich am Abend in Gruppen vor dem Kloster lagerten und dann die jungen Männer und Mädchen beim Klang eines dudelsackähnlichen Instruments Tänze aufführten.

Auf dem weiteren Wege nach Aragonien verliert die Gegend ihr anmutiges Aussehen und wird, je mehr man sich Saragossa nähert, desto kahler und öder. Wenn der Naturfreund am Ebro die schattigen Kastanien zu finden erwartet, die nach dem Lied dort stehen sollen, so muß er sehr enttäuscht werden; denn die Ufer dieses Flusses sind ganz baumleer. Die Stadt Saragossa jedoch nimmt sich, von der Brücke gesehen, mit ihren vielen Türmen sehr stattlich aus. Ihr Inneres trägt einen mehr ernsten und strengen, als freundlichen Charakter, und einen gleichen hat ihre Bevölkerung, sowie die von ganz Aragon in der Geschichte gezeigt. Mit außerordentlicher Festigkeit hielten die Aragonesen lange Jahrhunderte hindurch an ihrer Verfassung und den ihre Freiheit schützenden Fueros fest, und jeder Sohn des Landes gab freudig Gut und Blut hin, um sie zu verteidigen. Der König mußte dieselben bei seinem Regierungsantritt beschwören und wurde nicht eher als Herrscher anerkannt, als bis er den Eid geleistet. Als aber Philipp II., da sein von ihm verfolgter Staatssekretär Antonio Perez sich unter den Schutz dieser Fueros geflüchtet hatte, das Land unter seine despotische Alleingewalt zu bringen und dessen Privilegien zu brechen trachtete, erhob sich das Volk und besonders die Einwohnerschaft der Hauptstadt in heldenhafter Anstrengung. Doch nach fruchtlosem blutigem Kampfe wurde ihr Widerstand gebrochen. Die Fahne der absoluten Herrschaft ward auf den Wällen von Saragossa aufgepflanzt, und Rad und Galgen begannen gegen

die kühnen Verteidiger ihrer Rechte zu wüten. Seitdem lag Aragonien im Staube und konnte nur noch ohnmächtig wider den Stachel der spanischen Herrschaft lecken. Aber noch einmal zeigten sich die Bürger Saragossa's in einem Heroismus, welcher dem ihrer Väter zu Philipp's Zeiten gleichkam. Die Verteidigung der nur schwach befestigten Ebrostadt gegen das Napoleonische Heer ist eine der großartigsten Begebenheiten der neueren Geschichte und darf mit derjenigen von Sagunt und Numantia gegen die Römer verglichen werden. Als nach langem verzweifeltem Widerstande die Franzosen in die Mauern eingedrungen waren, kämpften die Bürger, und in ihren Reihen selbst Weiber, neben den Soldaten unter der Anführung des kühnen Palafox um jeden Fußbreit des Bodens in allen Straßen, Häusern und selbst Gemächern. Oft waren in den Gebäuden die verschiedenen Stockwerke und Stuben hier von Spaniern, dort von Franzosen besetzt, die sich gegenseits bekriegten, und auf den Gängen wie auch unten auf den Gassen türmten sich die Leichen hoch empor. Würdig ist dieser erstaunliche Kampf in den folgenden, trotz des schlechten Reimes bewundernswerten Versen von Heinrich v. Kleist besungen worden:

An Palafox.

Tritt mir entgegen nicht, soll ich zu Stein nicht starren,
Auf Märkten, oder sonst, wo Menschen atmend gehn,
Dich will ich nur am Styx, bei marmorweißen Scharen,
Leonidas, Armin und Tell, den Geistern, sehn.

Dir ließ ich, heiß wie Glut, ein Lied zum Himmel dringen,
Erhab'ner, hättest Du Geringeres gethan.
Doch was der Ebro sah, kann keine Leier singen,
Und in dem Tempel still häng' ich sie wieder an.

Man begreift, mit welchen Empfindungen Kleist und andere deutsche Männer, in deren Brust ein gleich glühender Haß gegen die Fremdherrschaft wohnte, die Nachrichten von dem Riesenkampfe auf der pyrenäischen Halbinsel vernahmen.

Während Deutschland noch tief am Boden lag und nur zu Viele den Staub von den Füßen des fremden Eroberers und seiner Kreaturen leckten, hatten sich die Spanier wie Ein Mann erhoben, um Krieg bis zum Messer zur Abschüttelung des Joches zu führen. Der Kampf, in dem sie mit nicht dagewesener Energie bis zur Erreichung ihres Zieles ausharrten, war für die anderen Völker ein Signal, das sie zu gleicher Thatkraft aufrief, indem es ihnen zeigte, der französische Gewaltherrscher sei nicht unüberwindlich. Aber noch Jahre sollten vergehen und manche edlen Herzen brechen, ehe die Deutschen sich aufrafften, und auch Kleist war es nicht vergönnt, das Morgenrot der Befreiung zu sehen. — Wenn man den Spaniern hohe Bewunderung für ihre, in dem Unabhängigkeitskriege bewiesene Tapferkeit zollt und es auch an ihnen preisen muß, daß sie alle anderen Erwägungen hintanstellten, um ihre Nationalehre zu retten, so kann man sich auf der anderen Seite der Betrachtung nicht entziehen, daß sie durch die Abschüttelung der Fremdherrschaft unmittelbar nichts gewannen und in traurigere Zustände zurücksanken, als Napoleon ihnen gebracht haben würde. Denn wie viel die unterworfene Nation auch von den Franzosen zu dulden gehabt hätte — das Regiment der letzteren wäre sicher doch noch ein besseres gewesen als das eines Ferdinand VII., welcher, wie schon sein Vater gethan, das Aeußerste leistete, um durch einen entwürdigenden Despotismus voll Arglist und Niedertracht sein Volk zur Verzweiflung zu bringen, und auch den Keim der Erbitterung so tief in dessen Herz pflanzte, daß es sich in Revolution gegen denjenigen erhob, von dessen Wagen es einst die Stränge abgehauen hatte, damit er Madrid nicht verließe. Diese Empörung, welche, wenn je eine so heißen konnte, eine gerechte genannt werden muß, wurde dann in der unseligen Restaurationsepoche wieder durch Frankreich unterdrückt, indem dasselbe ein Heer unter dem Herzog von Angoulême sandte,

um den feigen Despoten von neuem einzusetzen und die edelsten Männer Spaniens, die sämmtlich auf der Seite der Konstitutionellen gestanden, seiner Rache auszuliefern. Hierdurch wurde der Widerwille der Spanier gegen die Franzosen abermals geschürt, und obgleich die Pariser Sitten mächtig über die Pyrenäen gedrungen sind und auch französische Werke die Lieblingslektüre der Gebildeten dort ausmachen, währt dieser Haß doch wenigstens unter den niederen Klassen unvermindert fort. Wenn ein Fremder arg beschimpft werden soll, so wird er Franzose genannt. So haben in den kleineren Orten, besonders Andalusiens, ungezogene Gassenjungen oft hinter mir hergerufen: Franchuto! und ich verfiel deshalb auf das Mittel, die andalusische Tracht anzulegen, wo ich denn unbehelligt blieb. Uebrigens ist, wie ich glaube, das Nationalgefühl der Spanier auch bei den höheren Ständen noch immer dasselbe, wie zu Anfang unseres Jahrhunderts und würde, wenn eine fremde Nation sie sich zu unterwerfen versuchen sollte, mit derselben Macht wieder auflodern, wie ehemals gegen die Napoleonische Herrschaft.

Da die Aragonier jetzt seit Jahrhunderten mit den übrigen Spaniern verschmolzen sind, denkt man kaum noch daran, welche große Rolle sie einst in der Geschichte gespielt, wie aragonische Könige die Krone von Sicilien und Neapel getragen haben. Wir Deutschen sollten besondere Sympathie für die Herrscher dieses Landes haben; denn sie waren es, welche den Handschuh aufnahmen, den Konradin vor seiner Hinrichtung von der Henkerbühne unter die versammelten Ritter schleuderte. Sie vollführten die Sühne für den letzten Hohenstaufen an den Anjous und retteten die Töchter Manfred's aus den unterirdischen Kerkern des Kastell dell' Uovo zu Neapel, in dem sie viele Jahre geschmachtet hatten. Die kühnen Thaten der Aragonesen im Mittelalter sollten auch nicht vergessen werden, und dafür hat der treffliche Muntanèr

gesorgt, dessen Chronik wegen der naiven Frische und anschaulichen Lebendigkeit, mit der sie die wechselndsten Begebenheiten erzählt, eher ein Heldengedicht zu nennen ist. Bis in den fernen Osten erscholl der Kriegsruhm der Aragonier, als sie in Gemeinschaft mit den Catalanen zuerst den griechischen Kaisern gegen die Türken beistanden, dann aber selbst eine Art von Herrschaft am Schwarzen Meer und Hellespont ausübten, sich auch Athens, dessen fränkischen Herzog sie vertrieben, bemächtigten und bis nach Böotien hin sich zu Herren des Landes machten. Ihre fast romanhaften Großthaten am Bosporus wie in den griechischen Gewässern haben einen ausgezeichneten Geschichtschreiber in Don Francisco de Moncada gefunden. Der Name dieses Mannes muß mit höchster Achtung genannt werden. Derselbe gehört in die Reihe jener Spanier des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, welche glaubten, ihre hohe Geburt noch dadurch zu adeln, daß sie nicht nur in Staats- und Kriegsdiensten ihrem Vaterlande nützten, sondern auch als Schriftsteller ihre Nation verherrlichten. Einer der vornehmsten Familien entstammend, Gesandter Philipp's III. in Wien, dann aber auch wieder Befehlshaber im Kriege, krönte er seine mannigfaltigen Verdienste noch durch Abfassung des erwähnten Geschichtwerkes, das als klassisch gelten kann.

Das heutige Saragossa trägt noch manche Spuren der Verheerung, die es im Jahre 1808 erlitt; doch hat man in neuerer Zeit viel für die Wiederherstellung und Verschönerung der Stadt gethan, auch Spaziergänge angelegt, an denen es sehr fehlte. Es ist unbegreiflich, wie in früherer Zeit die Bürger der Städte so wenig das Bedürfnis gefühlt haben, sich in schattigen Alleen zu ergehen. In Saragossa, sollte man denken, müßten sie besonders darnach Verlangen gehabt haben; denn der Sonnenbrand muß hier im Sommer furchtbar gewesen sein. Vor den Thoren jedoch fanden sie früher

nirgends einen schattigen Gang, auf dem sie hätten lustwandeln und freiere Luft schöpfen können. Gegenwärtig gewähren die neuen Anpflanzungen wenigstens im Frühling einen angenehmen Aufenthalt und sind am Abend sehr belebt. Aber vor Allem sollte man doch, was bisher nicht geschehen ist, Bedacht darauf nehmen, die Ufer des Ebro mit Bäumen zu schmücken; dann würde bei den schönen Aussichten auf die Stadt, die sich dort bieten, kein anderer Platz so sehr zum Umherwandeln einladen. Hätten die Franzosen, was ich übrigens keineswegs wünschen will, Spanien im Besitz behalten, sie würden sicher weit mehr gesorgt haben, die Umgebung und auch das Innere der Städte durch Gartenanlagen zu verschönern, wie denn auch Venedig erst ihnen seine giardini publici verdankt. Der Sinn für Natur ist doch den Nordländern viel mehr eigen, als den Bewohnern des Südens.

Meine weitere Reise durch Oertlichkeiten, die ich schon kannte, will ich übergehen und nur von dem Ausfluge reden, den ich von Plasencia, dieser freundlich gelegenen, sonst jedoch wenig interessanten Stadt Estremadura's, gemacht habe. Der Ritt galt dem berühmten Kloster St. Yuste und wurde in nicht viel mehr als einem halben Tage zurückgelegt. Der erste Teil des Weges ist recht anmutig, namentlich wo er durch das malerische und fruchtbare Thal von Vera führt. Ich übernachtete in der kleinen Stadt Pasaron, um von dort aus das nicht mehr ferne Kloster zu besuchen. Es war mehr der Wunsch, eine so berühmte und an Erinnerungen reiche Stätte zu sehen, als besondere Verehrung für Karl V., was mich trieb, die Exkursion zu seinem letzten Zufluchtsorte zu unternehmen. Mit wie viel gehobenerer Empfindung habe ich die Plätze betreten, die durch das Andenken an wahrhaft große Männer geweiht sind. Den Turm des Galilei in Arcetri, die Häuser des Shakespeare in Stratford, des Cervantes in Madrid, des Tizian in Cadore, des Petrarca in Arcua!

Karl V. war doch nur klein in einer gewaltigen Zeit und unfähig, das ungeheure Amt, das ihm anvertraut ward, zu führen. Die Periode seiner Regierung war vielleicht die größte, welche die Weltgeschichte kennt. Mächtig regte sich in ganz Europa ein aus dem Mittelalter aufstrebender, nach Erkenntnis und höherer Menschenbildung ringender Geist; das wiedererwachte Altertum hatte von dem gefallenen Byzanz aus seinen befruchtenden Samenstaub über alle Länder verbreitet; selbst bis in die Zellen der Mönche war derselbe gedrungen. Auf den hohen Schulen Italiens, Deutschlands und selbst Spaniens wurde die Weisheit der Griechen gelehrt; die Naturwissenschaften begannen ihre ersten großen Entdeckungen zu machen; neue unendliche Länderstrecken waren aus dem Meer aufgetaucht und Verbindungsstraßen zwischen den verschiedenen Weltteilen hergestellt worden, wodurch auf einmal der Horizont der Menschheit sich ungeheuer erweitert hatte. Die Buchdruckerkunst konnte jede neue Quelle der Erkenntnis schnell überallhin leiten. Und in dieser hochwichtigen Periode ward Karl V. zur Lenkung des größten Reiches berufen, das je einem Monarchen unterworfen gewesen ist. Wäre er ein wahrhaft bedeutender Herrscher von ebenso hellem Geiste wie energischem Willen gewesen, so hätte er auf einmal die Geschichte in ganz neue Bahnen gelenkt; er hätte die Freiheit der Völker, die Entfesselung des Gedankens auf sein Banner geschrieben und damit bei dem in ganz Europa unwiderstehlich hervorbrechenden Drange einen ungeheuren Anhang gewonnen, mit dem er allen Widerstand hätte zu Boden werfen können. Freilich war auch die Zahl der Anhänger der alten Zustände eine große; das Papsttum gebot noch über eine starke Macht; aber wenn Friedrich II. unter unendlich schwierigeren Umständen den Kampf wider dasselbe aufgenommen — warum hätte Karl es nicht thun sollen? Für ihn waren alle Aussichten auf Erfolg so günstig, wie sie für Jenen von vornherein ungünstig gewesen.

Aber Friedrich II. war einer der genialsten Männer aller Zeiten, der größte Herrscher, der je ein Scepter geführt, und mit ihm verglichen erscheint Karl in einer fast erschreckenden Kleinheit. Wenn der Hohenstaufe, ein Halbgott an Kraft, voll feurigen Muts und kühner Entschlüsse war, wenn er an klarem Geistesblick sein ganzes Zeitalter überragte, so blieb der spätere Kaiser in jener Hinsicht hinter Vielen seiner Tage zurück. Er erkannte nicht die Größe der Epoche, in der er lebte, und war überdies eine schwankende Natur, die sich mehr von außen drängen ließ, als aus eigenem innerem Antriebe handelte. So gab er denn, statt das aufgestiegene Licht höher über die Welt emporzuführen, vielmehr den Anstoß dazu, daß diese auf mehr als ein Jahrhundert in die alte Finsternis zurücksank, aus welcher sie zur Zeit seiner Geburt eben emporstrebte. Ob je freiere und höhere Gedanken in seiner Seele Platz gefunden, mag ungewiß sein; sicher ist jedoch, daß gegen Ende seines Lebens sein Geist so düster umnachtet war, wie der seines Sohnes Philipp, und daß er diesen sogar in seinem fanatischen Eifer zur Unterdrückung jeder politischen und religiösen Freiheit noch bestärkte. Allein wenn man hiernach sicher keine Verehrung für Karl V. hegen kann, so vermag man doch ein menschliches Mitgefühl für ihn nicht zu unterdrücken; denn er war tief unglücklich von Jugend auf, und eine an Geistesstörung grenzende Melancholie scheint auf ihn von seiner Mutter, der „tollen Johanna“, übergegangen zu sein. Als Knabe schon hatte er gesehen, wie diese mit stierem Auge auf die Leiche seines Vaters blickte, die sie hatte einbalsamiren lassen und von der sie sich nie trennen mochte. Mit siechem Körper und von steten Schmerzen geplagt, reiste er zu wiederholten Malen von einem Ende seines weiten Reiches zum andern, das ebenso von Aufruhr wie von steten Kriegen durchwühlt ward. Sein Trübsinn war oft so groß, daß er Tage und Wochen lang kein Wort sprach und es verweigerte,

seine Namensunterschrift unter irgend ein ihm vorgelegtes Dokument zu setzen. Früh gealtert, faßte er endlich den Entschluß, die Regierung niederzulegen und sich in das Hieronymitenkloster St. Juste zurückzuziehen, wo er jedoch nur noch zwei Jahre verlebte, indem ihn der Tod ereilte, bevor er noch das Greisenalter erreicht. Das Kloster liegt inmitten öder Hügel und steht nicht mehr seinem ganzen Umfange nach aufrecht, indem ein beträchtlicher Teil desselben während des Franzosenkrieges von den Soldaten des Marschalls Soult zerstört wurde. Es sind jetzt keine Mönche mehr dort, und auch die noch vorhandenen Gebäude, welche aus einer Kirche und den an sie angrenzenden, von Karl V. zum Zwecke seines Aufenthaltes errichteten Räumen bestehen, sind in verwahrlostem Zustande. Als ich mich dem Thore näherte, dachte ich an Platen's Pilgrim von St. Juste. In dem Wohngemach des Kaisers ist eine Inschrift angebracht, welche sagt, derselbe habe an jener Stelle am Tage vor seiner letzten Erkrankung gesessen. Von einem Fenster aus, das sich nach der Kirche zu öffnete, nahm er an dem Gottesdienste teil. In dem nahen Garten steht ein alter Nußbaum, unter dem er oft geruht haben soll. Welch ein Schluß für ein so viel bewegtes Leben! Kaum hätte Karl irgendwo sonst eine so tiefe Einsamkeit finden können. Zu diesem abgelegenen Orte drang kein Zittern der Bewegungen, die sein Reich erschüttert hatten. Zwar in Deutschland stürmte es noch; in Spanien indessen sorgte Philipp II. dafür, daß allhin Todesstille waltete. Karl V. hatte noch einige Hofbeamte in seiner Umgebung; auch soll er zu seiner Erheiterung den kleinen Don Juan D'Austria zu sich haben kommen lassen. Dieser damals erst zehnjährige Knabe, der Sprößling einer Liebschaft des Kaisers mit der schönen Regensburgerin Barbara Blomberg, mochte durch sein Lächeln und seine kindlichen Spiele vielleicht bisweilen den Trübsinn des Vaters erheitern. Hätte der Letztere, der den

Sohn besonders liebte, ahnen können, der schöne, blühende Knabe, der künftige Sieger von Lepanto, werde durch die Eifersucht seines Stiefbruders Philipp schon in jungen Jahren seiner Heldenlaufbahn entrissen werden! Wenn die kurzen Momente froher Stimmung, in die der Kleine den Vater versetzte, vorüber waren, so sank dieser in sein finsteres Brüten zurück, quälte sich mit Gewissensbissen darüber, daß er nicht Luther habe verbrennen lassen, wodurch nach seiner Meinung die ganze Reformation im Keime erstickt worden wäre, oder sandte Botschaft an Philipp II., um ihn zu noch größerer Strenge gegen die Ketzer zu ermahnen. Philipp's Geist dagegen war von dem Verdacht umdüstert, der Vater könne seine Thronentsagung bereuen und das Königreich wieder für sich in Anspruch nehmen; er hielt daher Späher, die ihn in St. Yuste überwachen mußten. Was die Sage von dem Leichenbegängnis betrifft, das Karl schon bei seinen Lebzeiten für sich habe halten lassen, so hat sie sich als eine bloße Legende herausgestellt. Der Aufenthalt des Mannes, der aus freiem Entschluß die Herrschaft über die halbe Welt niedergelegt, um hier in stiller Abgeschiedenheit zu leben, hat etwas der Phantasie Imponirendes, wodurch sich erklärt, daß dergleichen Traditionen sich bildeten. Allein wenn man glaubt, er habe sich ganz der Askese hingegeben, sich Kasteiungen und strenges Fasten auferlegt oder gar, wie die Einsiedler der thebaischen Wüste, sich von Heuschrecken genährt, so muß eine solche Vorstellung berichtigt werden. Es hat sich aus Papieren, die im Kloster aufgefunden wurden, herausgestellt, daß der kaiserliche Zönobit in seiner mönchischen Zurückgezogenheit eifrig den Freuden der Tafel huldigte, daß Kuriere ihm stets die ausgesuchtesten Leckerbissen zuführen mußten, und daß er zuletzt auch an einer Unverdaulichkeit, die er sich durch allzu reichlichen Genuß von solchen zugezogen, gestorben ist.

18.

Lissabon, den 1. Mai 1853.

Wenn man aus Spanien, und besonders aus Andalusien, nach Portugal kommt, fühlt man sich eben nicht aufs angenehmste berührt. Das rege Volksleben, das dort herrscht, die Leichtigkeit im Umgang, das muntere Treiben auf den Straßen der Städte an den Abenden und bis in die Nacht hinein vermißt man hier. Lissabon, obwohl sehr groß und bevölkert, erscheint öde und totenstill im Vergleich mit der kleinsten andalusischen Ortschaft. Es lagert eine tiefe Melancholie auf den weitgedehnten Plätzen und Gassen der portugiesischen Hauptstadt, die sich in fast unübersehbarer Ausdehnung über Hügel und Thal längs des Tajo hinzieht. Sie ist seit dem furchtbaren Erdbeben des vorigen Jahrhunderts, das sie fast ganz zerstörte, stattlich und sogar glänzend wieder aufgebaut. Doch schon vor jenem schrecklichen Naturereignis war Portugal eine Ruine; seine Größe lag in der Vergangenheit, und da das Land sich nicht wieder erhob, konnte auch seine neuerbaute Hauptstadt bei aller Pracht der Gebäude nur eine geputzte Leiche sein. Trauernd weist hier Alles auf die für immer hingeschwundene Periode hin, als dieses Land lange vor allen anderen Europas den Pfad der großen Entdeckungsreisen einschlug und die kühnen Unternehmungen der Lusitanen zur See die Welt in Erstaunen setzten. Noch kauerten die Schiffer aller Länder bang am Strande. Sich nur um einige Grade nach Süden vorzuwagen, galt für äußerst gefährlich; man glaubte, weiter nach dem Aequator zu könne kein lebendes Wesen mehr atmen, der Sonnenbrand müsse die Bretter der Schiffe in Kohlen verwandeln. Aber der Infant Don Heinrich, genannt der Seefahrer, hatte von seinem Schlosse unfern des Kap Vincent von Jugend an mit neugierigen Blicken in das unendliche Meer hinausgespäht, dessen Wellen

zu seinen Füßen um die Klippen brandeten und ihm Kunde von fernen Zonen brachten. Wenn er an der Küste wandelte, las er Pflanzen aus der Flut auf, die durch ihre fremdartige Beschaffenheit zeigten, daß sie an anderen Ufern, als denen Portugals, gewachsen waren. Himmelskunde, Mathematik und die geographischen Werke aller Länder wählte er zu seinem Lieblingsstudium. Dabei jedoch zog er eifrig Nachrichten von den Schiffern ein, und durch die Aussagen einiger, die durch Stürme weit nach Süden verschlagen worden waren, gewann er die Ueberzeugung, das Weltmeer berge dort noch viele Länder, die sich dem Mutigen erschließen würden. Er rüstete nun auf seine Kosten Schiffe aus, welche die Fahrt unternehmen sollten, und ließ junge Leute in den nautischen Wissenschaften unterrichten, um auf jenen mit tüchtigen Matrosen bemannten Fahrzeugen die Entdeckungsreisen zu leiten. So tauchten nach und nach Madeira, die Azoren, die Küsten von Guinea aus den Fluten auf; Kap Bojador wurde umschifft und die verwegenen Segler brachten niegesehene Produkte jener fernen Gestade nach Portugal heim. Wenn der Infant anfänglich wegen seiner tollen und abenteuerlichen Expeditionen von den Weisen seiner Zeit verhöhnt worden war, so verstummten nun die tadelnden Stimmen. Er selbst aber hatte sich hiermit noch nicht Genüge gethan und sandte immer neue Flottillen. Nachdem die Meinung von der allzerstörenden Hitze der Tropen sich als irrig erwiesen, war dem weiteren Vordringen keine Grenze gezogen, und er ging nun darauf aus, einen Weg zu finden, der um das südliche Ende von Afrika nach Indien führte. Er sollte dies nicht mehr erleben; der Weg der Entdeckungen jedoch war nun erschlossen. Ein kühner Unternehmungssinn durchdrang nach und nach die ganze Nation, und die Jugend Portugals drängte sich auf den Pfad, der Ruhm, Ehre und Gewinn verhieß. Unter Emanuel dem Großen brach die Glanzepoche dieser Seefahrten und Erobe-

rungen und mit ihnen die Blütezeit Portugals an. Das Kloster und die Kirche von Belem, an der Westseite von Lissabon am Tajo gelegen und zu den wenigen Bauwerken gehörend, die das Erdbeben nicht zerstört hat, stehen noch als Erinnerungszeichen dieser Zeit da. Von hier, wo am Strand des Flusses ein alter Turm aufragt, segelte die Flotte des Vasco de Gama ab, welche zuerst das Vorgebirge der guten Hoffnung umschiffte, und das Gestade wird noch heute das „Ufer der Thränen“ genannt, weil die Weiber und Angehörigen der vermessenen Seeleute, die zu dem gefahrvollen Zuge abreisten, beim Abschiednehmen so viel weinten. Hier aber wurden nachher auch die Trophäen der siegreichen Argonauten gelandet: der Weihrauch und die Spezereien Indiens, Schätze, den Sultanen von Calikut und Goa abgenommen, Gefangene, braun von Antlitz, in baumwollene Gewänder gehüllt, zu den fremden Göttern Brahma und Wischnu betend. Wunderbar waren die Erfolge, welche die ersten kleinen Häuflein der Lusitanen auf den weiten Gebieten der Gangeshalbinsel über die unermeßlichen Streitkräfte der Eingeborenen davontrugen, und an ihnen entzündete sich die Begeisterung des Volkes, daß es neue und neue Scharen aus dem Mutterlande sandte. Bei der Eroberung von Diu und von Goa wurden Thaten vollbracht, die zu den größten der Geschichte gehören, und die beiden Almeidas, der gewaltige Albuquerque weichen keinem Helden alter und neuer Zeit. Aber wie ein Portugiese zuerst den östlichen Weg nach Indien gefunden, so war es gleichfalls ein Sohn dieses Landes, Magelhaens, der den noch ungleich größeren westlichen Weg dorthin entdeckte und zum erstenmal die Umsegelung der Erde vollbrachte. So wurde der schmale Küstenstrich am Westrand der iberischen Halbinsel plötzlich eines der mächtigsten Reiche; seine Flotten erfüllten alle Meere, seine Fahnen wehten siegreich über einen großen Teil Indiens. Indes auch in Amerika faßten die Portugiesen

Fuß und nahmen nach und nach Besitz von den unermeßlichen Landstrecken am Amazonenstrom. Doch die Tage der Größe Portugals waren gezählt; dieselbe erlitt einen jähen Sturz durch den König Sebastian. Wären die Unternehmungen dieses unglücklichen Fürsten erfolgreich gewesen, so würde die Geschichte ihn verherrlichen; da er aber einem schweren Schicksalsschlage erlag, so tadelt sie ihn als unbesonnen. Um die Herrschaft seines Landes, sowie auch die des christlichen Glaubens auszudehnen, zog er mit einem stattlichen Heer einem Kronprätendenten von Marokko gegen den Scheriff dieses Reiches zu Hilfe, indem er sicher darauf rechnete, im Falle des Sieges dem Prätendenten nur eine Scheinmacht zu lassen und diesen Teil von Afrika seiner Gewalt zu unterwerfen. Unstreitig sind manche Unternehmungen, die von Sieg gekrönt wurden, mit weniger Mitteln und mit geringerer Aussicht auf Erfolg begonnen worden. Es war das sogar bei Gama's erster Landung in Indien der Fall gewesen. Allein das Glück wandte sich gegen Sebastian; er selbst fiel in der Schlacht von Alcazar; die Blüte des portugiesischen Adels deckte das blutgedrängte Feld, und nur wenige seiner Krieger entrannen in die Heimat. Nun begannen schlimme Tage für Portugal; unter den verschiedenen Thronbewerbern behauptete Philipp II. den Sieg, und er besetzte das Land. Sein eisernes Scepter ruhte schwer auf dem Volke. In seinem Jammer spiegelte dieses sich die Hoffnung vor, Sebastian sei nicht getötet worden und werde zurückkehren, um sein Reich wieder in Besitz zu nehmen. Die Stimmung wurde von mehreren Abenteurern benützt, welche sich für den König ausgaben, der nur verwundet worden sei. Unter ihnen erregte besonders Einer großes Aufsehen, der zunächst in Venedig auftrat und behauptete, er habe sich aus der Schlacht von Alcazar gerettet, dann längere Zeit als Einsiedler gelebt. Seine Aussagen fanden nicht nur in Portugal vielfachen Glauben, sondern riefen

auch im übrigen Europa Teilnahme für ihn hervor. Doch selbst der sonst so unabhängige Senat Venedigs wagte es nicht, ihn gegen den gefürchteten Philipp in Schutz zu nehmen, kerkerte ihn vielmehr ein und verwies ihn sodann aus dem Gebiet der Republik. Zuletzt scheint der Pseudo-Sebastian in spanische Gewalt gefallen zu sein, wovon seine Hinrichtung die Folge gewesen sein muß. Ein gewisses Dunkel ruht noch immer auf dem Ende Sebastian's, und es liegt nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, daß er, ebenso wie der russische Demetrius, der märkische Waldemar und der Graf Balduin von Flandern, nicht umgekommen, sondern nach wechselnden Schicksalen in die Heimat zurückgekehrt sei und seine Herrschaft wieder in Anspruch genommen habe. Die Macht Portugals übrigens war seitdem gebrochen; nachdem es etwa fünfzig Jahre lang unter spanischem Scepter geseufzt, brachte Johann von Braganza, unter dem Jubel des Volkes, wieder eine einheimische Dynastie auf seinen Thron. Allein diese vermochte nicht, es von seinem Falle emporzurichten. Der Gedanke ist niederdrückend, daß eine große Periode für immer dahin sei, und so, wenn ich an dem jetzt verödeten Ufer des Tajo beim Turme von Belem stehe und meinen Blick meerwärts über die Wellen des Stromes gleiten lasse, gebe ich mich oft der Idee hin, ein fernes Segel, das am Horizont auftaucht, trage den König Sebastian aus Afrika heim, daß er sein Volk und sein Land wieder zu der ehemaligen Größe zurückführe.

Es ist auffallend, wie weit die goldene Zeit der Geschichte Portugals schon am Gesichtskreis der Welt herabgesunken ist. Während ein Pizarro, ein Cortez, welche das neueroberte Amerika mit Leichen und rauchenden Trümmern überdeckten, während Philipp II. und seine Nachfolger, die den Ruin Spaniens verursachten, zu den berühmtesten Männern der Geschichte gezählt werden, findet man die Heroen der Lusitanier, die einen weit höheren Anspruch auf Nachruhm haben, die

beiden Johann und den großen Emanuel, die ihr kleines Land zu einem der mächtigsten Reiche erhoben, nur selten genannt. Ein Name, einzig aus jener Zeit, erfüllt jetzt alle Länder mit seinem Klang, und dies ist derjenige eines Mannes, welcher während seines Lebens kaum irgend eine Beachtung fand und nach mannigfachem Elend in Dunkelheit und Armut starb. Wenn einst die Herrscher und Reichen stolz auf ihn herabblickten, ist seine Gestalt nun gigantisch gewachsen, so daß sie neben ihm nur als Pygmäen erscheinen. Man könnte fast sagen, vom ganzen alten Portugal sei nichts mehr übrig geblieben, als Luis de Camoëns und sein Gedicht. Die Portugiesen weihen ihm fast göttliche Verehrung, weil in seinen Gesängen noch die ehemalige Herrlichkeit ihres Landes fortlebt, weil in ihnen ihr gewaltiges indisches Reich, das jetzt bis auf das kleine Goa zusammengeschrumpft ist, noch in der früheren Glorie fortstrahlt. Aber auch im übrigen Europa wird Camoëns in die Reihe der größten Dichter aller Zeiten gestellt. Ob dieses Urteil auf wirklicher Kenntnis seiner Werke beruhe, oder nicht vielmehr auf Hörensagen hin gefällt werde, bleibt freilich dahingestellt. Das Schönste, was Camoëns geschrieben, sind nach meiner Meinung einzelne seiner Canzonen und Sonette; in ihnen waltet warme und tiefe Empfindung; seine Liebesgedichte sind frei von konventionellen Phrasen und sprechen, dem Herzen entquollen, wieder zum Herzen, und in den Canzonen, die sich auf seine unglücklichen Lebensschicksale beziehen, herrscht eine sanfte Melancholie, deren Eindrücken sich wohl nur wenige Gemüter verschließen können. Indes nicht diese Lyrica sind es; vielmehr ist es das Epos, die Lusiaden, wofür Camoëns in den Himmel erhoben wird. Es hat sogar nicht an Solchen gefehlt, die ihn dem Homer an die Seite stellten; von Anderen freilich wurde er als Epiker auch wieder tief herabgesetzt. Was besonders an den Lusiaden getadelt worden, ist die Einführung der griechischen Mythologie,

so daß die antiken Götter und Göttinnen darin neben dem dreieinigen Gott und neben Christus auftreten. Uns erscheint dies nun allerdings etwas lächerlich; allein in anderem Licht werden wir es erblicken, wenn wir denken, wie Frau Venus schon in den mittelalterlichen Sagen eine große Rolle gespielt hatte, und in wie berauschendem Glanz, mit wie sinnlicher Lebendigkeit — als wären sie wirkliche Wesen — darauf zur Renaissancezeit die alten Gottheiten sich wieder der Phantasie bemächtigten. Man könnte auch sagen, daß den Bekennern eines anderen als des christlichen Glaubens eine solche Vermengung gar nicht anstößig sein könnte, wie auch wir es nicht sehr auffallend finden würden, wenn in einem Sanskritgedicht Götter anderer Völker zwischen denen der Inder aufträten. Mag aber dieser von Voltaire so schwer gerügte Uebelstand minder schlimm sein, als es den Anschein hat, so ist es dagegen unerträglich, wenn in dem Epos des Camoëns Thetis zu Gama sagt, sie und die anderen Gottheiten seien nur Gebilde der menschlichen Einbildungskraft. Einen großen Teil des Gedichtes füllt eine Erzählung der portugiesischen Geschichte, welche ziemlich langweilig ist. Man hat von den Lusiaden in überschwänglichen Ausdrücken gerühmt, es herrsche darin ein Glanz und eine Farbenpracht, wodurch sie den Roland des Ariost überträfen, es wehe uns aus ihnen ein exotischer Blütenduft entgegen, wie ihren Helden, als sie sich den indischen Gestaden näherten, und Camoëns habe jene fernen Gegenden mit überraschender Wahrheit und Treue geschildert. Nachdem Solches einmal ausgesprochen worden, haben es zahlreiche Literaturhistoriker, die vermutlich die Lusiaden nie gelesen, wiederholt. Von dem Allem kann ich nichts finden. Camoëns war ganz erfüllt von den lateinischen Dichtern, die zu seiner Zeit besonders hoch gepriesen wurden, namentlich von Virgil; und wie bei seinen Bildern überhaupt, so hatte er bei seinen Naturschilderungen auch weit mehr die ihrigen

vor Augen, als die Gegenden, die er selbst gesehen. Von seinen Zeitgenossen wurde ihm das als Verdienst angerechnet; denn sie schätzten einen Dichter um so höher, je mehr er sich an die Alten anlehnte. Uns indessen kann dies nicht aufs angenehmste berühren. Mir ist es bei der Lektüre des Camoëns höchst auffällig gewesen, wie äußerst wenig er die tropische Landschaft und die Erscheinung der südlichen Meere Indiens in ihrer charakteristischen Eigentümlichkeit vor uns hintreten läßt. Es frappirt das um so mehr, als er in seinen Canzonen die Natur seines Vaterlandes, die Ufer des Mondego, wohl darzustellen weiß. Daß die Lusiaden einzelne Schönheiten enthalten, leugne ich freilich nicht; es sind besonders die Erscheinung des Riesen Adamastor auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und der Tod der Inez de Castro. Diese Stellen verdienen gewiß Lob; daß sich jedoch in ihnen ein großer Dichter zeige, etwa wie in den Episoden der Francesca von Rimini und des Ugolino im Dante, vermag ich durchaus nicht zu finden. Der Inez werden einige rührende Worte in den Mund gelegt; aber dann wird man wieder gestört durch Erwähnung der Polyxena, des Ninus, der Semiramis und anderer Namen aus der alten Geschichte, wie bei der Erscheinung des Adamastor durch den Vergleich mit dem Koloß von Rhodos. Schwerlich wird Jemand, wenn er aufrichtig ist, behaupten, daß er von den beiden berühmten Passagen gepackt und hingerissen worden wäre. Und gehörten selbst diese Stellen zu dem Schönsten in der Poesie, so würden sie doch das oft ermüdende und in seinem historischen Teil zur Prosa herabsinkende Ganze noch nicht zu einem Werk ersten Ranges erheben können. Aber es ist mehr die Lebens- und die Leidensgeschichte des Camoëns, als sein Epos, was ihn unsterblich gemacht hat. Jene ist ein Gedicht, gewaltiger und ergreifender als Alles, was er geschrieben hat. Seine frühe Liebe zu der Hofdame Katharina, welche die erste Quelle

zu allem seinem Unglück ward, indem der König ihn in die Verbannung sandte und der Verzweifelnde, von dem Gegenstand seiner Neigung Hinweggerissene nun im Strudel der Welt auf den Gewässern ferner Meere Vergessenheit seines Grames suchte — die Verfolgungen, die er zu erleiden hatte, sein einsames Weilen in der Höhle von Macao, wo er beim Rauschen des Ozeans sein Werk dichtete, sein Schiffbruch, auf dem er schwimmend dies sein Gedicht rettete, sodann seine Rückkehr in die Heimat, seine getäuschten Hoffnungen und sein Elend — die einfache Erzählung hiervon genügt, um alle Herzen in Mitgefühl für deren Helden klopfen zu lassen. Die Nachwelt möchte sühnen, was die Mitwelt gesündigt hat, die späten Enkel fühlen die Pflicht, durch Liebe und Bewunderung für einen Verkannten und Verfolgten die Schuld der Vorfahren so viel wie möglich wieder gut zu machen. Die Glorie, die das Haupt des Camoëns umstrahlt, rührt mehr von der Märtyrerkrone her, die er trägt, als von einem Lorbeerkranz. Aber sie wird nie erlöschen; alle folgenden Geschlechter werden ihm mit dem Tribut ihrer Thränen auch den einer höheren Bewunderung zollen, als sie solchen Dichtern weihen, die vielleicht größer sind, doch ein geringeres Mißgeschick erduldet haben. Und wie sein Ruhm alle Erdenländer erfüllt, so ist seine Gestalt an die Stadt gebannt, die so viele Leiden auf ihn gehäuft hat; kein Stein des alten Lissabon ist auf dem andern geblieben, alle seine Gebäude hat der Erdstoß in Schutthaufen verwandelt. Doch der Schatten des Camoëns ist den Trümmern entstiegen und schreitet durch die neuen Straßen hin, noch den späten Zeiten die Unbill der früheren vorhaltend; und bei Nacht begegnet man seinem treuen indischen Diener, der die Vorübergehenden um Almosen für seinen Herrn anspricht, damit der größte Dichter Portugals — nicht Hungers sterbe.

Als Camoëns arm und gebrochen nach tausend Widerwärtigkeiten in sein Vaterland zurückkehrte, war seine einzige

Hoffnung darauf gerichtet, daß König Sebastian ihm für die Dedikation seines Gedichtes ein Jahrgehalt aussetzen werde, das ihn vor den gemeinen Sorgen des Lebens schützte. Allein der Lohn, den er vom König empfing, fiel äußerst kärglich aus. Sein Fall erinnert lebhaft an den des Firdusi, der von Sultan Mahmud, dem Ghasneviden, für das Werk seines Lebens ein so armseliges Geschenk erhielt, daß er das Geld sogleich an Diener verteilte. Der persische Dichter schleuderte dann ein Strafgedicht auf den Sultan, in dem er ankündigte, er werde am Tage des Weltgerichts, sich Asche aufs Haupt streuend, am Thron Allah's niederknieen und ihn anflehen, Mahmud in die ewige Verdammnis zu stürzen. Es hat nicht an orientalischen Schriftstellern gefehlt, welche den nicht lange darauf eintretenden Untergang des Ghasnevidenreiches als eine Folge der magischen Wirkung von Firdusi's Rachegebet darstellten. So könnte man auch annehmen, das klägliche Ende des Königs Sebastian sei die Strafe für sein Verhalten gegen Camoëns gewesen. Aber der Letztere war von weicherer Gemütsart als der Perser und hat sicher keinen Fluch gegen Sebastian ausgestoßen, vielmehr dessen Untergang, welcher den von Portugal nach sich zog, schmerzlich beklagt. Seien wir übriges billig und machen wir dem König von Portugal keine ungerechten Vorwürfe! Indem er dem Camoëns ein, wenn auch nur kleines Jahrgeld aussetzte, that er immer noch mehr, als die meisten christlichen Monarchen in ähnlichen Fällen gethan haben und noch thun. Vergebens sucht man bei Einem von ihnen die überschwängliche Freigebigkeit arabischer Herrscher, welche einem Poeten so viele Landgüter schenkten, wie sein Lobgedicht Verse zählte, oder den Weg vom Palast bis zu seiner Wohnung ganz mit Goldstücken pflasterten; und im Grunde können wir nicht wünschen, daß unsere Fürsten eine solche oder auch nur geringere Munifizenz üben. Da der wahre und echte Dichter so oft von seiner Zeit verkannt wird

und erst in späteren Jahrhunderten, wenn überhaupt, zur Anerkennung gelangt, so kann man nicht erwarten, daß hierin ein König einen schärferen Blick habe, als eine ganze Nation. Wenn er daher Solchen, die ihm Werke überreichen oder Verse vortragen, Geldgeschenke gäbe, so würden diese voraussichtlich meistens Poetastern zufallen. Es ist jedoch noch immer besser, daß für geistige Verdienste Niemand von Fürsten Geschenke oder Ehren empfängt, als daß ein Unwürdiger sie erhält und der Würdige dadurch gekränkt wird. Aber eine Nation, welche ihren edlen Söhnen den Becher der Verkennung reicht, sie in Elend umkommen läßt, ist dafür verantwortlich zu machen; denn die Schwäche der Urteilskraft, die bei einem Einzelnen verzeihlich ist, wird empörend, wenn so viele Tausende, wenn ganze Generationen an ihr teilnehmen und dadurch ihre Verkommenheit darthun. So ist denn die Schuld für das düstere Schicksal des Camoëns nicht auf den König Sebastian, sondern auf das Volk der Portugiesen zur Zeit seines Lebens zu werfen.

Ziemlich der einzige Name in der portugiesischen Literatur, der europäische Berühmtheit erlangt hat, ist der des Camoëns. Indessen wäre es sehr voreilig, anzunehmen, daß nicht noch andere ausgezeichnete Erscheinungen in ihr hervorgetreten seien. Wir kennen eben von dieser Literatur äußerst wenig; was mir aus ihr bekannt geworden und Erwähnung zu verdienen scheint, beschränkt sich auf Folgendes. Gil Vicente begann verheißungsvoll unter Emanuel dem Großen ein Nationaltheater. Ganz im Gegensatz zu Camoëns, der trotz seines Stoffes sich immer die Alten zum Vorbild nahm, gestattete Vicente den Letzteren gar keinen Einfluß auf seine Kompositionen. Es läßt sich voraussetzen, daß, wenn sich Nachfolger auf diesem Wege an ihn angeschlossen hätten, Portugal in den Besitz eines Dramas von gleicher Originalität gelangt wäre, wie Spanien. Allein, als das Land in die Hände Philipp's II.

fiel, unterdrückte das mächtig aufblühende spanische Theater die Keime des einheimischen. Die Stücke Lope de Vega's und seiner Mitstrebenden wurden ebenso in Lissabon aufgeführt, wie in Madrid, und als Johann von Braganza sich auf den Thron schwang, scheint dies noch fortgedauert zu haben. Was dann im vorigen Jahrhundert portugiesisch für die Bühne geschrieben wurde, ist im Geiste des französischen Klassizismus, der damals seinen Triumphzug durch die halbe Welt hielt. — Ein wirklich großes historisches Werk ist die Asia von Barros, die Geschichte der Seeunternehmungen, Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen. Dieses Buch verbindet die Naivetät der besten Chronisten mit einem hochausgebildeten Kunststil und ist von wahrhaft epischem Geiste erfüllt. — Die Lusiade hat in der nächstfolgenden Zeit Anlaß zu manchen anderen, sich deren Stil zum Muster nehmenden Epopöen gegeben. Bei der großen Liberalität der hiesigen Bibliothekversteher habe ich mir einige derselben mit nach Hause genommen, indem Lissabon mich nicht, wie die spanischen Städte anlockt, den größten Teil des Tages im Freien zuzubringen. Allein nur eines von diesen Gedichten hat mir so viel Teilnahme abgewonnen, daß ich es bis zu Ende gelesen. Es ist von Hieronimo de Cortereal und behandelt das Trauergeschick der Lionor de Sá, der Tochter des Gouverneurs von Goa, und ihres Gatten Diego de Meneses, welche beide nach einem Schiffbruche an der afrikanischen Küste die weiten Wüsten dieses Kontinents durchirrten und in ihnen elend zu Grunde gingen. Tirso de Molina hat den Stoff zu einem Drama benützt, dessen ersten Akte vortrefflich sind und die Vorgeschichte des Ehepaars in einer wohl vom Dichter erfundenen Handlung darstellen, wonach der Untergang Beider als eine Rache des Himmels erscheint, welche sie, besonders den Gatten, für eine an einer früheren Geliebten begangene Treulosigkeit ereilt. Wenn der letzte Teil des Dramas der schwächste ist,

so ist dagegen der des Epos die Glanzseite und enthält in den Schilderungen der Schrecknisse, welche die Schiffbrüchigen in der Wüste erleiden, ergreifende Partien. Der Tod der heroischen Lionor de Sá flößt die tiefste Rührung ein. Aber seltsam! Der Dichter, der unsere Herzen so mächtig zu erregen weiß, zerstört selbst alle Augenblicke diese Wirkung wieder, indem er Bilder und Gestalten der alten Mythologie, die hier so schlecht wie möglich angebracht sind, einführt.

19.

Lissabon, den 10. Mai 1853.

Man sollte oft glauben, Portugal liege in einem andern Weltteil, als die übrigen Länder Europas — so wenig Kunde dringt von ihm dorthin. Zwischen Spanien und Portugal, die doch unmittelbar aneinandergrenzen, besteht eine Scheidewand, noch stärker als diejenige, die zwischen Norwegen und Schweden gezogen ist. Wie sich hierher selten eine Kunde von literarischen Erscheinungen des Jenseitslandes verirrt, so ist es auch umgekehrt. Im übrigen Europa nun gar glaubt man, Portugal liege geistig völlig tot da. Und dennoch ist bei den furchtbaren Bewegungen, welche die Thronbesteigung der Maria da Gloria begleiteten, und seit der Greuelwirtschaft des Dom Miguel dem portugiesischen Volke, mit kurzen Unterbrechungen, mehr Ruhe und Frieden zu teil geworden, als den meisten anderen Nationen. Die Wunden, welche Bürgerkrieg und Revolutionen ihm geschlagen, sind geheilt; es hat sich seiner großen Tage wieder erinnert und das von neuem erwachte geistige Leben auch in der Literatur dokumentirt. Ich selbst wußte so gut wie gar nichts hiervon; denn wenn moderne spanische Bücher, zum Teil wenigstens, ihren Weg nach Paris finden, so sucht man portugiesische, mit Ausnahme der allbekannten

älteren, dort vergebens; und dasselbe ist in Madrid der Fall. Ein glücklicher Zufall wollte nun, daß ich sogleich nach meiner Ankunft hier eine der gefeiertsten Persönlichkeiten des heutigen Portugal, nämlich Almeida Garrett, kennen lernte. Derselbe ist jetzt, nachdem er wegen früherer Teilnahme an revolutionären Verbindungen lange als Verbannter in Paris und London gelebt, zu den höchsten Stufen im Staatsdienste emporgestiegen. Ich hatte ein Schreiben von einem englischen Diplomaten an ihn abzugeben, und Almeida Garrett, ein Mann noch in den mittleren Jahren, empfing mich aufs zuvorkommendste. Schon hatte ich längere Zeit mit ihm gesprochen, ohne noch zu wissen, daß ein berühmter Schriftsteller und Dichter vor mir stand. Ich war überrascht, als er Bekanntschaft mit der deutschen Literatur verriet und während des Gesprächs, das französisch geführt wurde, einzelne Stellen aus Goethe und Schiller citirte. Nun fragte ich ihn nach dem gegenwärtigen Zustande der portugiesischen Literatur, und er empfahl mir als ein wahrhaft bedeutendes Werk die umfassende Geschichte Portugals von Herculano, sowie die lyrischen Gedichte, Romane und Novellen dieses Autors. In Portugal ebenso wie in Spanien, sind Wissenschaft und Poesie nicht so geschieden, wie bei uns. Während man in Deutschland höchlich überrascht sein würde, die Historiker Schlosser oder Ranke plötzlich als Lyriker und Romanschriftsteller auftreten zu sehen, ist dies in den genannten Ländern eine gewöhnliche Erscheinung. Almeida Garrett nannte mir mit Lob noch verschiedene andere Autoren seines Volkes, verschwieg mir indes bescheiden, daß er der berühmteste unter ihnen sei, und es geschah ohne irgend eine Absicht von seiner Seite, daß ich auf seine Werke aufmerksam wurde. Er wandte nämlich die Rede auf die Romanzenpoesie der Spanier und fragte mich, ob es mir bekannt sei, daß auch Portugal einen Schatz solcher volkstümlichen, erzählenden Lieder besäße. Da in Deutschland Niemand

hiervon weiß, verneinte ich die Frage, und er brachte mir nun zwei, erst kürzlich erschienene Bände eines von ihm herausgegebenen Romanzero, die er mich zum Andenken an ihn zu bewahren bat. Nachdem er mich eingeladen, ihn wiederholt zu besuchen, entfernte ich mich unter Ausdrücken des Dankes mit meinen Büchern. Ihr Verfasser hatte durch sein reiches Wissen, sowie durch den Fluß seiner Rede den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit auf mich gemacht. Meine Neugier auf seine Produktionen war dadurch erweckt, und da auf dem Umschlag der Bände noch eine ganze Anzahl Werke von ihm angezeigt waren, so eilte ich in eine Buchhandlung, um dieselben zu kaufen. Diejenigen unter ihnen, von denen ich glaubte, sie würden mich vorzugsweise interessiren, habe ich bereits gelesen, und zwar mit Befriedigung. Ich nenne darunter zunächst ein erzählendes Gedicht Camoëns, das der Verfasser schon vor etwa dreißig Jahren während seiner Verbannung geschrieben hat. Es behandelt die Schicksale des portugiesischen Nationaldichters in seinen letzten Lebensjahren seit der Rückkehr aus Indien und ist mit lyrischen Ergüssen von sanfter Schwermut durchwoben, in denen der Verfasser seine Sehnsucht, aus den trüben Nebeln des Nordens in die reinen Lüfte von Cintra zurückzukehren, auf rührende Weise ausspricht. Da man so viele Poesien aus anderen Sprachen, und teilweise recht mittelmäßige, zum zwanzigstenmale übersetzt, hätte diese schöne Dichtung gewiß eher Anspruch darauf, den deutschen Lesern bekannt gemacht zu werden. Es wäre überdies keine sehr schwierige Arbeit, da die Verse fünffüßige reimlose Jamben sind. Einige Dramen von Almeida Garrett haben hier großes Aufsehen gemacht und beinahe den Anfang eines modernen portugiesischen Nationaltheaters begründet, indem sie eine Anzahl anderer Schauspiele hervorriefen, deren Stoff der einheimischen Geschichte entnommen ist. Das vorzüglichste ist wohl „Luis de Souza“, ein Stück, das trotz

seiner einfachen und gewiß nicht durch Neuheit der Erfindung überraschenden Handlung beim Lesen wie bei der Vorstellung ungemeine Wirkung hervorbringt. Ich habe es hier auf der Bühne gesehen. Der Held ist mit dem König Sebastian nach Afrika gezogen, und in Portugal hat sich die Meinung verbreitet, er sei in der Schlacht von Alcazar mit so vielen anderen Kriegern gefallen. Seine Geliebte hat jahrelang noch immer der Hoffnung Raum gegeben, die Kunde von seinem Tode sei falsch; allein zuletzt ist sie, da sie Gewißheit von demselben zu haben glaubt, die Gattin eines zweiten, ihrer Liebe würdigen Mannes geworden. Die wechselnden Empfindungen in der Seele der Frau, welche alsbald nach Eingehung der Ehe sich Gewissensbisse macht, daß sie dem Geliebten die Treue gebrochen und, trotz aller Zeichen vom Gegenteil, die Ahnung nicht verbannen kann, derselbe werde noch zurückkehren, das Uebergehen dieser Ahnungen in Wahrscheinlichkeit, bis endlich Luis de Souza, der in afrikanische Gefangenschaft fortgeschleppt worden, wieder erscheint und seine frühere Braut nun den Schleier nimmt, um im Kloster ihre doch sehr entschuldbare Treulosigkeit zu büßen, bilden ein ergreifendes, das Interesse vom Beginn bis zum Ende in Spannung erhaltendes Ganzes. Die Verwickelung eines zweiten Stückes von Almeida: „Der Schwertfeger von Santarem", dreht sich um die Erhebung des Johann von Braganza auf den Thron. Dieses Drama ist voll bunter und bewegter Handlung und zeichnet sich durch höchst lebendige Scenen des Volkslebens aus. Den Roman des nämlichen Verfassers: „Der Bogen von Santa Anna", der während der neueren politischen Bewegungen Portugals vorgeht, habe ich noch nicht gelesen.

Anhaltend hat mich der portugiesische Romanceiro beschäftigt, und ich gedenke denselben um so eher zu übersetzen, als ich nicht viele Mühe davon haben werde. Es ist wunderbar daß, während Spanien seine Volksgesänge schon seit dem

Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sammelte, Portugal nie hieran gedacht hat. Als mir Almeida zuerst sein Werk gab, stieg mir der Verdacht auf, die darin enthaltenen Gedichte könnten modern und nur den spanischen Romanzen nachgeahmt sein. Allein bald stellte sich mir die Ueberzeugung fest, es seien wirklich Volkslieder, die Jahrhunderte hindurch von einer Generation der anderen überliefert worden. Manche darunter sind einfach verschiedene Versionen von spanischen Romanzen, und zwar einige unstreitig vorzüglicher als diese, zum Beispiel die vom Grafen Alarcos, der hier Graf Yanno heißt. Andere dagegen zeigen sich dem Inhalte nach als ganz eigentümlich. Während die spanischen Sänger besonders nur Stoffe aus der altcastilianischen Tradition und Geschichte behandelten und kaum eine einzige darunter ihre großen Thaten in Amerika besingt, — wenigstens keine, die wirklich populären Ton hätte — nahmen die Portugiesen die Romanze auf ihre Schiffe mit; sie übersegelte mit ihnen das Meer, landete in Indien und stürzte sich in das dortige Abenteuerleben. Hierdurch haben verschiedene Stücke dieser Sammlung einen ganz eigenen Charakter. Wenn ich im Allgemeinen durchaus nicht die übertriebene Hochschätzung der Volksdichtung teile, die bei uns Mode ist, so erscheint mir doch die Bewunderung für die Besseren der castilianischen und nun auch der portugiesischen Romanzen als durchaus gerechtfertigt. Die von Almeida edirten sind unstreitig bloß ein ganz geringer Teil der noch im Volksmunde lebenden, und er selbst beabsichtigt seine Sammlung noch fortzusetzen. Weil in Portugal seit dem achten Jahrhundert dieselben Verhältnisse walteten, wie in Spanien, weil dieses Land Jahrhunderte lang zuerst der Herrschaft der Omajjaden, dann kleinerer Fürsten unterworfen war, und nach und nach von den wieder vordringenden Christen erobert wurde, so kann als sicher angenommen werden, daß, wie in Castilien, auch hier von früh an Sänger die Thaten der Helden feierten

oder Geschichten aus den mittelalterlichen Sagenkreisen zur Leier vortrugen. Die portugiesische Sprache war nur einer von den verschiedenen Dialekten, die auf der Halbinsel geredet wurden, und noch heute verstehen sich Castilianer und Portugiesen besser als Deutsche und Holländer. Gewiß ward daher die Romanze Gemeingut der beiden Volksstämme, indem sie hinüber und herüber wandelte und bald dieser, bald jener sie in seiner Mundart wiedergab. Solche Gedichte schrieb man damals nicht auf, sondern überlieferte sie nur mündlich. Deshalb konnten mannigfaltige Veränderungen des Stoffes wie der Form nicht ausbleiben. In den Lagern der Krieger, wie auf den Märkten der Städte, die, den Arabern abgenommen, von den Christen wieder bevölkert worden waren, sammelte sich die Menge horchbegierig um die Juglares, die bald von den jüngsten Vollbringungen der gothischen Heere, bald von Karl dem Großen und seinen Paladinen erzählten. Das Charakteristische der Volkspoesie, daß der Sänger ganz verschwindet, daß er Ruhm und Beifall für sich im mindesten nicht begehrt, findet sich hier durchaus. Bemerkenswert ist die Reinheit des epischen Stils, wonach der Bericht immer streng festgehalten wird und nichts Lyrisches durchklingt. Gleich Bergwassern, die von morgenlichtumwallter Felshöhe herniederfließen, rauschen diese Lieder in ihrer klaren Flut, den Himmel und die Umgebung widerspiegelnd, und noch spätere, vorgeschrittenere Zeitalter können sich an ihnen, wie an der Quelle der Jugend, erfrischen. Wunderbar ist die hohe Kultur des Stils und Ausdrucks in den besten derselben, wonach man glauben sollte, sie seien in einer Aera literarischer Bildung gedichtet. Wenn man die portugiesischen, ebenso wie die spanischen Romanzen mit den altdänischen und schottischen Balladen, oder anderen nordischen Volksdichtungen vergleicht, so läßt sich nicht verkennen, daß sie auf einer viel höheren Stufe der Ausbildung stehen. Unsere Nibelungen — dies zu

leugnen sollte uns nationale Vorliebe doch nicht verleiten — behandeln zwar einen herrlichen, großartigen Stoff, aus dem durch bessere Sänger ein treffliches Epos hätte gestaltet werden können; aber als Gedicht und in der Form, wie es uns vorliegt, ist es ein ungeschlachtes Produkt, und mögen unsere Germanisten es noch so hoch preisen, so wird der mit poetischem Sinn Begabte doch schwerlich mehr als einzelne Stellen, die sich aus dem Ganzen hervorheben, bewundern können. Viele der Romanzen des südlichen Volkes dagegen sind wahre Kunstwerke von einer Vollendung, daß sich nichts an ihnen ändern läßt, ohne sie zu verderben. Einzelne scandinavische und schottische Balladen bringen allerdings mit ihrem düsteren Colorit, ihrem zum Herzen dringenden Ton tiefster Empfindung eine Wirkung hervor, wie sie unseren Romanzen fremd ist. Allein diese gewinnen uns wieder dadurch, daß sie eine ungleich größere Feinheit des Gefühls verraten und eine höhere Kultur des Volkes zeigen, dessen Sinnesart sich in ihnen widerspiegelt. Fast nirgends ist hier etwas, was uns verletzt, fast nirgends finden sich Züge von Roheit und Brutalität, wie sie die nordischen Balladen so vielfach entstellen.

20.

Santa Cruz auf Teneriffa, im Juni 1853.

Schon seit Jahren hatte ich gewünscht, Amerika zu bereisen, namentlich das südliche mit seinen Urwäldern und den großartigen Naturscenen der Cordilleren. Es ist mein Glaube, daß die Entwickelung der Menschheit zu höheren und immer höheren Stufen, die im fernen Osten Asiens begonnen, dann nach und nach weiter gegen Westen fortgeschritten, in der Zukunft ihren Gang nach der neuen Welt nehmen werde. Und Amerika ist, wenn nicht alle Anzeichen trügen, das Land, wo

sich die letzte großartige Entwickelung der Menschheit vollziehen wird; auf den Riesengipfeln der Anden werden ihre Siegesfahnen wehen. — Dieser Gedanke, den ich nicht für utopisch zu halten vermag, erklärt mein Verlangen, den Weltteil selbst zu sehen, der einst das zur Erfüllung bringen soll, wonach bisher die Besten aller Zeiten gerungen. Ich verließ in solcher Absicht Lissabon auf dem Dampfschiff „The great Western“, hatte aber zunächst, um Madeira kennen zu lernen, mein Billet nur bis dorthin genommen. Nachdem ich auf dieser Insel und nachher hier auf Teneriffa, einige Zeit geweilt, traten leider mehrere Hindernisse ein, welche die Ausführung meines Planes unratsam machten. Meine seit lange ins Wanken geratene Gesundheit, die ich gerade auf dieser Reise hatte stärken wollen, besserte sich nicht, wie ich gehofft. Zudem ist die Sommerhitze groß und die Aerzte raten mir entschieden, nach dem Norden zurückzukehren. Indem ich so meinem Vorsatz, der hoffentlich später noch einmal zur Ausführung kommt, einstweilen entsagen muß, will ich die Zeit bis zur Ankunft des Dampfers, der mich nach Europa zurücktragen soll, dazu benützen, um Einiges über die zuletzt verlebten Wochen aufzuzeichnen.

Die Tage der Seereise vergingen mir sehr angenehm. Ich liebe solche Fahrten auf den südlichen Meeren, welche in dieser Jahreszeit meist in Spiegelglätte daliegen, über Alles. Die diesmalige bot zwar nicht so viele Abwechslung wie die herrliche durch den Archipel; aber sie gewährte mehr das Gefühl der Unermeßlichkeit, indem das Auge fast auf der ganzen Strecke nur Himmel und Meer erblickte. Das Bewußtsein, mich der Grenze der Tropen zu nähern, die Erwartung, bisher unbekannte Gestaltungen der Natur, neue Formen der Vegetation kennen zu lernen, ließ mein Herz höher klopfen. Nachdem die Küste Portugals hinter uns verschwunden und das Schiff um einige Grade weiter gegen Süden vorgerückt

war, glaubte ich den Himmel sich in tieferes Blau kleiden, Nachts die Sterne mit hellerem Licht glänzen zu sehen. Antares und Fomahaud, die man auch bei uns, aber nur eben über den Horizont auftauchend, sieht, standen schon bedeutend höher, und bald stieg vor mir der leuchtende Stern Kanopus empor, zu dem ich im Orient so oft aufgeblickt. Hinter ihm sah ich noch andere in Europa nie sichtbare Sterne sich erheben und ich dachte, binnen kurzem werde auch das südliche Kreuz, dessen bloßer Name immer einen eigenen Zauber über mich geübt, aus den Wellen tauchen. Das nächtliche Umherwandeln auf dem Verdeck unter dem von Myriaden von Gestirnen funkelnden und blitzenden Himmelsgewölbe war von unsäglichem Reiz. Unten die Tiefe war so klar und rein wie der krystallene Dom mir zu Häupten, und hinter dem Kiel wiegte sich auf den wallenden Wogen ein langer Streifen phosphoreszirenden Lichts. Es war mir unmöglich, mich von diesem Anblick loszureißen, und ich suchte meine Kajüte nicht, bevor die Sonne über die unendliche Wasserfläche ihren ersten Schimmer warf. Wenn ich dann, durch Schlaf erquickt, wieder aufs Verdeck trat, stand das Tagesgestirn schon hoch im Zenith. Vielerlei zu sehen gab es allerdings nicht; einmal behaupteten die Matrosen, in der Ferne fliegende Fische zu entdecken, die sich über die Wasserfläche emporschnellten; aber meinem Blicke entgingen sie. Ein Heer von Delphinen dagegen, das wohl eine Viertelstunde lang einen Wettlauf mit dem Schiff anstellte, gewährte mir ein unterhaltendes Schauspiel. Die afrikanische Küste glaube ich einmal durch das Fernrohr erspäht zu haben; doch war es nur ein dämmernder Streifen. Die Fahrt ging wegen konträrer Luftströmung etwas langsamer als gewöhnlich von statten. Am vierten Morgen nach unserer Abreise zeigte sich vor uns inmitten des Meeres ein dunkler Punkt; derselbe wuchs und wuchs, und nach und nach stieg mit ihren Bergen und Klippenufern die Insel Madeira aus der Flut. Nachdem

wir eine Zeit lang an dem malerischen, bald schön bewaldeten, bald mit steilabstürzenden Felsen umgürteten Gestade dahingefahren waren, warfen wir bei Funchal Anker. Die Stadt oder vielmehr das Gewimmel zwischen Gärten und Baumpflanzungen hingestreuter Häuser zieht sich vom Meer auf am Abhang eines Berges empor. Ich betrat den Strand mit dem Gefühle, welches etwa Columbus und seine Gefährten gehabt haben mögen, als sie in Guanahani ausstiegen. War dies doch die erste Etappe auf der Reise nach Amerika, und hatte doch meine Phantasie die Insel mit allen Wundern der fremden Zone ausgestattet! Am Ufer warteten Leute mit guten Reitpferden, und so unternahm ich, um meine erste Neugierde zu befriedigen, mein Gepäck in das Gasthaus sendend, sogleich einen Spazierritt rings um die Höhen, an welche die Stadt hingelagert ist. Meine Erwartung ward nicht getäuscht; die Fülle des Grüns, die Myrten und hochstämmigen Lorbeern, die großen roten Blüten einer breitblätterigen Pflanze, deren Namen ich bei meinem Mangel an Kenntnissen in der Botanik leider nicht anzugeben weiß, und wieder die aus diesem Meere der üppigsten Vegetation hervorragenden, bald dunkelbraunen, bald stahlblauen Felsen machten einen berauschenden Eindruck. Bei diesem ersten Ritt hatte ich, um der Aussicht zu genießen, oft Halt gemacht, so daß ich erst, als sich schon die Abenddämmerung über Insel und Ozean legte, in meinem auf englische Art eingerichteten Gasthof anlangte und bald auf bequemem Lager den Genüssen des folgenden Tages entgegenträumte. Madeira besitzt keine Kirchen oder sonstigen Gebäude, von denen auch nur zu reden es der Mühe lohnte. Wer die Insel nie verlassen hat, kann kaum wissen, was das Wort Kunst bedeutet. Dagegen hat die Natur alle ihre Schätze in verschwenderischer Fülle über das Eiland ausgeschüttet. Bisher hatte ich Capri mit seinen himmelragenden, meerumbrandeten Felsen, das grünende Eden von Cintra mit dem Zauberschlosse

Penha, Amalfi und die hoch von Klippe zu Klippe gespannte Straße nach Salerno, Granada mit seinen auf steiler Höhe über dem Darro hingebannten Wundergärten des Generalife, über welche die Schneegipfel der Sierra Nevada aufragen, für das Herrlichste gehalten, was die Natur geschaffen. Aber Madeira, wenn seine Schönheit auch nicht in aller Hinsicht jener der genannten Punkte gleichkommt, gewinnt für Den, der es zum ersten Male besucht, ihnen allen dadurch den Preis ab, daß der Himmel der Tropen es mit seiner Vegetation geschmückt hat und sein magisches Licht über Berge, Thäler und Uferfelsen ausgießt. Während ich in den ersten Tagen die Umgebung von Funchal durchschweifte, war ich fast geblendet von dem bisher unbekannten Schmelz dieser Tinten, die im Wechselspiel der Strahlen und Schatten zu jeder Stunde neu und anders sich auf Meer und Land legten. Ich fand mich wie verwirrt inmitten dieser fremden wuchernden Pflanzenwelt; überwältigt vom Eindrucke des Ganzen, vermochte ich erst nach und nach, zur Betrachtung des Einzelnen übergehend, mir davon Rechenschaft zu geben. Neben den schönsten Bäumen des südlichen Europa, der Dattelpalme, den Orangen- und Zitronenbäumen, dem Lorbeer, der Pinie, Carubbie und Cypresse, fand ich hier den Sohn Ostindiens, den mächtigen Mango, den in Afrika heimischen hochwüchsigen Baobab, die in unserem Weltteil nie vorkommende Anone, den Pandanus und den Bombax; dann unter den Stauden, Sträuchern und kleinen Gewächsen, teils in den Gärten, teils wild wachsend, den Kaffeestrauch, die Ananas, das Bambusrohr. Daß daneben die Aloe, die verschiedenen Kaktusarten und die Bananen, welche überall die Kennzeichen des Südens sind, reichlich gedeihen, versteht sich von selbst. Wäre nun diese üppige Vegetation in ein Thal hingebreitet, das, gegen rauhe Winde geschützt, sich einer treibhausartigen Wärme erfreut, wie etwa die Huerta von Valencia, so würde dieselbe, wie interessant

sie auch für den Naturforscher sei, doch auf den Freund des Schönen einen weit geringeren Eindruck ausüben. Aber in Madeira ist sie über vielgestaltige Berghänge hingestreut und wallt bald mit ihnen in sanften Halden an das Ufer hinab, bald wieder stürzt sie jäh von Klippe zu Klippe der Küste zu, bis wo ein Felsen ihr vor dem steil in die Flut hinabschießenden Abgrund Halt gebietet. — In einiger Entfernung von Funchal nach dem Inneren zu steigt das Gebirge von Madeira in wild phantastischen Formen empor. Man glaubt, die von Türmen überragten Mauern einer gewaltigen Festung zu sehen. Ich machte mehrere Ausflüge in diese Sierra, die mir den Charakter der Insel in seiner Mannigfaltigkeit zeigte. Am Fuße derselben sah ich einen Wald von Lorbeern, deren Riesenwuchs mich in Erstaunen setzte, dann baumartige Farnkräuter von einer Größe, wie sie Europa nicht kennt; wieder über diese hinaus fand ich die Berge mit grünendem Laubholz bedeckt. Die Wildheit der Naturscenerie, die mich nun umgab, war überraschend; ich sah zerrissene Schluchten zwischen fast senkrecht sich erhebenden Felswänden, von denen Berggewässer schäumend herniederstürzten und dann in der Tiefe fortrauschten. Zu den schroffen, mehrere tausend Fuß emporragenden Klippen klimmen in malerischen Gruppen mächtige Bäume hinan, und zwischen diesen sah ich Silberbäche bald in glitzernden Fäden niederfallen, bald in Katarakten sich über das zackige Gestein hinunterwälzen. Ebenso wie die Streifzüge in die Berge boten mir die Exkursionen längs der Küste reichen Genuß. Die letzteren unternahm ich zu Fuß, indem ich bald in den Thälern unter schlanken Dattelpalmen oder in Südfruchthainen die Mittagsglut verträumte, bald wieder zu Höhen aufklomm, von denen das Auge über blühenden Oleander hinweg auf das blaue wogende Meer blickte, wie es um die vielgestaltigen Ufer wallte und schäumte. Oft ließ es mir schon in der Nacht keine Ruhe. Lange vor Tagesanbruch erhob ich mich vom

Lager und suchte auf mir bekanntem Wege eine Stelle oberhalb der Stadt auf, die mich besonders entzückte. Da sah ich, wie der erste blasse Schimmer am Himmel glomm, dann hoch und höher strahlte, bis ein Flammenschein über den Ozean hinschoß und unter mir die Möwen, aus ihren Klippennestern aufflatternd, mit Jauchzen den Morgen begrüßten. Noch war die Insel von leichten wallenden Nebeln verdeckt, die nach und nach einen rötlichen Glanz annahmen, dann allmälich im Wind der Frühe auseinanderstoben und, als würde ein Schleier zurückgezogen, die ganze Schönheit des himmlischen Eilands enthüllten. Während mir nun Stunde auf Stunde verschwand und ich mich von dem Anblick nicht losreißen konnte, bevor die hochgestiegene Sonne, Alles in ihr gleichförmiges Alltagslicht kleidend, den größten Reiz von der Gegend abstreifte, hatte ich die Empfindung, als sei ich auf dem Eiland der Lotophagen und müsse in seliger Vergessenheit der ganzen übrigen Welt den Rest meines Lebens hier vollenden. Es lag etwas Entnervendes und zugleich Sinnberauschendes in dieser Luft, das es mir unmöglich machte, mich einer andern Beschäftigung als dem süßen Genuß des Augenblickes hinzugeben. So oft ich auch ein Buch aufschlug, ich wendete kein Blatt um; mein Blick glitt schon von der ersten Seite wieder hinweg auf die mich umgebende Herrlichkeit. Allein wenn ich den Tag so durchschwelgt, erwachten mir am Abend Gewissensbisse und ich sagte mir, nicht zum Träumen und Genießen, sondern zum Wirken und Schaffen sei der Mensch auf Erden da. So riß ich mich bei der Kunde, es wehe ein günstiger Fahrwind und ein gutes spanisches Schiff werde am nächsten Tage die Anker zur Fahrt nach Teneriffa lichten, von Madeira los und begab mich an Bord. Die Reise war glücklich, und nach etwa dreißig Stunden erblickte ich die canarischen Inseln. Zuerst schwammen uns mehrere kleinere entgegen, die wie einzelne Klippen aus dem Meere hervorragten; dann segelten

wir längs der Küste von Lanzarota hin, die an ihrem öden aschenfarbigen Gestade die Spuren früherer Verwüstung durch ihren Vulkan zur Schau trug und wenig zu dem Bilde paßte, das sich meine Phantasie von den glückseligen Inseln entworfen hatte. Ein frischer Fahrwind trieb uns vorwärts, die Gran Canaria wurde sichtbar und bald auch die gewaltige Pyramide des Pics von Teneriffa, dessen Gipfel über Wolken, die weiter unten lagerten, himmelhoch aufragte. Ein überwältigend großartiger Anblick! Dieser Berg übertrifft den Aetna um fast zweitausend Fuß an Höhe, und der Umstand, daß ich hier vom Meer aus seine absolute Erhebung gewahrte, ließ ihn mir höher erscheinen, als irgend einen bisher von mir gesehenen Berg. Selbst der Mont Blanc, die Jungfrau und das Finsterarhorn hatten mir nicht so sehr imponirt. Diese Erscheinung erklärt sich auch sehr gut; denn im Chamounithal wie im Berner Oberlande liegt der Standpunkt, von welchem aus man die genannten Berge betrachtet, schon immer einige tausend Fuß über dem Meere. Reisende, die in Ostindien waren, versichern, daß die Gipfel des Himalaya, die höchsten der Erde, aus demselben Grunde weitaus nicht so hoch erschienen, wie sie in Wahrheit sind. Der Umstand, daß der Pic ähnlich wie das Finsterarhorn in eine steile Spitze ausläuft, trägt dazu bei, den Eindruck seiner Höhe zu steigern. Noch haftete mein Blick an dem Bergriesen, als er hinter den uns nähergerückten Ufern verschwand und wir in den Hafen von Santa Cruz einliefen. Diese Stadt, an der am wenigsten fruchtbaren, auch von malerischem Reize entblößten Seite von Teneriffa gelegen, bietet nicht viel Interesse. Ich hatte einen Brief an den französischen Konsul Berthelot abzugeben, der ein umfangreiches, fünfbändiges Werk über die Canarischen Inseln verfaßt hat und dieselben, da er seit vielen Jahren hier weilt, genauer kennt als irgend ein Anderer. Er ergoß sich in Verwünschungen darüber, daß sein Amt ihn in Santa Cruz feßle, entwarf mir

aber ein entzückendes Bild von Orotava und dem sich vom Pic nach dem Meere zu hinabsenkenden Abhang. Er hatte fast die ganze Erde bereist, behauptete jedoch, nirgends etwas Schöneres gesehen zu haben, als jenen Landstrich, den er ein wahres Paradies nannte. Seine Schilderungen lassen mir keine Ruhe, und so denke ich denn mich schon morgen nach Orotava auf den Weg zu begeben.

21.

Orotava, im Juni 1853.

In aller Frühe brach ich von Santa Cruz auf, um, begleitet von einem Führer, nach der andern Küste der Insel zu reiten. Der Weg führt steil über felsiges Terrain zu bedeutender Höhe empor, wo in sehr anmutiger Umgebung, inmitten niedriger grünender Hügel, die Hauptstadt der Insel, Laguna, liegt. Weiter kam ich durch ziemlich öde Gegenden, bis ich plötzlich das Meer vor mir gewahrte und sich Alles wie auf einen Zauberschlag verwandelte. Der Pic von Teyde wurde seitwärts sichtbar und terrassenförmig senkte sich von ihm das grünende und blühende Land bis an den Ozean hinab. Zwischen Hügeln und Thälern, die mit Rebenpflanzungen, Orangenhainen und Myrtengebüschen prangen, gelangte ich zur Hafenstadt Orotava, wo ich ein paar Tage verweilte, aber von großer Hitze zu leiden hatte. So siedelte ich nach der etwas höher gelegenen Stadt gleichen Namens über. Hier wehten reinere Lüfte; auch genießt man von diesem Punkt aus einer weit schöneren Aussicht. Bei meinen Spaziergängen, die ich wegen der zunehmenden Sonnenglut auf die Morgen- und Abendstunden beschränken mußte, überzeugte ich mich, daß der französische Konsul sich keiner Uebertreibung schuldig gemacht hatte, als er dies Land ein Paradies nannte.

Wenn es die Mannigfaltigkeit und der Reiz der Kontraste ist, welche eine Landschaft vorzugsweise zu einer malerischen machen, so möchte die Umgegend von Orotava nur wenige ihresgleichen finden: unten das wogende und schäumende Meer mit seiner ewigen Unruhe, sowie den auf ihm hin und her geschleuderten Nachen und über der Flut auf den Hügeln, aus lachendem Grün hervorschimmernd, ein Bild des Friedens, die weißen Kapellen, die Andachtstätten der Schiffer, welche dem gefahrvollen Elemente entrannen; längs der Gestade hingelagert, das mit allen Segnungen des herrlichsten Klimas überschüttete Land, wo sich an den schönsten Herbst sogleich der Frühling schließt, ohne daß je der Winter in dasselbe eindränge, wo in den Blätterkronen der Bäume wie an den Gesträuchen und Gestäuden der Fluren sich Blüte an Blüte und Frucht an Frucht drängt und dreimal im Jahre Ernte gehalten wird; am Ufer die Kinder der Tropen: der Dattelbaum, die Kokospalme und die Banane und oben, dies Alles überragend, die kolossalen Felsmassen des Vulkans, an dem, sich hinunterziehend, die zerbröckelnden schwarzen Massen der Lava Kunde von den verheerenden Ausbrüchen des Feuers geben, das in der Tiefe seines Kraterschlundes lodert, und dicht daneben in den Schluchten und Rissen Streifen Schnees, die noch jetzt im Juni nicht der Sonnenglut gewichen sind. Die Pflanzenwelt ist wohl ungefähr dieselbe wie auf Madeira; aber als Wunder von Teneriffa gilt der ungeheure Drachenbaum in einem Garten in der Nähe Orotava's, dem man ein Alter von mehreren Jahrtausenden beimißt. Dieser Mammut oder Ichthyosaurus unter den Bäumen ist vor einiger Zeit auseinandergebrochen und halb zusammengestürzt. Doch sah ich noch den mächtigen Stamm und die vielgewundenen Aeste des gewaltigen Zeugen der Urwelt, der in unsere Tage hineinragt und Kunde von einer Kraft der schaffenden Natur gibt, welche nun erloschen ist. Wenn man vor ihm steht, möchte man

Hiob's Frage in Bezug auf den Leviathan: „Wer kommt ihm gleich?" wiederholen.

Das Hauptziel für Jeden, der Teneriffa besucht, ist der Pic — dieser durch seine Lage einzige Bergriese. Es gibt höhere Gipfel, doch keinen, der, inmitten einer verhältnismäßig kleinen Insel emporragend, nach allen Seiten hin einen solchen Blick in die Unermeßlichkeit des Ozeans gewährte. Was die Ersteigung besonders verlockend macht, ist der Umstand, daß dieselbe, wie beschwerlich auch, doch mit größerer Leichtigkeit bewerkstelligt werden kann, als die gleich hoher, nördlicher gelegener Gebirgsspitzen. Denn während die Berner Alpen, die den Pic nur um weniges überragen, das ganze Jahr hindurch mit großen Gletschermassen und Schneefeldern überdeckt sind, zerschmilzt auf ihm der Schnee im Sommer bis auf einzelne Lager, die sich in den Schluchten und an der Nordseite erhalten. So rüstete ich mich denn alsbald zu der Expedition. Nur wenige Fremde besuchen Teneriffa; daher wird auch der Gipfel des Vulkans nicht eben häufig erklommen, und so erklärt es sich, daß mein Vorhaben in dem kleinen Orotava förmlich Aufsehen erregte. Wie es zu gehen pflegt, daß dasjenige, was man in der Nähe hat, die Neugier am wenigsten reizt, so war von den Bewohnern des Städtchens vielleicht noch keiner oben gewesen, außer einigen Führern. Als der beste unter diesen ward mir Cristoval bezeichnet. Mit ihm schloß ich denn den Kontrakt. Er hatte Alles zu besorgen, und eines Sonntags in der Frühe, als der sich dem letzten Viertel zuneigende Mond noch hell am Himmel stand, erwartete er mich mit mehreren Führern und Saumrossen vor dem Gasthofe. Eines dieser Tiere war reichlich mit Proviant beladen, und auch wärmende Decken fehlten nicht. Aus den Gesprächen mit Cristoval und noch mehr aus dem mit seinen Genossen entnahm ich, daß sie die Ersteigung des Donnerbergs als ein schwieriges und nicht gefahrloses Unternehmen

betrachteten. Die Schweizer Führer und die Mitglieder unserer Alpenklubs, die jetzt auf den Mont Blanc und das Matterhorn klettern, als wäre dasjenige, was man noch vor kurzem für unmöglich hielt, eine Kleinigkeit, würden allerdings hierüber lächeln. Allein um es erklärlich zu finden, muß man bedenken, daß auf so hohen Gipfeln, wie der des Pic es ist, unter ungünstigen Umständen bei einbrechendem Unwetter der Reisende immerhin in bedenkliche Situationen kommen kann. Die Nacht, in der ich einige Stunden vor dem Frührot aufbrach, war herrlich. Die Mondesstrahlen rannen wie geschmolzenes Silber über die Erde und hüpften in weißlichen Funken über die Wipfel der Bäume und über die breiten Blätter der im leisen Windhauch auf und nieder wallenden Bananen dahin. Das Klingen der Schellen am Halse der Saumtiere erinnerte mich an meine wochenlangen Ritte in den spanischen Gebirgen, namentlich durch die Sierra Nevada. Dieser Ton, zumal wenn er an den Klüften und Zackenfelsen umher widerhallt, wiegt den Geist allmälich in angenehme Träume ein, in denen sich das Bewußtsein von Ort und Zeit verwischt. Und als die aufsteigende Sonne die Gegend umher erhellte, mußte ich mich, aus einem Halbschlafe erwacht, erst fragen, wo ich denn sei. Das Reich der südlichen Vegetation, welche den Fuß des Berges umgürtet, lag schon hinter mir. Noch sah ich Lorbeern, Kastanien- und Apfelbäume; bald indes verschwanden auch diese und machten Farnkräutern von beträchtlicher Höhe Platz. Der Boden war mit Lavablöcken und bräunlichem Kies übersät, aus dem sich Sträucher mit gelblichen Blüten erhoben. Für die Saumtiere war schon ein Bedürfnis der Ruhe eingetreten, und ich stieg gern aus dem Sattel, um mich an einigen der mitgenommenen Nahrungsmittel und an trefflichem Moscatel de Malaga zu erquicken. Dieser Wein und die spanische Sprache, die hier die allgemein herrschende ist, machten, daß ich mich ganz nach meinem geliebten Andalusien zurück-

versetzt glaubte. Als ich den Führern von meinem Wein gegeben, wurden sie sehr heiter und stießen mit mir auf glückliches Gelingen der Bergfahrt an. Nach ihrer Aussage standen auch alle Zeichen günstig dafür, und sie verhießen für den folgenden Morgen einen prächtig klaren Himmel. Ich bin gegen solche Prophezeiungen ziemlich mißtrauisch, ja in einem Grade, daß mir die Verheißung guten Wetters für den folgenden Tag unangenehm zu sein pflegt, weil ich schon zu oft erfahren habe, daß alsdann gerade das Gegenteil eintrifft. Diesmal aber sprach ein echter Weissagungsgeist aus den wackeren Leuten. Die Luft war in dieser Region schon frisch, ja fast kühl, und die Sonne, obgleich sie völlig unbewölkt am Himmel stand, keineswegs lästig. Da ich ein paar Stunden unterhalb des Gipfels für den ersten Teil der Nacht rasten wollte, um dann den Piton oder Zuckerhut — so heißt der letzte Kegel — vor Sonnenaufgang zu erklimmen, so war eben keine Eile nötig, und ich gönnte den Tieren mehrmals längeren Halt zu machen. Der weitere Weg führte fortwährend zwischen Lavatrümmern hin und war von trauriger Oede; nur daß die Retamapflanze, ein dem Pic von Teneriffa eigentümliches Gesträuch, den Boden überwucherte. Alles in dieser hohen Gegend atmete Einsamkeit. Die Welt des Lebens schien unter mir versunken, nur hie und da ein kleiner Schmetterling, der um die Retamablüten flog, ein sich auf ein Felsstück niederlassender Bergrabe und ein Geier, der hoch zu meinen Häupten im blauen Aether kreiste, gaben Zeugnis dafür, daß ich noch nicht in das Reich des ewigen Todes eingetreten sei. — Nachdem wir längere Mittagsruhe gehalten, ging es auf steilen Felswegen nach oben zwischen erstarrten Lavaströmen und Steinblöcken, die der Krater ausgeworfen. Wir gelangten zu der sogenannten Estancia de los Ingleses, die mich durch ihren Namen an die Casa degli Inglesi auf dem Aetna erinnerte, in welcher ich vor etwa neun Jahren eine so unbehagliche

Nacht verbracht hatte. Wenn übrigens auf dem sicilianischen Berg wenigstens eine aus rohen Steinen gefügte Hütte dem Reisenden Nachtquartier bietet, so muß derselbe hier sich mit dem Obdach begnügen, das ihm zwei überhängende Felsstücke gewähren. Nach Beratung mit dem Führer entschloß ich mich, noch nicht hier mein Lager aufzuschlagen, sondern, damit ich mit desto größerer Sicherheit vor dem nächsten Tagesanbruch den Gipfel erreichen könnte, noch bis zur Alta vista vorzudringen. Der Pfad wurde nun wegen des zackigen, ringsum aufgetürmten Gesteins immer beschwerlicher; doch konnten die Saumtiere, wenn auch keuchend, noch bis zu jenem projektirten Nachtquartier gelangen. Als die Alta vista erreicht war, wurden die Decken über das Gestein gebreitet und reichlicher Proviant von dem Lasttier herabgeholt. Nach dem Mahl streckte ich mich, in meinen Mantel gehüllt, zum Schlafe nieder. Aber der Gedanke an die außerordentliche Situation, in der ich mich befand, ließ mich kein Auge schließen. Wenn es auch in den Cordilleren Amerikas Hochebenen mit Städten gibt, die auf einer Höhe von zehntausend Fuß liegen, so konnte ich mir doch sagen, daß zum mindesten in Europa in diesem Augenblick Keiner auf einem gleich hohen Punkte die Nacht verbringe wie ich. Unter mir lag die bodenlose Tiefe, zu beiden Seiten die Unendlichkeit; ich glaubte sie um mich wogen und schäumen zu hören. Obgleich der Himmel wolkenlos war, so hing doch schwarze Finsternis über dem Abgrund. Und ich in dieser dunklen Unermeßlichkeit ein verschwindender Punkt. Ich fühlte mich so klein in dem rings ausgespannten ungeheuren Raum. All mein Streben erschien mir so eitel; ich gestand mir, selbst die Begeisterung, die mich in den höchsten Momenten des Daseins durchglüht, habe nur wesenlosen Schattenbildern gegolten. Unten im Abgrund war die riesige Sphinx gebettet, die alle Geheimnisse der Welt und des Daseins kennt. Starr, in lautloser Stille lag sie da; mein Geist versank tiefer und

tiefer in seine eigenen dunklen Schlünde. Da mahnte mich des Führers Stimme zum Aufbruch: Mitternacht sei vorüber und mit Sicherheit nicht zu berechnen, in wie vielen Stunden wir den Gipfel erreichen würden. Es bedurfte erst einiger Zeit für mich, um mich aus meiner Gedankenwelt wieder in die Wirklichkeit zurückzufinden. Anfänglich folgte ich dem Führer nur mechanisch; nach und nach erst gewann ich ein Auge für das wundersame Schauspiel um mich her. Der Mond war inzwischen aufgegangen und bei seinem Schimmer gewahrte ich die phantastischen Gestalten der gewaltigen Lavablöcke, die weithin neben einander gebreitet oder über einander gewälzt lagen. Es war schwierig, über diese gehäuften, zackigen Massen hinzuklettern, und ein unvorsichtiger Tritt konnte einen schlimmen Sturz in die zwischen den Blöcken klaffenden Spalten herbeiführen. Nach anstrengendem Gang erreichte ich den Fuß des Kegels, der sich aus dem alten Krater emporhebt und die höchste Spitze des Pics bildet. Der Pfad nach oben war steil, doch minder beschwerlich als der vorher zurückgelegte. Schneller, als ich geglaubt, wurde der Gipfel erreicht, und es lag noch geraume Zeit bis zum Tagesanbruch vor mir. Daß der Sonnenaufgang prächtig sein würde, ließ sich nach der Aussage Cristoval's erwarten. Unter mir war, obgleich die Mondesstrahlen niederwallten, noch wenig zu unterscheiden. Nach allen Seiten hin dehnte sich ein leerer, grenzenloser Raum. Von neuem überfiel mich das vernichtende Gefühl meiner Kleinheit. Ich sah zum Himmel auf, wo die Urmutter aller Dinge, die Nacht, mit ihren Myriaden Sternen auf mich herniederschaute; ich erblickte die Milchstraße so klar, daß ich ihren weißlichen Strom sich in Millionen von Welten auflösen zu sehen meinte. Mein Auge tauchte tiefer in die Unermeßlichkeit zu meinen Häupten. Auch die Nebelflecken schienen sich vor mir zu Heeren von Sternen zu zerteilen, und immer weiter von Himmel zu Himmel flog mein Blick, so daß ein

Weltall nach dem anderen vor ihm aufdämmerte. Und wenn ich schon vorher der kleinen Erde gegenüber verzagt, wie mußte ich erst jetzt vor dieser, selbst von dem Gedanken nicht auszumessenden Unendlichkeit, gegen die unser ganzes Weltsystem nur wie ein Sonnenstäubchen ist, mich weniger als nichts fühlen! Ich wollte mich aufraffen; ich hielt mir vor, der Geist des Menschen sei doch größer, als alle diese starren Massen, und ich suchte dem meinen Flügel zu geben, um sich aufzuschwingen über die fernsten der Sonnen und ihre Wandelsterne und Monde. Aber zagend und kraftlos sank er bei jedem Versuche zurück. Da sah ich unten einen matten Dämmerungsschein um die Ränder der Erde spielen, die Finsternis zerbrach nach und nach in sich selbst, blasse Strahlen zuckten durch sie hin. Noch vermochte mein Auge in der Tiefe Insel und Meer nicht zu unterscheiden; plötzlich jedoch gewahrte ich im Zwielicht neben mir einen Riesenberg, dessen Gipfel gleich hoch war wie die Spitze, auf der ich stand. Lange starrte ich nach dieser gigantischen Felsmasse und fragte sodann den Führer, welcher Berg dieses sei, da Teneriffa doch nur einen Pic habe; Cristoval aber wußte keine Antwort zu geben und blickte sprachlos nach derselben Seite wie ich hin. Allmälich dann schienen die Umrisse des Riesenbergs minder scharf zu werden, seine Wände und Zacken stürzten ein und erst jetzt ward mir klar, der Pic habe auf eine leichte Schicht von Dünsten sein Spiegelbild geworfen, es sei eine Erscheinung gewesen wie die Fata Morgana oder das Brockengespenst. Nun brachen die Flammengeister mächtig über den Erdball herauf, der Mond ward bleicher, die letzten Sterne sanken wie blinkende Tropfen in die Wogen des steigenden Lichts. Unten ringsum wurde der Ozean in seiner grenzenlosen Ausbreitung sichtbar, der Pic schien wie eine Klippe unmittelbar aus ihm aufzuragen: denn die Insel zu meinen Füßen verschwand beinahe. Wie ich den Blick in die Tiefe sandte, glaubte ich die Rundung

der Erdkugel gewahren zu können; denn das Meer erhob sich zu allen Seiten gleich der Wölbung einer Kuppel nach der Insel zu. Erst jetzt, wie es heller und heller wurde, erkannte ich die Eilande Palma, Gran Canaria, Lanzarota und viele andere kleine Inseln; sie wurden von der Flut des wachsenden Lichts wie umhergewirbelt. Alles schien um mich zu kreisen und zu wogen, und als nun die Weltenleuchte in ihrer Glorie emporstieg, glaubte ich, ein Schöpfungssturm gehe durch das Universum hin, Alles zitterte und wankte und der Pic selbst müsse in dieses Meer der Herrlichkeit hinabsinken. Erst da die Sonne völlig über dem Horizont stand, legte sich der Sturm des Werdens, aus welchem ein neuer Welttag geboren ward. Erst nun auch konnte ich ruhiger das ungeheure Bild in mich aufnehmen. Ueber dem Abgrund lagen einzelne Wolkenschichten, die, vom Frühglanz vergoldet, durch ihre Spalten einen Blick in das Meer hinab gewährten. Ein bleicher Streifen in fernster Ferne, aber durch das Sehrohr wohl erkennbar, ließ die Küste von Afrika ahnen; nach allen anderen Richtungen bis in endlose Weiten hin war Meer und Himmel, und meine Seele, das Zagen der Nacht besiegend, dehnte sich aus in der hehren Fülle des Lichts. Ja, ich wußte, wer diesen Anblick, vielleicht den größten, den die Erde bietet, genossen, wer ihn in seiner ganzen Erhabenheit zu erfassen und zu empfinden vermocht, der sei kein Wesen, das mit dem Augenblick vergehe — er sei unsterblich und ewig. Nun konnte ich getrost in das enge Leben der Menschen zurückkehren: durch diesen Morgen fühlte ich mich für immer über alles Gemeine und Niedrige erhoben.

Nachdem der Schatten des Riesenberges, den die aufgehende Sonne weit über den Ozean geworfen hatte, allmälich klein und kleiner geworden war, riß ich mich von der Ueberschau des ganzen Rundbildes zu einer Betrachtung des Einzelnen los. Die vulkanische Natur des Pic verriet sich dadurch,

daß, so oft ich meinen Alpenstock in den Boden stieß, ein Qualm hervorbrach. Dicht neben mir war der alte Krater, aus dem aber schon seit Jahrhunderten keine Eruption mehr erfolgt ist. Die neueren Ausbrüche haben stets an den Seiten stattgefunden. Zu meinen Füßen erblickte ich eine ringförmige, von Felsmauern umschlossene Ebene, welche einen früheren Krater bezeichnete, aus dem der Piton oder oberste Kegel, wo ich stand, emporgeschossen ist. Der Abhang des Berges, der allumher mit erstarrten Lavaströmen und Blöcken, die aus dem Erdschlunde emporgeschleudert worden sind, überdeckt war, glich dem Schlachtfelde eines ehemaligen ungeheuren Kampfes der Naturmächte.

Beim Hinuntersteigen suchte ich mein Auge so viel als möglich gegen die Außenwelt zu verschließen, um das in mich aufgenommene große Bild unverwischt und in seiner ganzen Reinheit mit mir nach unten zu tragen. Und es ist mir gelungen! So will ich mich denn mit dem Genossenen begnügen und nicht klagen, daß ich den Plan der Reise nach Amerika aufgeben muß. Auf der andern Hemisphäre würde ich zwar die kühlere Jahreszeit antreffen; doch die noch weite Fahrt durch die Wendekreise wird mir entschieden widerraten, da die Sonnenhitze, der ich mich unvorsichtig aussetzte, schon hier seit den letzten Tagen ein quälendes Kopfleiden bei mir herbeigeführt hat. So denke ich denn, mit dem Dampfschiff, das in nächster Woche aus Brasilien erwartet wird, nach Europa zurückzukehren. Bis dahin muß ich, da mir die größte Ruhe anempfohlen ist, damit zufrieden sein, in der Morgen- und Abendkühle vom Dache meines kleinen Gasthofes herab die Aussicht zu genießen oder auch in dem herrlichen botanischen Garten umherzuwandeln, der einzig in seiner Art ist, und wo die Pflanzen Afrikas und beider Indien so wohl gedeihen, wie auf ihrem heimischen Boden.

22.

Cadix, im August 1853.

Seit lange war es mein Wunsch, die Hafenstadt Palos zu sehen, von welcher aus Columbus seine große Entdeckungsfahrt begann. Diese Reise von Sevilla zu Lande dorthin soll ziemlich uninteressant sein und wäre bei der jetzt herrschenden Hitze fast unausführbar gewesen. So entschloß ich mich, die Fahrt mit einem Küstenschiff, das ich hier zu dem Zweck mietete, zu unternehmen. Der Wind war günstig, das Meer nur leicht bewegt, und wenn auch die Sonne heiß brannte, wirkte doch die frische Seeluft wohlthuend auf mich. Der Kapitän Fernando Vallerino war ein aufgeweckter Mann, mit dem sich sehr wohl reden ließ. Er konnte nicht begreifen, was mich veranlaßte, nach einem jetzt ganz unbedeutenden Hafenplatz zu gehen, und obgleich er wußte, welche Erinnerungen sich an denselben knüpften, hielt er mich doch, wie ich merkte, für halb toll, bloß wegen einer solchen Reminiszenz nach einem Orte zu reisen, wo nichts zu sehen sei. Als wir nach glücklicher Ueberfahrt in dem unfern der Mündung des Rio Tinto gelegenen Palos landeten, mußte ich eingestehen, daß er in seiner Aussage von der Unbedeutendheit des Städtchens recht gehabt hatte. Ich fand dasselbe ärmlich, meist von Fischern und Küstenschiffern bewohnt. Größere Fahrzeuge lagen gar nicht dort, und das einzige Nachtquartier, das sich am Lande ermitteln ließ, war so wenig einladend für mich, daß ich es vorzog, in meiner engen Kabine auf dem Schiffe zu übernachten. Ich bereute übrigens nicht, den Ausflug gemacht zu haben; es ist immer ein erhebendes Gefühl, sich in einer Lokalität zu befinden, welche Zeugin von großen geschichtlichen Ereignissen gewesen ist. Und wie wenige Punkte auf der Erde gibt es, die sich in solcher Hinsicht mit Palos und dem nahe dabei liegenden Kloster La Rabida vergleichen

könnten! Diesem letzteren, welches noch aufrecht steht, jedoch sehr verfallen ist, galt mein erster Gang. Hier klopfte Columbus mit seinem kleinen Sohne Diego, gebeugt und niedergeschlagen, an, als er nach fruchtlosen Versuchen an verschiedenen Höfen und auch an dem von Castilien alle Hoffnungen, seinen großen Plan in das Werk zu setzen, für gescheitert halten mußte. Er fand freundliche Aufnahme bei den Mönchen, besonders bei dem Prior Juan Perez de Marchena, der in Beziehung zur Königin Isabella stand und Gefallen am Gespräch mit seinem Gaste hatte. Der Prior schenkte Columbus ein achtsames Ohr, als dieser ihm darlegte, aus welchen Thatsachen er schließe, das jenseits des Ozeans ein großes Festland liege, und zwar der Ostrand Asiens; daß er seit Jahren es als die Aufgabe seines Lebens betrachte, dieses Meer zu überschiffen und so zu den Wunderländern des Marco Polo nach Cathay und weiter nach dem Paradiese des ersten Menschenpaars zu gelangen. Diese Ideen mochten dem braven Klostervorsteher etwas überschwänglich und phantastisch erscheinen; er ließ daher einen Arzt von Palos, Namens Garcia Hernandez holen, der astronomische und geographische Kenntnisse besaß. Da nun dieser das Gewicht der Facta, auf welche Columbus seine Mutmaßungen gründete, nicht bestreiten konnte, so entschloß sich der Prior, ein Schreiben an die Königin Isabella zu richten, um derselben seinen Gast sowie die Förderung seines gewaltigen Unternehmens zu empfehlen. Der Bote, der den Brief zu überbringen hatte, kehrte nach einigen Wochen mit einer huldreichen Antwort der hohen Frau und mit Hofkleidern zurück, damit der Schützling des Priors sich vor ihr präsentiren könne. So trat eine entscheidende günstige Wendung für Columbus ein. Er begab sich in das Lager von Santa Fé, wo sich das Königspaar befand, und erhielt in demselben Moment, als durch den Fall des letzten Maurenreichs der achthundertjährige Glaubenskrieg beendet ward, die Zusage

zur Förderung seiner Pläne seitens der Monarchin. — So stand ich hier in La Rabida auf dem Platze, von dem das vielleicht größte Ereignis der Weltgeschichte ausgegangen ist. Hätte nicht Juan Perez de Marchena jenen Brief an die Königin Isabella geschrieben, so würde wohl Columbus nie in den Besitz der Mittel gekommen sein, um seine Entdeckungsreise anzutreten. Nun stach er von dem kleinen Hafen aus, den ich vor mir sah, mit einer freilich nur sehr bescheidenen Flottille in See, und einige Monate darauf ertönte vom Mastkorb seines Schiffes der Ruf: „Land!“ — Nicht das östliche Asien, ein ganz neuer Weltteil war gefunden.

Während ich in La Rabida weilte, kam mir, wie schon öfter zuvor bei anderen Anlässen, der Gedanke, von wie kleinen und anscheinend zufälligen Umständen bisweilen die größten Begebenheiten, ja die ganze Gestaltung der Weltverhältnisse für die Zukunft bestimmt werden. Ermüdet sprach Columbus auf der Wanderung in dem Kloster vor, ohne etwas Anderes zu suchen, als einen Trunk Wasser für seinen Sohn Diego, und völlig unerwartet erfüllte sich ihm dort, um was er seit lange bei den verschiedenen Höfen, sowie bei reichen Granden Castiliens vergebens geworben hatte. Wenn er seine Schritte anderswohin gelenkt oder seinen Weg fortgesetzt hätte, bevor sich das Gespräch zwischen ihm und dem Prior entspann, so würde er entweder Amerika nie oder für einen anderen Staat entdeckt haben. Denn das katholische Königspaar hatte ihn mit seinen Projekten schon abgewiesen, ehe der Brief des Juan Perez einen Umschwung zu seinen Gunsten bewirkte. Es ist nun freilich wohl sehr zweifelhaft, ob die Welt sich dazu Glück wünschen kann, daß gerade Spanien jene neuen Ländergebiete jenseits des Meeres gewann. Denkt man sich, der große Entdecker hätte, wie er es vor seiner Einkehr in La Rabida beabsichtigte, die pyrenäische Halbinsel verlassen und sich, nach fruchtlosen Anfragen an anderen Stellen, mit

glücklichem Erfolg an den Senat der Republik Venedig gewendet — wie ganz anders, und wahrscheinlich für die Menschheit segensreicher, würden sich dann die Dinge gestaltet haben! Die Regierung dieses Freistaats zeichnete sich unstreitig vor nahezu allen im übrigen Europa vorhandenen durch Humanität aus. Dem religiösen Fanatismus, unter dessen Streichen fast das ganze übrige Europa geblutet, hat sie nie Vorschub geleistet, auch die griechischen Inseln und die orientalischen Ländergebiete, welche sie unter ihre Herrschaft brachte, nie mit wilder Grausamkeit verwüstet; es läßt sich daher beinahe mit Sicherheit annehmen, daß wenn das Löwenbanner des heiligen Marcus über den endlosen Regionen der neuen Welt aufgepflanzt worden wäre, dort weder die Holzstöße der Inquisition geflammt, noch Ströme Blutes der Urbewohner den Boden überschwemmt hätten. Allein wie verlockend es auch sein mag, sich solchen Betrachtungen hinzugeben, so muß man sich doch sagen, daß dieselben eigentlich thöricht sind, da bei jedem Geschehen dasjenige, was uns zufällig dünkt, es doch nur dem Anschein nach ist, und im Wesen der Dinge Allem eine strenge Notwendigkeit zu Grunde liegt.

Columbus ist in meinen Augen einer der größten Männer, welche die Welt je gesehen, — so groß, daß ich mir kaum vorstellen kann, er sei von unserem Geschlecht gewesen; und deshalb gewährte es mir hohe Freude, mir bewußt zu werden, daß ich an derselben Stelle stände, die unzweifelhaft sein Fuß betreten. Es wäre ganz irrig, ihn für einen Mann der exakten Forschung zu halten, der durch mathematische Berechnung zu seiner Entdeckung geführt worden sei; nein, er wurde von seiner Zeit ein Schwärmer, ein Phantast genannt und war dies wirklich in dem Sinne, in welchem nüchterne, mit ihrem Geist am Boden kriechende Menschen, die immer die ungeheure Mehrzahl eines jeden Geschlechts bilden, die Männer der Begeisterung und der inneren Intuition so zu nennen

pflegen. Seine Kenntnisse waren höchst dürftig, und ihm gegenüber konnten die Gelehrten von Salamanca, die ihn als einen Hirnverbrannten betrachteten, auf Ptolemäus und Aristoteles und die übereinstimmende Meinung aller vorhergehenden Jahrhunderte pochen. Doch nicht mit dem Verstande — mit dem inneren Auge des Genius erkannte Jener die Wahrheit; er erblickte als Seher und Prophet jenseits der ungeheuren Wasserwüste den andern Weltteil und fühlte sich berufen, ihn der Menschheit zum Heil zu erobern. Die Verbreitung des Christentums nicht durch das Schwert des Krieges, sondern durch die milde Beredsamkeit eines Weltapostels, die Wiederauffindung des frühverlorenen Gartens Eden in Hochasien waren das Ziel, dem er mit aller Kraft seiner Seele nachstrebte; und daß er dieses Ziel trotz des Widerspruchs der halben Welt unverrückt im Auge behielt, daß er seinen Idealen treu blieb, trotz alles Spottes, der über ihn ergossen wurde, daß, als er nach unsäglichen Mühen endlich das schwanke Fahrzeug erlangt hatte, welches ihn nach Westen tragen sollte, er allen Gefahren, vor denen seine Umgebung erzitterte, zum Trotz vorwärts steuerte, machte ihn eben so groß. Vergebens demonstrirten ihm die Professoren, unter Berufung auf die höchsten Autoritäten der Wissenschaft, daß die heiße Zone unbewohnt sei, daß, wenn die Erde wirklich kugelförmig wäre, ein Schiff bei weiterer Fahrt jählings in die Tiefe stürzen müsse — vergebens erklärte die Geistlichkeit die Behauptung, es gäbe Antipoden, für eine Ketzerei. Er vermochte allem diesem nur sehr unsichere Beweise, daß es sich anders verhalte, entgegenzusetzen. Die Leichen von Menschen einer fremden Gattung, die auf einem Floß an die Azoren gespült worden sein sollten, konnten ihm selbst unmöglich als überzeugende Belege gelten. Wer zweifeln wollte, daß Columbus weit mehr ein Visionär wie Jesaias, als ein Mann der Beobachtung gleich unseren Naturforschern gewesen, der lese seine Tagebücher und

Briefe. Auch seine Zeitgenossen erblickten ihn in diesem Licht, und es begann sich schon ein Mythus um ihn zu bilden, wie um die großen Religionsstifter. Man erzählte, er sei in seiner Jugend auf einem Boot fern ins offene Meer hinausgeschleudert worden und habe dort auf einer Klippe das riesige Marmorbild eines Mannes erblickt, der mit weit vorgestreckter rechter Hand nach Westen deutete. Columbus hatte seit seinen frühen Jahren, als er sein heimatliches Genua verließ, um bald auf diesem, bald auf jenem Schiffe das Meer zu durchkreuzen, die Beobachtungen und Sagen gesammelt, die seiner Ahnung von einem großen Kontinent im Westen zur Stütze dienen konnten. Er hatte von Matrosen gehört, sie hätten fern am Horizont unbekannte Küsten auftauchen gesehen, hätten Pflanzen von seltsam-fremder Beschaffenheit aus dem Meere aufgefischt. Dies Alles jedoch würde Anderen nur als Fabel gegolten haben; für ihn einzig war es von Bedeutung, weil er darin eine Bestätigung seines inneren Gesichtes fand. Welch ein Moment, als er hier von Palos aus mit seiner winzigen Caravelle auf niedurchfurchtem Ozean in unerforschte Regionen aufbrach, die alle Anderen mit abergläubischem Schrecken erfüllten — in die seit dem Beginne der Welt sich Keiner, selbst nicht die kühnen Seefahrer der Phönizier, hinausgewagt hatten! Wie klein erscheinen die größten Kriegshelden, welche die Geschichte kennt, Hannibal, Scipio und Alexander von Macedonien, wenn man den Mut, der sie bei ihren Eroberungszügen beseelte, mit demjenigen vergleicht, der in der Brust des Columbus wohnen mußte, damit er in seinem gewaltigen Unternehmen ausharrte! Alle Zeichen schienen bei seiner Schiffahrt zu trügen; die entsetzte Mannschaft verweigerte ihm den Dienst und wollte ihn zur Umkehr zwingen; die Magnetnadel wankte; selbst der Pol des Himmels schien nicht fest zu stehen. Aber der große Genuese wankte nicht; er wußte, die erwartete Welt, die seit frühe vor seinem Geiste gestanden, werde vor ihm

aufsteigen. Und sie stieg empor! — Für immer möge die Geschichte des Columbus Denjenigen Trost und Erhebung gewähren, welche von ihrer Zeit und Umgebung als unpraktische Träumer verlacht werden, weil sie höhere Ziele verfolgen als solche, die dem Alltagsverstand für erreichbar gelten! Bei allen weltumgestaltenden Unternehmungen, allen großen Entdeckungen sind weit mehr ein tiefer Impuls der Seele, Phantasie, Gefühl die Faktoren gewesen, aus denen sie hervorgegangen sind, als die Klugheit und die Berechnung. Auch Kopernikus, Kepler und Galiläi würden mittelst der Trigonometrie und optischer Instrumente niemals in die entlegenen Zonen des Himmels eingedrungen sein, wenn ihnen ihr Genius nicht die Schwingen zum Fluge geliehen hätte. Aber so klar zeigt sich dies nirgends, wie an dem Beispiel des Columbus. Als die Insel Guanahani in der Frische eines jungen Weltmorgens aus den Wellen tauchte, als sich weiter neue Eilande, Continente und Ozeane erschlossen — wie beschämt mußte da das weise Kollegium von Salamanca eingestehen, daß es mit seinen von sämmtlichen Gelehrten der Welt übereinstimmend beglaubigten, für unumstößlich gehaltenen Sätzen durch den „Schwärmer", den Phantasten von Genua widerlegt worden sei! Wie mußte die Kirche die von Papst und Konzilien besiegelte Verdammung der ketzerischen Meinung von der Existenz der Antipoden zurücknehmen! Die Thatsache von der Umdrehung der Erde um die Sonne, die gleich sehr dem kanonischen Dogma widersprach, ist von der Kirche niemals anerkannt worden, und bis in die neueste Zeit haben selbst bei Protestanten orthodoxe Eiferer sie bestritten. Das Vorhandensein von Gegenfüßlern konnte indes doch nicht weggeleugnet werden, da Columbus nach seiner Rückkehr beim Einzuge in Barcelona solche leibhaftig den Augen des staunenden Volkes vorführte.



Allerdings könnte man nun sagen, der Entdecker von Amerika habe sich doch als Träumer erwiesen; denn jenes neue goldene Zeitalter, das er für die Menschheit dort habe heraufführen wollen, sei bis heute nicht angebrochen; vielmehr seien Greuel aller Art, Raub, Mord und Plünderung, Ausrottung glücklicher und friedlicher Nationen die nächsten Folgen seines Unternehmens gewesen. Düster trat mir eben hier im Angesicht des Hafens, wo er sich zur großen Fahrt eingeschifft, die Kehrseite des Bildes entgegen, wie er, der mehr für die spanische Monarchie vollbracht, als irgend Einer vor und nach ihm, mit Ketten beladen zurückkehrte und in Valladolid, ein Opfer niederer Verleumdung, gleich gemeinen Verbrechern im Kerker schmachten mußte. Welche Gedanken mögen in diesem finsteren Verlies durch seine Seele gezogen sein! Er hatte gesehen, wie statt des Segens, den er verbreiten gewollt, sich Unheil ohne Maß und Ziel über die neuentdeckten Erdstriche ergossen, wie das Geschlecht, das er hinübergeführt, alle Sünden und Thorheiten Europas mitgenommen, wie es in Golddurst die Bewohner zu Tode gemartert, bis sie ihm den letzten Klumpen des blinkenden Metalls herausgegeben, wie es in Glaubenswut ganze Völker an den Altären seines Moloch abgeschlachtet hatte. Und immer neue, nach Blut und Schätzen gierige Scharen wälzten sich auf den Pfaden, die er erschlossen, nach Westen, Verderben über Inseln und Continente verbreitend, die fort und fort aus dem Ozean geboren wurden. Wohl mochte er da sein eigenes Werk verfluchen, wohl wünschen, daß die neue Welt auf immer im Schoße des Meeres begraben geblieben wäre! Oder ist doch vielleicht ein Hoffnungsstrahl in seinen umnachteten Geist gedrungen — hat er sich vielleicht gesagt, daß nach Mord und Verwüstung, nach dem Untergang der verderbten Generationen, die den Fluch Europas mit sich getragen, dennoch jener neue Welttag über Amerika aufgehen werde, den er schon dort zu finden gedacht? Ich selbst

vermag nur in dieser Hoffnung Trost zu erblicken, wie ich denn überhaupt, um mich vor Verzweiflung zu schützen, mich immer mit Begeisterung an den Gedanken geklammert habe, daß jenes von Jesaias geweissagte Millennium das Endziel der menschheitlichen Entwicklung sein werde. Freilich drängt sich auch Demjenigen, der an diesem Glauben festhält, die bange Frage auf, warum denn erst so zahllos viele Geschlechter in Angst und Not und Trübsal über die Erde gehen müssen, ehe jenes letzte Ziel erreicht ist? Ich gebe zu, daß bei dem jetzigen Stande unserer Erkenntnis sich eine solche Frage nicht genügend beantworten läßt; allein gibt es hier nicht einen Fortschritt, auf den wir hoffen dürfen? Ist uns nicht schon jetzt Manches klar geworden, was selbst unseren Eltern noch in tiefes Dunkel gehüllt war? Die Lösung der angedeuteten Frage, welche uns die sogenannten Frommen bieten, daß uns in einem Jenseits ein Reich der ewigen Seligkeit aufnehme, während die Menschen auf Erden immer in Jammer, Sünde und Elend umhertaumeln werden, ist für mich gar keine; denn eine Seligkeit in einer andern Welt wäre für mich unmöglich, wenn die Erde immer eine Wohnstätte für Unglück, Schuld und Entsetzen aller Art bleiben sollte.

Auf meiner Rückreise von Palos bedauerte ich fast, daß ich die Fahrt nicht schon von Sevilla aus zu Lande gemacht hatte; denn der Wind war mir entgegen und so heftig, daß ich mehr als vierzig Stunden auf der See blieb. Uebrigens entschädigte mich der Anblick des Meeres einigermaßen. Die schaumgekrönten Wellen, die um den Kiel wirbelten und kreisten, kleideten sich abwechselnd in alle Farben des Regenbogens, aus tiefem Blau in Smaragdgrün, Violett und Perlmutterglanz überspringend; doch der Schein des ganzen, unverhüllten Sonnenlichts, der auf den Wellen tanzte, war so blendend, daß die Augen sich oft abwenden mußten. Da die spanische Küste hier völlig flach ist, sah ich mehrenteils gar

kein Land. Der Anblick von Cadix, wie es mit seinen weißen Häusern und blitzenden Türmen aus der Flut aufsteigt, ist prächtig, und als es bei anbrechendem Morgen vor mir dalag, konnte ich glauben, es sei eine Wolkenstadt, wie die Sonnenstrahlen sie aus den wallenden Nebeln der Frühe bauen. Ein hier verbrachter Tag wird gewiß Jedem unvergeßlich sein. Das Schimmern und Leuchten ringsum, in welchem die blankpolirten Gebäude mit den Meereswellen und dem Himmel wetteifern, die grünen Gitter der Fenster und Balkone machen den Eindruck, als ob dort beständig ein Fest gefeiert würde. Aber es ist zu viel des Glanzes; man schließt ermüdet das Auge. Und auch vor den Thoren dauert diese monotone Helle fort. Man erblickt nichts als eine weite sandige Ebene; nur hier und da gewährt eine Dattelpalme einige Abwechslung. Reizend ist ein Abend auf der Alameda am Meer; wenn die Sonne gesunken ist und die transparente Nacht des Südens, noch immer fast heller als unser nordischer Tag, heraufzieht, füllt sich der Platz mit zahlreichen Gruppen von Männern und Frauen, welche die wohlthätige Kühle genießen wollen, und ringsum strahlen bunte Lampen auf, während die Schaumwellen des Meeres, die sich an dem Damme brechen, im bläulichen Glanz phosphoreszirend schimmern. Doch wie reizend Cadix auch bei kurzem Aufenthalte erscheint, auf die Dauer vermöchte es mich nicht zu fesseln. Gleich den meisten Handelsstädten bietet es für die geistigen Interessen wenig Nahrung, und wer länger hier verweilt, gerät in die Gefahr, in ein Schlaraffenleben zu verfallen. Zwar nicht der wollüstige Reichtum der Natur, wie auf dem Eiland der Lotophagen, aber das erschlaffende Klima und Beispiel des dolce far niente, dem sich Alle hingeben, laden dazu ein. Uebrigens liegt die Blütezeit von Cadix auch in der Vergangenheit; der Handelsverkehr mit Amerika zog sich seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts von Sevilla hierher. Indessen seit der

Losreißung der überseeischen Provinzen von Spanien hat er mehr und mehr abgenommen.

Cadix ruft mir die Erinnerung an einen Deutschen wach, der hier und in dem nahegelegenen Hafen von Santa Maria den größten Teil seines Lebens verbrachte, und dessen verdienstvolle Leistungen weder Spanien noch sein Vaterland vergessen sollten. Es ist dies Johann Böhl von Faber. In Hamburg geboren und einer bedeutenden kaufmännischen Familie entsprossen, kam er schon als Knabe nach Cadix, wo sein Vater ein Handelshaus etablirt hatte. Er verlebte hier mehrere Dezennien und wurde fast zum Spanier, vermählte sich auch mit einer Gaditanerin. Als aber in der napoleonischen Zeit die Geschäfte stockten, begab er sich mit der Gattin, die ihm auf der Reise zu Genf eine Tochter Cäcilia schenkte, in die Heimat. Der Kaufmannschaft überdrüssig, erwarb er das Landgut Görslow am Schwerinersee und lebte nun dort mit seiner Familie, seiner Neigung gemäß, mit Musik und Literatur beschäftigt. Seine Gattin jedoch krankte am Heimweh nach ihrem Andalusien, und er mußte sich entschließen, sie zu den Ihrigen zurückkehren zu lassen; nur Cäcilia blieb bei ihm. Die Bewirtschaftung seines Gutes scheint jedoch nicht die besten Resultate geliefert zu haben; er mußte dasselbe schließlich verkaufen und verließ nun etwa im Jahre 1815 Deutschland wieder, um fortan ein Weingeschäft im Hafen von Santa Maria bei Cadix zu leiten. Seine Tochter Cäcilia vermählte sich bald darauf und ist seitdem, obgleich sie bis zu ihrem achtzehnten Jahre in Deutschland gelebt hatte, vollkommen zur Andalusierin geworden. Erst in vorgerückten Lebensjahren trat sie unter dem Namen Fernan Caballero als Schriftstellerin und Verfasserin mehrerer Novellen auf, in denen das spanische, gesellschaftliche sowohl wie Volksleben meisterlich geschildert ist, und die zum Teil auch von einem wirklich poetischen Geiste Zeugnis geben. Man glaubt kaum, daß sie

von einer Frau geschrieben seien, da eine männliche Kraft darin waltet. Bewundernswert ist auch, wie genau sie den Charakter der Andalusier kennt und sich deren Sprache in allen ihren Idiotismen zu eigen gemacht hat. Ihr Vater widmete sich inzwischen neben seinen kaufmännischen Obliegenheiten mit großem Fleiß dem Studium der spanischen Poesie. Er schrieb eine Reihe von Aufsätzen, in welchen er, und zwar als einer der Ersten in Spanien, den damals herrschenden nüchternen Classicismus der Boileau'schen Schule bekämpfte und eine Lanze für die großen nationalen Dramatiker des siebenzehnten Jahrhunderts brach. Seine von Wärme erfüllten Artikel fanden anfänglich vielen Widerspruch; allein nach und nach gewann er Anhänger, deren Zahl sich fortwährend mehrte, und erlebte noch, daß das schmähliche Joch der drei Einheiten und einer poesiefeindlichen Alltagskorrektheit gebrochen wurde. Ein weiteres Verdienst erwarb sich Böhl von Faber durch die Herausgabe einer mit großer Sorgfalt, oft aus wenig zugänglichen Quellen geschöpften umfangreichen Anthologie altspanischer Gedichte, welche zu Hamburg in drei Bänden erschien. Nach seinem Tode hat einer seiner Freunde, Dr. Julius, Erinnerungen an ihn drucken lassen, in denen sich interessante Briefe von ihm finden. In denselben, die teils aus Cadix, teils aus Santa Maria datirt sind, spricht er mehrfach mit Sehnsucht und in wehmütiger Rückerinnerung an frühere glückliche Tage von seinem poetischen Aufenthalt in Görslow am Schwerinersee, zu dessen frischem Grün und rauschenden Buchenwäldern er gerne wieder zurückkehren möchte. So erscheint uns das Ferne immer in verlockendem Glanze! Manche Deutsche denken, wenn sie den Namen Mecklenburg hören, es gäbe nichts Prosaischeres als dieses Land, und träumen dagegen von Andalusien als von einer Zauberregion voll grünender Fluren und duftender Orangenhaine. Ich selbst begreife übrigens sehr gut, nachdem ich eine Woche in Cadix

verlebt habe, wie man, zu längerem Bleiben gezwungen, sich an den Schwerinersee zurücksehnen kann. Auch in den Schriften von Cäcilia Böhl kehren mehrmals Erinnerungen an ihre Jugend wieder, und sie sagt, daß sie nie den Eindruck vergessen werde, den bei Nacht der Schall des Posthorns in den deutschen Wäldern auf sie gemacht habe. Ich habe nicht das Glück gehabt, diese seltene Frau kennen zu lernen; denn die beiden Male, daß ich sie in Sevilla, ihrem gegenwärtigen Aufenthalte aufsuchen wollte, war sie verreist. Sie soll ihre deutsche Muttersprache einigermaßen verlernt haben. In ihren politischen und religiösen Ansichten würde ich ihr nicht zustimmen können; denn in Allem, was sie geschrieben, wehen ein reaktionärer Geist und katholische Kirchenluft. Doch diese Richtung vergebe ich ihr, da sie den Katholizismus im Grunde nur von der poetischen Seite auffaßt und mit solcher Beredsamkeit, mit solcher Glut des Gefühls das Wort für ihn führt, daß man sich, so lange man sie liest, leicht zum Proselyten von ihr machen lassen könnte. Uebrigens hat sie mein Herz dadurch gewonnen, daß sie doch noch so weit Deutsche geblieben ist, um lebhaft die Stiergefechte zu verdammen. Da sich ihre Schriften in Spanien immer mehr verbreiten, ist zu hoffen, daß sie in dieser Richtung Einfluß gewinnen und auf die endliche Abschaffung des barbarischen Volksvergnügens hinwirken werden. — Als bemerkenswert will ich noch hervorheben, wie Familien während verhältnismäßig kurzer Zeit so auseinandergerissen werden können, daß deren Mitglieder fortan verschiedenen Nationalitäten angehören und gar nichts mehr von einander wissen. Ein Bruder des zum Spanier gewordenen Johann von Böhl kaufte ein Landgut in Mecklenburg und hat mehrere Söhne hinterlassen, die unfern der Ostsee Gutsbesitzer sind; diese aber haben, wie ich mich überzeugte, kaum je von ihrer Cousine Cäcilie am Ufer des Guadalquivir

erfahren, noch weniger davon, daß dieselbe Cäcilie eine Schriftstellerin ist, welche an hinreißender Beredsamkeit selbst ihrer ausgezeichneten Schwester George Sand, von der sie in ihrer Geistesrichtung freilich himmelweit verschieden ist, nicht nachsteht.

23.

Toledo, November 1853.

Schon seit mehreren Wochen weile ich in dieser alten Stadt, die in mancher Hinsicht nicht ihresgleichen auf der Erde hat. Auf einen schroffen, rings vom Tajo umflossenen Felsen hingebannt, erscheint die ehemalige Residenz der Gothenkönige in ihrem tiefen Verfall kaum noch als eine Stadt, die zu der Welt der Lebenden gehört. Selbst in Pompeji oder auf Punkten der Erde, wo gänzlich zerstörte Städte der Vergangenheit gestanden, hat die Verödung keinen so tief ergreifenden Eindruck auf mich gemacht, wie in Toledo; denn dort ist alles Leben wirklich untergegangen, hier aber bin ich Zeuge des Vergehens und Hinsterbens. Die Häuser stehen noch aufrecht; doch ich höre das Knistern im Gemäuer, das dem Sturze vorangeht. Sie sind noch bewohnt; allein ihre Bewohner gleichen Schatten, die einem längst vergangenen Jahrhundert angehören. Bei Jedem, dem ich begegne, glaube ich, er sei der letzte Toledaner, der sich ein Grab suche. Die großartige, erhabene Melancholie, die hier Alles atmet, sagt mir ungemein zu und ihr entsprechend lebe ich in tiefster Einsamkeit. Als ich herkam, lag ein klarer Herbsthimmel noch goldig über der Hochebene von Castilien und der grandiosen Felsengegend am Tajo, aus deren Mitte das später in einen arabischen Alcazar, dann in einen Palast Karl's V. umgewandelte Schloß der Westgothen emporsteigt. Die klippigen Ufer des Stroms, die zwar ziemlich kahl, jedoch nicht von aller Vegetation entblößt sind, boten

mir täglich wunderbare Spaziergänge, und ich wurde nicht müde, bald empor bald hinunter klimmend, den Weg um die Stadt zu machen, auf die sich von hier aus reiche und wechselnde Perspektiven bieten, und die, so aus der Ferne gesehen, sich mit ihren vielen Kirchen und Türmen noch immer majestätisch darstellt. Es gibt auf dieser Höhe, auf den über dem schäumenden Tajo hängenden Felsvorsprüngen Plätze, von denen man sich schwer wieder losreißen kann; und obgleich ich gewarnt worden bin, mich wegen des umherschweifenden Gesindels nicht allein dort aufzuhalten, trotzte ich doch der Gefahr und kehrte oft erst in später Abenddämmerung über die Brücke zurück. Jetzt ist ein früher Winter hereingebrochen und hemmt meine Streifereien in der Umgegend; jedoch Toledo hat noch immer genug der Reize, die mich festhalten. Ja der trübe Himmel, die düstern von Norden heranziehenden und zur Erde herabhängenden Wolken verleihen ihm deren neue. Oft klimme ich zu dem Schlosse hinauf, an dessen Thor noch der kaiserliche deutsche Adler prangt, und dort zu weilen gewährt mir selbst dann Genuß, wenn schwere Wolken sich um mich ballen und mich wie die Falten eines Mantels umhüllen. Reißt ein Windstoß das Gewölk auseinander, so tauchen bald hier, bald dort durch die Risse die um den Felsen hingelagerten Häuser, halbzerfallenen Paläste und Kirchen aus dem gelben Dunst. Bisweilen gewahre ich über sie hinweg und über die zerrissenen Schluchten nach Norden hin auch ferne, schon mit Schnee bedeckte Berggipfel. Am ergreifendsten aber war die Scene, als ich neulich während eines Gewitters mich dort oben befand. Der Sturmwind trieb schwere Wolkenmassen von Westen heran; ein Schwarm von Vögeln, die mir zum Geschlecht der Möven zu gehören schienen, flatterte krächzend und die mächtigen Flügel schlagend um die Mauern des alten Palastes. Es schien, als suchten sie Schutz vor dem Unwetter; denn viele klammerten sich ängstlich an das Gestein oder bargen

sich in dessen Spalten. Die Wolkendecke wurde so dicht, daß bei schon hereinbrechendem Abend sich Finsternis über die Erde breitete. Nur die Blitze, die sich aus den dunklen Massen losrissen und zuckend durch den Himmel hinfuhren, erhellten von Zeit zu Zeit die Tiefe, so daß die Stadt mit ihrem Gewimmel von Häusern und Türmen gespenstisch aus dem Abgrund aufstieg, während der Klang des Angelus, der eben von der Kathedrale ertönte und in gebrochenen Lauten vom Winde zu mir emporgetragen ward, wie Grabgeläute erscholl.

Der geisterhafte Eindruck, den Toledo in dieser Stunde auf mich machte, hat mich während meines ganzen Aufenthalts nicht verlassen. So habe ich auch mehr an die Legenden und Sagen, die sich an diese alte Stadt knüpfen, als an ihre Geschichte gedacht. Ebenso bei den Muhammedanern, wie bei den Christen ist sie von jeher von dem phantastischen Schein solcher Sagen umkleidet gewesen. Der Untergang des letzten Gothenkönigs Rodrigo und die Eroberung seiner Residenz durch die Moslimen wird von den arabischen Schriftstellern, wie von den christlichen Chronisten mit märchenhaften Umständen berichtet. Wenn jene von dem goldenen Tisch des Salomo fabeln, der hier gefunden worden sei, so erzählen diese: Rodrigo habe in einer lang verschlossen gewesenen Höhle Bilder von fremdartig gekleideten Männern, deren Aussehen ihn mit Erstaunen erfüllt, entdeckt, und als später die Araber in sein Reich eingedrungen seien, in ihnen diejenigen erkannt, deren Einbruch ihm jene Bilder geweissagt hätten. Die Geschichte des Feldherrn Julian und seiner Tochter, welche der König verführt, worauf der Vater der Mishandelten dann, um sich an Rodrigo zu rächen, die Araber herbeigerufen haben soll, mag historische Grundlage haben. Doch ist mir oft die Vermutung gekommen, sie sei wesentlich sagenhaft, welche Annahme noch durch den Umstand nahegelegt wird, daß auch die Eroberung Messinas durch die Sarazenen von einem

Krieger Eufemio aus Messina wegen ähnlichen Anlasses herbeigeführt worden sein soll. In romanhaftem Licht erscheint Toledo auch in einem alten spanischen Ritterbuch, in welchem von einer maurischen Prinzessin Galiana erzählt wird, um deren Hand sich Karl der Große (oder sein Vater Pipin) beworben haben soll, so daß er sich in Verkleidung nach Toledo begab und seine Nebenbuhler im Turnier besiegte. Unfern vom Tajo steht noch ein altes Gemäuer, das im Volksmund den Namen „Palast der Galiana" trägt. Zur Zeit der Araberherrschaft erscheint Toledo wieder im Glanz der Fabelwelt, wenn die muhammedanischen Geschichtschreiber von dem Wunderpalast erzählen, welchen der letzte maurische Herrscher sich dort erbaute. In den Gärten seines Schlosses soll sich ein von rings herabfallenden Wasserstrahlen umgebener Pavillon befunden haben. In der Mitte des ihm zu Häupten und zu allen Seiten herabrauschenden feuchten Elements liebte der König sich seinen Träumereien hinzugeben. Aber einst vernahm er dort eine geheimnisvolle Stimme, die ihn mahnte, daß alle Erdenherrlichkeit vergänglich sei, und nicht lange darauf wurden sein Reich und seine Hauptstadt von den Christen erobert, seine Prachtbauten zerstört. Noch von einem anderen Wunder Toledos berichten die Araber. Es sollen sich dort zwei Zisternen befunden haben, in welchen durch eine sinnreiche Einrichtung das Wasser sich bald hob, bald senkte, so daß es durch seinen Stand gleich einem Kalender den jedesmaligen Tag des Jahres angab. — Im späteren Mittelalter galt die Tajostadt dem christlichen Abendland als Hauptsitz der Schwarzkunst und Magie. Hierher sollen sich junge Deutsche begeben haben, um den Schleier von den Geheimnissen der Natur heben zu lernen, und von hier wieder heißt es, daß Meister in den Norden gereist seien, um die Zauberei zu lehren. Daß junge, wißbegierige Leute aus den Christenländern in das muhammedanische Spanien und auf

die Schulen der Araber gegangen sein sollten, wie dies behauptet worden ist, wird zwar nur in sehr vereinzelten Fällen vorgekommen sein; allein unstreitig wurde Toledo, nachdem es den Moslimen entrissen worden, vielfach von Solchen besucht, welche dort in die Weisheit des Orients und, durch Vermittelung der Araber, in die Philosophie der Griechen eingeweiht zu werden wünschten. Vom Tajo aus sind unter der Beihilfe der dort zurückgebliebenen Moslimen, sowie auch besonders der Juden, die lateinischen, nicht nach dem Original, sondern nach arabischen Uebersetzungen gefertigten Versionen des Aristoteles über den Occident verbreitet worden, aus welchen die Scholastiker ihre einzige Kenntnis des Stagiriten schöpften. Ob man dem Abendland zu den neuen wissenschaftlichen Acquisitionen viel Glück wünschen kann, ist wohl zweifelhaft; denn die genannten Versionen sind rohe, handwerksmäßige Interlinear-Uebertragungen, kaum mehr verständlich als die Schriften mancher deutschen Philosophen, deren Galimathias in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts so viele Köpfe verdrehte.

Zwei ehemalige, jetzt in Kirchen verwandelte Synagogen geben noch Kunde, daß Toledo einst von vielen Juden bewohnt gewesen ist. Ebenso zu den Zeiten der Araber, wie in den ersten Jahrhunderten der christlichen Herrschaft bis auf die Zeit des katholischen Königspaars, war Spanien das Paradies der Söhne Israels. Viele derselben erwarben sich durch Gewerbefleiß große Reichtümer; andere wußten sich im Staatsdienst aufzuschwingen; noch andere machten sich durch ihre Sprachkenntnis als Interpreten zwischen Moslimen und Christen nützlich; viele endlich glänzten durch wissenschaftliche Bildung und Gelehrsamkeit, sowie als Dichter. Das Arabische scheinen manche von ihnen in allen seinen Feinheiten beherrscht zu haben; denn sie schrieben nicht nur Verse in dieser Sprache, sondern sie bildeten auch deren künstlichste metrische Formen

in der ihrigen nach. Durch die Verbindung der spanischen Juden mit denen der anderen europäischen Länder, besonders der Provence und Italiens, wurden die Produkte arabischen Kunstfleißes, die Schätze orientalischen Wissens nach dem Occident verbreitet. Deutsche Israeliten haben mit Recht in neuerer Zeit darauf aufmerksam gemacht, wie üppig die hebräische Poesie in jenen Jahrhunderten auf der pyrenäischen Halbinsel geblüht hat, und uns Einiges in Uebersetzungen mitgeteilt. Die beiden noch aufrecht stehenden Synagogen Toledo's, Maria la Blanca und San Juan de los Reyes, zeigen in dem reichen Schmuck ihrer Wände und ihres Fußbodens, in welchen glänzenden Verhältnissen die Juden damals dort lebten. Es ist beschämend für die spätere Zeit, daß sie von der früheren, wenigstens in Spanien, so an Duldsamkeit übertroffen wurde. Von einigen Plackereien durch den Pöbel, wie die Glaubensverschiedenheit sie mit sich brachte, werden die Juden freilich auch unter den Arabern nicht frei gewesen sein, und von den Christen des zwölften bis fünfzehnten Jahrhunderts mögen sie auch hier und da Unbill erlitten haben. Allein es ist sicher, daß sie jenseits der Pyrenäen in viel gesicherteren Zuständen lebten, als im übrigen Europa. Von Ausplünderung und Massenmorden der israelitischen Bevölkerung, wie sie hier an der Tagesordnung waren, berichten die spanischen Chroniken kaum. Aber der Fanatismus der Christen glomm insgeheim, und Neid auf die von den Juden gehäuften Reichtümer trat hinzu, um eine furchtbare Katastrophe über das unglückliche Volk heraufzubeschwören. Diese ereilte dasselbe, als die Königin Isabella das Edikt erließ, welches alle Anhänger des mosaischen Gesetzes aus ihrem Reiche verwies. Es ist befremdend und betrübend zugleich, daß diese barbarische Maßregel, ebenso wie die mit ihr Hand in Hand gehende Einsetzung der Inquisition in demselben Moment stattfand, in welchem die politische Größe

der Nation und zugleich auch ihre geistige Bildung einen mächtigen Aufschwung nahm. Wir begegnen übrigens einer ähnlichen Erscheinung in den anderen Ländern Europas. In der nämlichen Periode, in welcher sich durch das Wiederaufleben der Wissenschaften und durch die Erfindung der Buchdruckerkunst ein allgemeines Licht über die Welt hätte verbreiten können, begann die entsetzliche Epidemie der Hexenprozesse, besonders in Deutschland und England, in etwas minderem Grade, jedoch noch immer schrecklich genug in Frankreich und in Italien zu wüten. Wenn die Kunst Gutenberg's durch die Vervielfältigung der Werke der Alten sich für die Fortbildung der Menschheit sehr nützlich bewies, so wirkte sie andererseits auch höchst verderblich. Kein Buch ist zu Ende des fünfzehnten und im Laufe der beiden folgenden Jahrhunderte häufiger gedruckt worden, als der scheußliche Hexenhammer, und denjenigen, welche den Wert eines schriftstellerischen Werkes nach dem Erfolge oder nach der Menge der Auflagen abschätzen, kann man entgegenhalten, daß nach ihrer Theorie dieser wahnsinnige Codex der Hexenrichter eines der wertvollsten Bücher sein müßte.

Wir haben Mühe, uns vorzustellen, wie die großen Leistungen der Wissenschaft und Dichtung, welche die Renaissancezeit in Italien hervorbrachte, in derselben Periode entstehen konnten, in welcher Hinrichtungen von Ketzern und Juden an der Tagesordnung waren. Allein zwischen Italien und Spanien findet in dieser Hinsicht ein Unterschied statt. Die Werke eines Macchiavelli, eines Bojardo, Poliziano, Ariost und so weiter scheinen nicht aus der Heimat des Papsttums, sondern aus einer ganz andern Welt herzurühren; dieselben verraten in nichts, daß ihre Verfasser gläubige, geschweige denn zelotische Katholiken gewesen wären. In Spanien dagegen ist die Literatur, welche erst seit der Zeit Ferdinand's und der Isabella aufzublühen begann, mit sehr wenigen Aus-

nahmen Jahrhunderte lang von dem fanatischen Geist erfüllt gewesen, der das ganze Volk durchdrang. Was den Genius der spanischen Dichter, eines Lope, Calderon, Tirso anlangt, so ist er sicher viel reicher und größer, als jener der italienischen; die trübe religiöse Atmosphäre indes, in welcher derselbe atmet, macht, daß wir während ihrer Lektüre eine gewisse Beklemmung empfinden, während uns der Genuß der Italiener durch nichts Derartiges gestört wird. Um nun zu den Juden, an deren Jammerschicksal ich hier durch den Anblick ihrer beiden Synagogen erinnert worden, zurückzukehren, so hat das heilige Gericht unter denen, die nach der Verjagung von Hunderttausenden noch zurückgeblieben, durch Marterbank und Scheiterhaufen gehörig aufgeräumt. Mit Hilfe großer Schätze scheint es einzelnen Jüngern des Moses hie und da gelungen zu sein, sich vor den Verfolgungen des Glaubenstribunals sicher zu stellen. Die Gräfin d'Aunoy wenigstens erzählt in ihren, in die Regierungszeit Karl's II. fallenden Reisebriefen aus Madrid: ein reicher, in der spanischen Residenz wohnhafter Kaufmann hänge, wie allgemein bekannt, dem israelitischen Glauben an; die Inquisition aber, welche andere Juden verbrenne, lasse ihn unbehelligt, weil er ihren religiösen Eifer von Zeit zu Zeit durch Zahlung enormer Geldsummen beschwichtige. Indessen solche Fälle waren gewiß selten. Noch in unserem Jahrhundert blieb die Betretung des spanischen Bodens den Hebräern streng verboten, bis die Agenten des Hauses Rothschild siegreich ihren Einzug in Madrid hielten und mit dem Orden Isabella's der Katholischen, eben jener Königin, welche die Juden vertrieben hatte, dekorirt wurden. Bei dem Namen judio schaudern die meisten Spanier, wie ich dies mehrmals wahrgenommen, noch zusammen, als ob von einem Höllengeist die Rede wäre. Eine unschuldige Erinnerung an ihre frühere Glanzzeit haben die Juden aber in Toledo zurückgelassen. In ganz Castilien ist der Marzipan

dieser Stadt berühmt, und wirklich wird dies Gebäck, das in Italien und Frankreich nahezu unbekannt ist, hier trefflich bereitet. Der spanische Namen desselben, mazzapan, erinnert an seinen jüdischen Ursprung, und ich zweifle nicht, daß er eine Erfindung der Hebräer von Toledo ist.

Der Dom von Toledo ist so majestätisch und imposant, daß ich immer in gehobener, feierlicher Stimmung in ihm weile. Diese Kathedrale hat, ohne an Reinheit des Stils den deutschen und französischen Münstern gleichzukommen, einen Charakter erhabenen religiösen Ernstes, der einen überwältigenden Eindruck macht. Das geheimnisvolle Halbdunkel, das in ihrem Innern waltet, und der Umstand, daß der Chor, von hohen Eisengittern umgeben, sich in der Mitte des Gebäudes befindet, tragen viel hierzu bei. Dem entspricht die würdevolle Stille, die in ihm herrscht und, im Gegensatz zu dem profanen Singsang, welcher die italienischen Gotteshäuser entweiht, die in echtem altem Kirchenstil gehaltene Musik. Der Eindruck, den die spanischen Dome machen, ist um so mächtiger, als man dergleichen hier im Süden nicht erwartet. Die gothischen Münster sind Erzeugnisse des Nordens und in ihren auf himmelragenden Pfeilern ruhenden Wölbungen Abbilder seiner Eichenwälder. Wenn man nun aus dem Schatten solcher Haine, aus den trüben Nebeln, welche fast immer den Himmel des Nordens bedecken, in sie eintritt, können sie bei weitem nicht so überraschen, wie hier, wo Waldesschatten fast gänzlich fehlt und während des größten Teils des Jahres ein blendendgrelles Sonnenlicht über dem kahlen Boden liegt. So oft ich durch das mit zahlreichen heiligen Symbolen überdeckte Portal in das Innere der Kathedrale von Toledo schreite, ist mir, als seien die weiten Länderstrecken, welche mich von Deutschland trennen, hinter mir versunken, und als befände ich mich wieder in der Heimat. Aber ein ahnungsreicher, fast unheimlicher Schauer, der mich bei Betrachtung

der Heiligenwelt um mich her befällt, ist ein Gefühl, wie ich es in den Domen von Köln, Regensburg oder Ulm nie empfunden. Die tiefe Finsternis, die in diesen Hallen herrscht, und durch welche nur die auf dem Hochaltar brennenden Kerzen ein dämmerndes Licht verbreiten, erweckt beinahe Grausen; ich glaube in einem düstern Saal zu stehen, wo die Inquisitoren mich wegen meines Glaubens richten wollen. Wenn mein Auge sich dann allmälich an das Dunkel gewöhnt hat und zu den Säulen und Wänden emporblickt, die mit unzähligen wunderbaren Gebilden übersät sind, so weicht der Schrecken einem bewundernden Staunen, wie es mich oft beim Lesen von Calderon's geistlichen Schauspielen bewegt. Derselbe mystische Geist, aus dem diese Dramen hervorgegangen, hat hier die Räume mit bildlichem Schmuck erfüllt, in dessen Reichtum sich der betrachtende Sinn verirrt. Die Steine sind nicht Steine geblieben, sondern ein großes symbolisches Gedicht geworden. Von allen Pfeilern, aus allen Blenden und Nischen an den Mauern schauen die Statuen heiliger Männer und Frauen hernieder, und wenn ein matter Schein, durch die gemalten Fenster hereinbrechend, über sie hingleitet, glaubt man sie die Lippen zum Gebet bewegen zu sehen. Noch wenn der Blick sich empor zu den Gewölben wendet, in deren Dämmerung kein fester Umriß mehr sichtbar wird, tauchen neue Bilder vor ihm auf, die ein frommer Künstler hoch oben gemeißelt hat, unbekümmert, ob ein Menschenauge sie gewahre.

Die Kathedrale allein ist so herrlich, daß sie mich lange an Toledo fesseln könnte. Aber auch im übrigen hat der Aufenthalt für mich so viel Anziehendes, daß ich mich schwer werde entschließen können, diese Stadt der Vergangenheit und des Todes mit Madrid, derjenigen des lärmenden Lebens, zu vertauschen. Wenn die Straßen hier menschenleer sind und sich zu allen Seiten Verfall kundgibt, so stößt man doch noch

auf manche stattlichen Gebäude, Reste einer früheren großen Zeit. Dieselben gehören fast ohne Ausnahme den Tagen nach der Eroberung durch die Christen an. Im Innern mancher Häuser finden sich noch Zierate gleich denen, mit welchen die Araber ihre Wohnungen zu schmücken pflegten; allein ob sie wirklich von den Muhammedanern herrühren, ist zweifelhaft, wie dies auch von der stattlichen Puerta del Sol und anderen, durch ihre Hufeisenbogen den maurischen Stil verratenden Bauwerken gilt. Dieser Stil wurde in Spanien auch noch von den Morisken, die schon der christlichen Herrschaft unterworfen waren, kultivirt. — Zwischen den trüben und winterlich rauhen Tagen, die jetzt vorherrschen, sind mehrmals helle und klare eingetreten, wo die Sonne in voller südlicher Pracht und Wärme durch die Gewölke brach. An solchen Tagen habe ich weite genußreiche Spaziergänge in die Umgegend gemacht. Ich wanderte dort oft Stunden lang in tiefster Einsamkeit, indem ich nur hie und da einem Ziegenhirten begegnete, der, auf seinen Stab gestützt, die Herde bewachte und in seiner Tracht von Fellen sicher noch ebenso aussah, wie seine Vorfahren unter den Westgothen. Bisweilen erblickt man auf den Felsen eine Kapelle oder in einer Schlucht ein altes, nun verlassenes Kloster. Wenn ich Abends von solchen Streifereien zurückkehrte, machte ich oft Halt auf der Brücke Alcantara, um die Stadt zu betrachten, die, von den rötlichen Strahlen der sinkenden Sonne beschienen, auf ihrer Bergkuppe jedesmal einen prachtvollen Anblick darbot. Dort malte ich mir im Geist aus, wie die Könige von Castilien, die gepanzerten Alfonse, mit ihren Rittern und Gewaffneten auf diesem Wege, ein Heer überwundener Mauren und reiche Siegesbeute führend, im Triumphe von ihren Kriegszügen heimkehrten, und ihre flatternden Siegesstandarten auf dem nun so öden Weg, der in die Stadt hinaufführt, hinwallten.

Als ich vor Jahren Toledo zum ersten Male besuchte,

war es Mai. Der Frühling schmückte die Ufer des Stromes mit frischem Grün, die Fruchtbäume blühten, und man sah Abends frohe Gruppen, die sich im Freien bei Gesang und Castagnettenschall, der die Tänze begleitete, vergnügten. Auch in den einzelnen Gärten innerhalb der Mauern ertönten muntere Stimmen, und die Familien lagerten, ihre Mahlzeit haltend, auf dem Rasen, der bald in der sengenden Sonnenglut wieder verdorren sollte. Damals hatten Stadt und Umgegend allerdings ein freundlicheres Ansehen; aber dieses paßte nicht zu deren Charakter: der Jubel der Fröhlichen schien die Trauer zu verhöhnen, deren Gepräge hier Alles trägt. Jetzt ist Toledo, wie es sein sollte, — stumm und tot. Ich bin hierher gekommen, weil ich glaubte, in dieser Stille und Abgeschiedenheit gut arbeiten zu können; indes meine Hoffnung hat mich betrogen. Seltsamerweise habe ich früher inmitten lärmender Wintervergnügungen, wenn die Geselligkeit einen großen Teil meiner Zeit in Anspruch nahm, und überdies noch Berufspflichten auf mir lasteten, besser studiren und produziren können als gegenwärtig, wo ich volle Muße dazu habe und kein Verkehr mit Menschen mich stört. Mein einziger Umgang ist der Direktor der mit der Kathedrale verbundenen Bibliothek, ein Mann, der große Gelehrsamkeit mit den angenehmsten Formen verbindet. Er kennt die Geschichte und die Altertümer seiner Vaterstadt aufs genaueste, und ich hätte keinen besseren Führer durch dieselbe finden können, als ihn. Bei unseren Wanderungen durch ihre Gassen und Gäßchen macht er mich bald auf Reste von Römerbauten aufmerksam, bald auf ein Gemäuer aus der Westgothenzeit, auf ein maurisches Fenster oder eine Nische, die durch ihre stalaktitenförmigen Bildungen sich als ein Werk von Araberhand verrät; bald wieder zeigt er mir halb aus Schutt hervorragende und immer mehr in Trümmer sinkende Gebäude des Mittelalters. Vielleicht ist es diese beständige Betrachtung von Ueberbleibseln

früherer Tage, von gestürzten oder stürzenden Mauern, was mir den Mut zur frischen Thätigkeit raubt. Da ich um mich her die Ruinen der einen Zeit denen der anderen nachstürzen sehe, so drängt sich mir oft mit niederdrückender Schwere der Gedanke an die Eitelkeit und Fruchtlosigkeit alles menschlichen Strebens auf, und dies ist gewiß nicht die richtige Stimmung, welche zum Schaffen ermutigen kann. So will ich denn suchen, mich emporzuraffen, um dem Banne dieser Totenstadt zu entfliehen.

24.

Ronda, im April 1854.

Ich wüßte nicht, mit welchem anderen Orte sich Ronda vergleichen ließe. Man nennt es das Tivoli von Andalusien; aber so prächtig das Tibur der Sabinerberge mit seinem in den Abgrund tosenden Wasserfall, seinen aus antiken Mauerbogen hervorrauschenden Cascatellen und seinen waldgekrönten Bergen auch ist, an Großartigkeit und wilder Romantik der Lage kann es sich mit dieser südspanischen Gebirgsstadt nicht messen. Der erste Eindruck, den Ronda hervorruft, ist wahrhaft überwältigend. Inmitten der Stadt klafft ein ungeheurer Abgrund, und eine Brücke, die wie die Brücke Sirat des Koran zwischen Himmel und Hölle zu hängen scheint, spannt sich über denselben hin, die Häusermassen zu beiden Seiten miteinander verbindend. Die Teufelsbrücke bei Andermatt steht an malerischer Wirkung hinter ihr zurück, weil der Schlund unter ihr so viel geringer ist. Unten in bodenloser Tiefe braust der Guadiaro, seine schäumenden Wogen von Fels zu Fels und von Klippe zu Klippe wälzend. Auf einer steilen und schmalen, in den Felsen eingehauenen Treppe, die wirklich zwischen „Leben und Sterben" hinführt, steigt man

in den jähen Abgrund nieder; aber nur Wenige werden es ohne Zagen thun können. Denn es ist, als ob eine Kluft, bis in das Herz der Erde gerissen, in die Wohnung des Iblis und seiner bösen Geister hinabgähnte. Der Blick von unten, wo einige alte maurische Mühlen stehen, nach der Höhe, zu dem in die Lüfte aufragenden Bogen und der zu ihren beiden Seiten über den Felsen hängenden Stadt ist abermals staunenerregend. Am Rande der Tiefe klebt eine düstere, halbzerfallene arabische Burg, deren außerordentliche Lage, wie die von Ronda überhaupt, schon die moslimischen Schriftsteller Spaniens frappirte, so daß sie dieselbe malerisch beschreiben. Einer von ihnen nennt Ronda „eine hochgelegene, schwer zu erklimmende Stadt, deren Zinnen den Gestirnen benachbart sind; von ihrer Höhe strömen Quellen herab, deren Sturz ein Getöse wie Donner oder Sturmgebrause hervorbringt. Dann werden diese Quellen zu einem Fluß, der sich wie eine Schlange um die Seiten der Burg windet und ihre Unzugänglichkeit und Festigkeit noch erhöht."

Der Reiz dieser Oertlichkeit steigert sich durch die mannigfaltigen Formen der umherliegenden Berge und den reichen Pflanzenwuchs, der sie überkleidet. Ich war schon mehrmals hier, habe jedoch die Gegend nie in gleichem Glanz gesehen. Denn reichlicher Regen hat jetzt die Höhen und Abhänge mit frischem Grün und blühendem Gestäude geschmückt, welches buntfarbig zwischen dem dunklen Laub der Korkeichen und Encinas hervorleuchtet. Zugleich hat der Strom eine außerordentliche Wasserfülle, derart, daß ich, wenn ich auf der Brücke stehe, dieselbe von seinem Donner zittern fühle, obgleich die Flut in fast unermeßlicher Tiefe unter mir hinrollt.

Ronda wird von den Bewohnern des übrigen Andalusien in den heißen Sommermonaten vielfach zum Aufenthalt gewählt, weil hier frische Berglüfte sogar die Glut des Juli und August erträglich machen. Für den Fremden bietet es

nicht nur durch die Wunder seiner Natur, sondern auch durch den eigentümlichen Charakter seiner Bewohner ein größeres Interesse, als vielleicht irgend eine Stadt Spaniens — das unvergleichliche Granada ausgenommen. Hier steht noch die schöne andalusische Tracht, die anderswo mehr und mehr im Verschwinden ist, in voller Blüte, und die jungen Leute selbst der besseren Stände sind stolz darauf, sich als Majos mit der roten Schärpe und der mit reichen Zieraten behängten Jacke sehen zu lassen. Die Straßen bieten dadurch ein buntes, belebtes Ansehen. Auch die spanischen Nationaltänze, sicher die schönsten und graziösesten, die es irgend gibt, sieht man hier Abends noch viel im Freien, und es ist ein anziehendes Schauspiel, die Tänzer und Tänzerinnen zu betrachten, wie sie einander beim schmetternden Schalle der Castagnetten entgegenfliegen und dann sich wieder fliehen. Oft währt eine solche Lustbarkeit bis in die Nacht hinein; es bilden sich Gruppen von Zuschauern um die Paare, und farbige Lampen gießen ihr Licht auf die Fröhlichen hernieder. Leider endigen derartige Festivitäten oft blutig, und Mordthaten, durch die Eifersucht zweier Nebenbuhler hervorgerufen, sind nicht selten. Jeder Mann trägt sein großes Messer, welches bei der südlichen Leidenschaft so gefährlich ist, in seinem Gürtel, und die Verbote der Regierung dagegen sind bisher vergeblich geblieben.

Nicht leicht bewegt sich der gesellige Umgang bei irgend einem Volke in so angenehmen Formen, wie bei den Spaniern, speziell den Andalusiern. Sobald man einen oder ein paar derselben hat kennen lernen, dehnt sich auch der Kreis der Bekannten aus. Ein Brief an den würdigen Don Ramon, einen der angesehensten Einwohner der Stadt, öffnete mir sogleich auch viele andere Häuser, und die Einladungen zu den Abendgesellschaften oder Tertulias, die jede Familie zu halten pflegt, ergehen so zahlreich an mich, daß ich gar nicht

allen entsprechen kann. Wenn ich den Soiréen nach Pariser Muster, die in unseren Hauptstädten stattfinden, todfeind bin, so haben dagegen diese andalusischen Reunionen viele Anziehungskraft für mich. Dieselben sind zwanglos im höchsten Grade und werden durch die heiterste Geselligkeit gewürzt. Man besucht sie im gewöhnlichen Tageskostüm, und das Wort des Wirtes zum Gast: „Mein Haus gehört Ihnen," scheint keine bloße Redensart zu sein. Denn je mehr man von diesem Eigentumsrecht Gebrauch macht, desto zuvorkommender wird der Gastgeber. Die Unterhaltung sowohl mit Männern wie mit Frauen dreht sich freilich um ein Nichts; aber der den Spaniern angeborene Geist und Witz und der goldene Fluß der castilianischen Rede aus ihrem Munde macht, daß ich ihrer nie überdrüssig werde. Allerdings fühle ich dabei oft beschämt meine eigene Schwerfälligkeit; denn uns Nordländern ist dies behende Hinundhergaukeln von Frage und Antwort ganz unbekannt. Wir kommen uns mit Recht platt vor, wenn wir über so triviale Dinge sprechen, wie sie hier oft den Hauptgegenstand der Konversation ausmachen. Allein diese Plattheit besteht nur darin, daß wir die alltäglichen Dinge nicht durch den Zauber des Wortes anziehend zu machen wissen. Sind jedoch im Grunde die Themata, um welche sich in unseren Soiréen die Unterhaltung bewegt, viel bedeutender? Wovon sprechen die Damen, wenn sie geistreich sein wollen, anders als von der neuesten Modelektüre, von Bildern, die auf der letzten Kunstausstellung Furore gemacht haben, von Theaterstücken, die gerade die Kasse füllen — lauter Erscheinungen, die schon das nächste Jahr wieder begräbt, und die nur die Halbbildung für wertvoll halten kann? Und nun unsere Herren mit ihren aus der jüngsten Zeitung aufgelesenen Neuigkeiten, ihrem politischen Klatsch, ihren je nach dem Journal, das sie halten, bald konservativen, bald liberalen Meinungen! Ich, meines Teils, schätze mich glücklich, von

derartiger Konversation hier nichts zu hören, und verkehre mit den Männern um so lieber, als sie sich um die endlosen Kammerdebatten, die in Madrid in allen Salons widerhallen, gar nicht kümmern. Die Damen jedoch erscheinen mir um so liebenswürdiger, als sie ganz Natur sind und keine falsche Bildung haben.

Wenn die Tertulias vorüber, begibt man sich meistens noch ins Freie, um auf der Alameda zu lustwandeln. Die Nächte in Ronda sind besonders bezaubernd. Der Sternenhimmel des Südens leuchtet so hell, daß wenn auch nur der kleinste Streifen der Mondessichel sichtbar wird, die Lüfte doch kristallklar erscheinen und eine Art von Dämmerung auf der Erde liegt. Der Abgrund oder Tajo, wie man die Schlucht des Guadiaro nennt, mit der darüber schwebenden Brücke zwar flößt mir dann Grauen ein, und ich wage mich kaum an ihn hinan; aber die Straßen und Gärten umher sind bis nach Mitternacht belebt. Wenn es einsamer wird, beginnen dann nach altspanischer Sitte die Serenaden der Liebenden vor dem Gitterfenster ihrer Schönen, und man hört bald da, bald dort Guitarrenklang. Das Talent des Improvisirens ist hier, wie in ganz Andalusien allgemein verbreitet, und fast jedermann weiß Seguidillas, die er dann während ihres Entstehens bei Saitenton singt, aus dem Stegreif zu dichten. Großer Wert ist freilich nach meiner Meinung diesen Liedchen ebensowenig zuzugestehen, wie den italienischen Ritornellen, und es ist nicht schade um sie, daß sie, nachdem sie ihren Zweck erfüllt, mit dem Augenblick, der sie geboren, wieder verklingen. Wenn man dergleichen Verse in den Sammlungen, die davon veranstaltet worden sind, liest, so erscheinen sie recht geringfügig.

Der alte maurische Festungsbau, der an der jäh abschießenden Wand des Abgrunds klebt, macht auch einen phantastischen, fast gespenstischen Eindruck; vielleicht hat er

entsetzliche Vorgänge gesehen. Der König Al Motadid, der Gründer der Abaddidendynastie von Sevilla, welcher Ronda dem Berberfürsten, der sich dort zum Herrscher aufgeschwungen, entriß, mag diesen Bau als Kerker für die Opfer seiner Grausamkeit benützt haben. Es wird von demselben erzählt, daß er seinen Garten in Sevilla mit den Schädeln der von ihm erschlagenen Feinde ausgeschmückt und in diesem Garten Gelage gehalten habe, bei denen seine Zechgenossen ihm den Wein mit dem Spruche: „Viele mögest Du tödten!" zutranken. Die Erinnerung an Schreckensvorgänge, die sich in der Veste von Ronda begeben, hat sich beim Volke erhalten, und die Bewohner der Stadt scheuen sich, derselben bei Nacht zu nahen, weil unheimliche Gestalten das alte Gemäuer umschweben sollen. Der Glaube an Geistererscheinungen, Kobolde, Todesvorzeichen und so weiter ist in den südlichen Ländern verbreiteter, als man glaubt. Ich lernte einst in Amalfi einen italienischen Offizier kennen, der ganz erfüllt von Spukgeschichten war, die sich in seiner Familie begeben haben sollten, und ebenso haben mir Spanier von Gespenstern, die namentlich auf Friedhöfen umgehen, von Ahnfrauen, die den Tod eines Familienmitgliedes verkünden und so weiter erzählt. Einen so finsteren Charakter, wie im Norden, nimmt allerdings dieser Aberglaube hier nicht an. Die religiöse Superstition ist bis in die neuere Zeit in Spanien so mächtig gewesen, daß sie keine andere neben sich recht aufkommen ließ. Was nun die Religiosität des Volkes in der Gegenwart betrifft, so ist dieselbe von einer ganz seltsamen Art. Es hat offenbar seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, und noch mehr seit dem Regierungsantritt der jetzigen Königin eine starke Erschütterung des früher alle Klassen der Nation so mächtig beherrschenden katholischen Glaubens stattgefunden. Daß es eine nicht kleine Partei gibt, welche die frühere Herrschaft der Kirche in ihrem vollen Umfang wiederherzustellen strebt, kann uns hierüber

nicht täuschen. Aber doch hat der Geist von nur sehr Wenigen sich ganz von den alten Banden befreit, und instinktiv üben auch noch über die Freidenkendsten die früheren Vorurteile meistens ihre Macht. Die Spanier der höheren Stände sprechen häufig über die Religion so, daß man glaubt, Voltaire zu vernehmen; allein die Messe versäumen sie doch nicht leicht, und wenn sie den Namen „Lutheraner" hören, wandelt sie ein gelinder Schauder an, wie zu den Zeiten Torquemada's. Auch von Leuten der unteren Klassen habe ich oft die heftigsten Schmähungen auf Priester und Mönche vernommen, so daß ich glauben konnte, sie seien völlige Freigeister; doch wenn dann eine Prozession vorüberkam, warfen sie sich andächtig zur Erde, und wenn ich ihnen verraten hätte, ich sei ein Protestant, würden sie sich vermutlich erschreckt von mir abgewandt haben. Im Uebrigen kann man sich auch mit Spaniern dieser Kategorie, mit Bauern und Maultiertreibern vortrefflich unterhalten. Sie urteilen über viele Dinge mit Einsicht und Verstand und zeigen sogar, wenn sie auch nicht lesen und nicht schreiben können, manche Kenntnisse. So wissen sie von den Thaten des Cid und Gonzalvo de Cordova und des Ponce de Leon zu erzählen. Bei Allen ist das Nationalgefühl sehr entwickelt; sie sind stolz, Spanier zu sein, und reden oft so, als ob ihre Nation noch die weltbeherrschende, wie zur Zeit Karl's V. wäre. Dies hindert sie jedoch nicht, über die zahllosen Mißgriffe der heutigen Regierung, über die beinahe unglaublichen Uebelstände der Verwaltung und das nur persönlichem Ehrgeiz frönende Treiben der Parteien zu spotten.

Mit meinem Führer Pedro habe ich wiederholt Ausflüge in die umliegenden Berge gemacht. Diese waren nicht ganz gefahrlos; denn obgleich die vorzügliche Gendarmerie, Civilgarde genannt, viel für die Sicherheit der Gegend gethan hat, bietet die letztere doch ein zu ausgezeichnetes Terrain für

das Räuberwesen, als daß letzteres leicht ganz ausgerottet werden könnte. Die Contrabandisten, die von Gibraltar her massenweise Waren einschmuggeln, sind schon eine den Briganten verwandte Menschenklasse. Aber daß es auch an eigentlichen Räubern nicht fehlt, deuten die vielen Kreuze an, welche, hier und dort aufgepflanzt, den Platz bezeichnen, wo eine Mordthat begangen worden ist. Das Banditentum hat in Spanien geblüht, so lange das Land eine Geschichte besitzt, und in dessen Literatur spielt es eine große Rolle, wie schon der Don Quijote und noch mehr die dramatische Poesie zeigt. In dieser gibt es eine eigene Klasse von Schauspielen, deren Helden solche, in Gebirgswildnissen hausende Frevler sind. Dieselben werden darin zwar als Verbrecher, jedoch oft in einem beschönigenden Lichte dargestellt, indem sie teils als von einer entschuldbaren Leidenschaft zu ihrer ersten Missethat fortgerissen erscheinen, auf der andern Seite ihnen einzelne Züge der Großmut und Liebenswürdigkeit geliehen werden, welche sie der Sympathie des Publikums empfehlen. Besonders schädlich auch wirkt zum Teil noch jetzt in dieser Hinsicht der Volkswahn, wonach durch Verehrung von Reliquien, durch Beichte und Buße im letzten Moment die schwerste Sünde getilgt werden könne. Noch heute leben manche Räuber der letztvergangenen Zeit als eine Art von Heroen in Aller Munde, indem die Gebildeteren sie zwar tadeln und es loben, daß die Gerechtigkeit sie verfolgt, immerhin jedoch von ihnen als von interessanten Persönlichkeiten sprechen, die Bauern und Bewohner der kleineren Orte dagegen aus ihrer Bewunderung für sie kein Hehl machen. Ich will der Räuberromantik unserer Leihbibliotheken, die noch immer die Unteroffiziere und Köchinnen entzückt, keine neue Nahrung zuführen, sonst könnte ich Mancherlei von den Großthaten erzählen, welche von dieser Art von Leuten vollbracht worden sein sollen. Wirklich scheinen die spanischen Banditen einer edleren Race anzugehören als

die italienischen. Daß sie gleich kannibalische Grausamkeiten, wie sie von diesen berichtet werden, begangen hätten, hört man nicht; wohl aber wird von einzelnen derselben gerühmt, sie hielten auf chevalereskes Benehmen gegen Damen und ließen diese immer unberaubt. Auch sollen sie den Ausgeplünderten meistens so viel von ihrer Barschaft zurückgeben, daß sie noch einige Tage davon leben können. Ich hörte sogar einen Fall, wo der Häuptling einer Bande einen armen Reisenden, gerührt durch die Erzählung von dessen Elend, reichlich beschenkt habe. Allen diesen Wald- und Gebirgshelden ist jedoch die Hochherzigkeit, welche ihnen die Volkstradition leiht, sicher nicht eigen. Bei Granada wurden vor zwei Jahren mehrere wohlhabende Bürger der Stadt überfallen und in eine abgelegene Schlucht der Sierra Nevada fortgeschleppt, wo sie sicher ermordet worden wären, wenn ihre Verwandten nicht die für ihre Freilassung verlangten Summen gezahlt hätten. — Uebrigens war die mich bei meinen Ausflügen in die Umgegend von Ronda bedrohende Gefahr nur eben so groß, um den romantischen Reiz dieser Expeditionen zu erhöhen. Ernstlich war ich wohl nichts Weiterem ausgesetzt, als daß mir die wenigen Goldstücke, die ich bei mir führte, abgenommen worden wären. Die Ermordung hat nur Derjenige zu befürchten, der Widerstand entgegensetzt, und ich wäre nicht so thöricht gewesen, mein Leben wegen einiger Münzen in die Schanze zu schlagen; fortgeschleppt zur Erpressung einer Lösesumme werden aber nicht leicht andere als Solche, die als begütert bekannt sind, und von mir wußte niemand, wer ich sei.

Schon werden die Wege um Ronda belebter als gewöhnlich; im nächsten Monat ist die große, in ganz Andalusien berühmte, von nah und fern frequentirte Messe in dieser Stadt, und manche Besucher derselben eilen schon jetzt heran. Ich begegnete nicht nur Maultierzügen, welche Waren herbeiführten,

sondern auch häufig Reitern in der malerischen Majotracht, hinter denen nach alter Sitte eine Frau oder ein Mädchen auf dem buntgezäumten, mit reichem Zierat überdeckten Rosse saß. In dem Cirkus finden während dieser Messe Stiergefechte statt, die neben denen von Sevilla die glänzendsten in ganz Spanien sein sollen. Nicht wegen solcher rohen Lustbarkeiten, sondern weil man bei jenem Jahrmarkt das andalusische Volksleben in seiner ganzen Originalität sieht, würde ich gerne bis dahin bleiben. Aber dringende Veranlassung ruft mich nach Deutschland zurück, und ich darf meine Heimkehr nicht länger verzögern. — Ich habe nun mit einer kurzen Unterbrechung zwei Jahre in Spanien zugebracht, Land und Volk lieb gewonnen und mich so in dasselbe eingelebt, als sei ich hier zu Hause. Diese Zeit ist für meine Studien nicht ganz fruchtlos gewesen; doch hat mich der Genuß des Augenblicks nur allzu oft von ihnen abgezogen. Es liegt etwas Erschlaffendes in der Luft des Südens, das mich nicht zu einer mich ganz befriedigenden geistigen Thätigkeit gelangen läßt. Eine solche Wirkung scheint das warme Klima allerdings auf die unter diesen Breitengraden Geborenen nicht zu üben. Niemand wird behaupten wollen, es habe den alten Griechen, den Italienern oder Spaniern an Energie auf allen Gebieten des Schaffens gefehlt; allein der Nordländer spürt etwas von einem solchen ermattenden Einfluß. Ich halte mir ferner vor, daß Jeder in seinem Volke wurzelt und nur inmitten desselben gedeihlich wirken kann, auch verpflichtet ist, sich ihm nicht zu entziehen. So ist denn mein Entschluß, mich von hier loszureißen, gereift, und ich will ihn so bald wie möglich ins Werk setzen. Denn je länger ich die Ausführung verschiebe, einen desto größern Entschluß wird sie mich kosten. Die Einsicht, so meine Pflicht zu erfüllen, hindert nicht, daß mir der Abschied schwer wird. Natur und Menschen halten mich mit unsäglichem Zauber in Andalusien gefangen. Läge

es nicht so fern von Deutschland, und wäre die Verbindung eine leichtere, wie gern möchte ich jeden Mai in den granadinischen Frühlingslauben verträumen, aus den Gärten des Generalife die Sonne sinken sehen, wie gerne während der Sommerglut zu Ronda am Wassersturz des Guadiaro ruhen und mir die Stirn von seinen stäubenden Flocken besprengen lassen! Aber auch dieser Trost ist mir versagt; schwerlich werde ich alle die mir teuren Plätze je wiedersehen.

25.

Gibraltar, im April 1854.

Einstweilen habe ich meine Rückkehr nach Deutschland doch wieder um einige Zeit verschoben und denke, vor der Heimreise auch noch nach Portugal zu gehen. Mein Ritt durch die Sierra hierher, wo ich mich nicht an den kürzesten Weg hielt, sondern bald rechts, bald links abschweifte, war köstlich. Der Frühling, der in diesen Gegenden im Kampfe mit der höher steigenden Sonne, nur kurz, aber desto mächtiger sein Reich behauptet, hatte Berge und Thäler mit Duftgesträuch und grünenden Stauden aller Art geschmückt; die Wildbäche schäumten in der Tiefe oder stürzten in Cascaden von den Felsen, und über ihnen leuchtete das Rot der Lorbeerrosen und Rhododendren aus dem dunklen Laube hervor. Oft geriet ich in dem Wunsche, bald von dieser, bald von jener Höhe die Aussicht zu genießen, in Felsgewirre und Baumdickicht, aus denen kein Ausgang zu sein schien; allein mein Führer Pedro kannte jeden Fußbreit des Gebirges, und ich konnte sicher sein, daß er mich immer wieder auf den rechten Pfad zurückbrachte. Freilich war die ganze Herrlichkeit der Natur nötig, um mich für die Entbehrungen und Mühsale zu entschädigen, die ich zu tragen hatte. Ich spürte, wie ich mich

im Laufe der Jahre an Behaglichkeit und Comfort des Lebens gewöhnt hatte; denn wenn mir von meinen früheren Reisen her die Nachtquartiere in den armseligen spanischen Ventas in reizender Erinnerung geblieben waren, so vermochte ich mich jetzt mit ihnen schwer zu versöhnen. Ich hatte versäumt, anderen Proviant mitzunehmen, als einen mächtigen Schlauch süßen Weins von Malaga, und war nun genötigt, fast einzig von Brot und Käse zu leben, welche letzteren ich unterwegs von den Ziegenhirten einhandelte. In den Gasthäusern hatte der würdige Wirt immer große Worte, und auf meine Frage, was er mir zum Nachtmahl vorsetzen könne, war die ständige Antwort: „Hay de todo" („Es gibt Alles"). Jedoch schließlich stellte sich heraus, daß dies „Alles" sich auf eine Brühe reduzirte, die so stark gewürzt war, daß sie mir den Mund verbrannte. Einmal fand sich auch so verdächtiges Gesindel in solch einer Venta, daß ich nicht wagte, mich auf das Lager zu strecken, welches überdies nicht sehr verlockend war, sondern Pedro bat, bei mir zu bleiben und mir die Nacht mit seinen Gesprächen zu verkürzen. Auf ihn durfte ich felsenfest vertrauen und ich wußte, er hätte mich mit Gefahr seines Lebens verteidigt. Als ich am Morgen aufgebrochen, sagte er mir, ich hätte keinen unbegründeten Verdacht gehabt; es sei mala gente in der Venta gewesen. Uebrigens war mein Mißmut jedesmal zerstoben, wenn ich das Wirtshaus verlassen hatte und die herrliche Gebirgslandschaft sich im Glanz der Frühsonne vor mir ausbreitete. Die Mittagsmahle, die wir am Ufer eines Bergstroms unter überhängenden, in einander verstrickten wilden Myrten und Oleandern hielten, werden mir unvergeßlich bleiben. Wenn Pedro unterwegs in den einzeln liegenden Hütten einige Eier erobert hatte, schien mir das Gastmahl so luxuriös, daß ich keinen König um das seinige beneidete.

Die schönste Aussicht, welche mir diese Reise bot, war die von dem nicht ganz leicht zu erklimmenden Cerro de

Comares. Ich wüßte nicht, daß sie von irgend einer andern in Europa übertroffen würde. Man erblickt von dort, gegen Mittag gewandt, einen großen Teil des südlichen Andalusien, rechts die weite Ebene des Guadalquivir, links ein Stück des Königreichs Granada, überragt von den Silbergipfeln der Sierra Nevada — vor sich zwei Meere, die sich durch die Säulen des Herkules in einander ergießen, darüber hinaus aber die langhingestreckte Küste von Afrika. Die Lüfte waren so klar, daß ich deutlich die schneebedeckte Kette des Atlas gewahrte. Mein Auge konnte sich an dieser Umschau nicht ersättigen, und sie wird immerfort wie eine herrliche Vision vor meinem Geiste stehen.

In Gibraltar glaubt man, was die Menschen anbelangt, sich plötzlich nach Alt-England versetzt zu sehen. So hoch ich die englische Nation stelle und so gern ich sonst mit den Briten verkehre, war es mir doch jetzt nicht eben willkommen, statt der sonoren Laute des Castilianischen rings um mich her dies angelsächsische Gezwitscher zu vernehmen und mich selbst in ihm verständlich machen zu müssen. Das stolze Volk jenseits des Kanals verschmäht es durchschnittlich, sich zum Erlernen anderer Sprachen herabzulassen; ich habe Engländer, und zwar hochgebildete, mit mannigfaltigen Kenntnissen ausgerüstete, kennen gelernt, welche die ganze Welt bereist hatten und doch kaum ein Wort einer andern Sprache als der ihrigen verstanden, Offiziere, die ihr halbes Leben in Indien oder in Malta zugebracht, aber gar keine Notiz von den Idiomen, die sie Tag für Tag um sich hörten, genommen hatten. Indem die Engländer so auf jedem Punkte der Erde die Eingeborenen in ihrer eigenen Zunge anreden, haben sie es erzwungen, daß das Englische die weltbeherrschende Sprache ist. Uebrigens lernte ich bald nach meiner Ankunft auch die Kultur segnen, die sich von Großbritannien aus hierher verbreitet hat. Nach meinem Fasten that mir der Comfort im

Klubhaus ungemein wohl; auch sagte ich mir, wenn ich das Leben hier, im Vergleich mit dem in Ronda, prosaisch finden wollte, daß das, was mir dort romantisch erschienen, auch seine Schattenseiten habe, und daß bei den Messerstichen, welche so oft auf die Fandango- und Bolerotänze folgen, die Poesie aufhöre und die Kriminaljustiz in ihr Recht trete.

Die Lage von Gibraltar ist einzig in ihrer Art und könnte mich zu beständigem Aufenthalt verlocken. Man findet hier alle Annehmlichkeiten städtischen Lebens mit den Reizen der großartigsten und mächtigsten Natur vereinigt. Wenn man aus einem eleganten Café bei den Klängen guter Musik einer militärischen Parade zugesehen hat, kann man sich durch einen kurzen Spaziergang in die tiefste Einsamkeit einer grandiosen Gebirgsgegend versetzen, welche einen so wunderbaren Charakter trägt, daß man sich in einem fremden Weltteil zu befinden glaubt. Der Felsen von Gibraltar, der in der Majestät seiner Formation seinesgleichen sucht, die südlichste Spitze von Europa, ist von einer wahrhaft tropischen Vegetation überwuchert; nicht nur Agaven, indische Feigen, Zwergpalmen und die anderen Pflanzen, welche an der äußersten Grenze der gemäßigten Zone Kunde davon geben, daß der Beginn der Wendekreise nicht fern ist, gedeihen hier in üppiger Fülle, sondern auch solche, die sonst nur in Afrika heimisch sind. Auch das Tierreich zeigt Repräsentanten einer Gattung, die sonst nirgends in Europa vorkommt. Man findet an den höchsten Abhängen des Felsens Affen von derselben Art, wie jenseits des Meeres in Ceuta; dieselben sind äußerst scheu und halten sich gewöhnlich in den Höhlungen des Gesteins versteckt. Zu Zeiten aber, besonders beim Wehen des Südwindes, der ihnen in ihren engen Lagern beschwerlich fällt, kommen sie scharenweise zum Vorschein; daher beim Volke die Meinung verbreitet ist, sie zögen auf verborgenen Wegen unter dem Meere von Afrika herüber. Wenn der Felsen



schon in seinen Schluchten und in seinen Abhängen, inmitten seiner blühenden und duftenden Bäume, Stauden und Kräuter wonnevolle Plätze zum Ruhen bietet — welche überwältigenden Eindrücke stürmen erst auf uns ein, sobald wir auf seine Höhe im Süden treten, wo er steil in die Tiefe hinabstürzt und sich nun das erhabenste Schauspiel vor uns erschließt, das Erde und Meer in ihrem Verein gewähren können! Mehr als der Gipfel des Sinai wäre diese Felshöhe wert gewesen, der Platz zu sein, auf welchem Moses die Gesetzestafeln empfing. Hier nehmen zugleich die gewaltigsten Schönheiten der Natur unsern schauenden Sinn und die reichsten Erinnerungen der Geschichte unseren Geist gefangen. Vor uns, so nahe, daß man nicht selten Bäume und Häuser unterscheiden kann, die afrikanische Küste in langer Ausdehnung hingestreckt — unter uns der Felsen, auf dem wir stehen, weit in die schäumende Flut hinausspringend, und zwischen den beiden Erdteilen das Atlantische und das Mittelmeer, mit melodischem Sausen ihre Wogen ineinander wälzend. Wir stehen hier am letzten Saume der alten Welt, die alles Herrlichste umschließt, was der Mensch noch hervorgebracht. Hier, wo Herakles die beiden Marksteine seiner Thaten setzte, war die äußerste Grenze, bis wohin sich der Unternehmungsgeist der Griechen wagte. An die Küsten, welche vor unserem Auge dämmern, hefteten sie ihre fernsten Kolonien, und wie die Bewohner dieser Pflanzstätten hellenischer Kultur in jeder Olympiade nach Elis eilten, mit den Brüdern am Alpheus um ein Blatt des heiligen Oelbaums zu ringen, so fliegt auch unsere Seele auf den Wellen dem teuren Hellas zu, der Mutter, an deren Brüsten das ganze Abendland seine Bildung gesogen hat. Aber unermeßlich breitet sich nach Westen, wo für die Alten der Nebel der Fabel die Welt verhüllte, der Ozean aus; ins Unendliche hat sich der Raum aufgethan und die Segel, die wir am Rande des Horizonts nach Abend hingleiten sehen, verkünden uns, wie jenseits

unermeßliche Länderstrecken, von deren Existenz selbst im Geiste des kühnsten der griechischen Seher nur eine trübe Ahnung aufgestiegen war, den Wogen enttaucht sind.

Lassen wir, rückwärts gewandt, den Blick längs der spanischen Küste schweifen, so sehen wir, halb in den Duft der Ferne gehüllt, das Cap Trafalgar, bei dessen Namen jedes britische Herz höher schlägt, näher das alte Castell von Tarifa, an das sich die Erinnerung einer Großthat seltener Art knüpft. Einem edlen Spanier Guzman, dem Ahnherrn einer der stolzesten Geschlechter Castiliens, war die Verteidigung der Veste von Tarifa gegen die Mauren anvertraut, deren Heere sie in dichten Scharen umlagerten. Bei einem Ausfall, den die Spanier gemacht, war der Sohn Guzman's in die Hände des moslimischen Feldherrn gefallen, und dieser verlangte nun die Uebergabe der Festung unter der Drohung, sonst den gefangenen, kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling umzubringen. Allein der Vater verweigerte die Auslieferung der Veste und sah von der Höhe des Castells zu, wie der Sohn, der ihn selbst zur Standhaftigkeit ermahnte, ermordet ward. Seit diesem Vorgang erhielt Guzman den Beinamen des Tapfern, unter welchem er in der spanischen Geschichte berühmt ist. — Uns gegenüber, nur durch eine Bucht von Gibraltar getrennt, liegt Algeciras, wo der Omajjade Abdurrahman, der die glänzendste Periode der arabischen Herrschaft über Andalusien heraufführte, den Verfolgungen der Abassiden entronnen, zuerst den Boden der Halbinsel betrat. Unser Felsen selbst aber ist der Punkt, an welchem schon fast ein Jahrhundert früher das erste Heer der Moslimen, geführt vom Feldherrn Tarik, landete und das Banner des Islam triumphirend auf spanischem Boden aufpflanzte. Der Sturm und Drang, mit welchem die ersten muhammedanischen Eroberer die Lehre ihres Propheten über die Welt zu verbreiten strebten, war ein ungeheurer, unwiderstehlicher. Da drüben, wo die äußerste



westliche Landzunge von Afrika in den Ocean hinausläuft, ritt der wilde Feldherr Okba an der Spitze eines von Glaubenseifer trunkenen Schwarms von Kriegern in die schäumende Flut, bis die Wellen über der Mähne seines Rosses zusammenschlugen, und rief, indem er den Koran auf sein Haupt legte: „Allah, sei mein Zeuge, daß ich die Kunde Deines heiligen Namens noch weiter tragen würde, wenn das tosende Meer mich nicht hemmte!“ Von nun an strömten über die Meerenge neue und immer neue begeisterte Scharen, die, eingedenk des Wortes ihres Propheten: „Das Paradies liegt im Schatten eurer Schwerter,“ sich dem Tode für ihren Glauben entgegenstürzten. Das Reich der Gothen zitterte schon beim Nahen der Wütenden in seinen Grundvesten; am Fluß Guadalete der nicht fern dort im Westen fließt, fand ihr letzter König Rodrigo mit seinem Heer den Untergang, und unaufhaltsam wälzte sich nun der Strom der arabischen Sieger über die ganze Halbinsel. Selbst die Pyrenäen geboten ihnen nicht Halt, und längere Zeit hindurch funkelte der Halbmond des Islam über den zackigen Mauern der südfranzösischen Städte. Bald aber, nachdem das erste lodernde Feuer der Eroberungswut erloschen, begannen die Araber sich den Künsten des Friedens zu widmen. Die Schöpfräder gossen rieselndes Wasser über die Felder, die, von ihnen befruchtet, herrlich emporgrünten und blühten. In den Schulen entzündeten Gelehrte die Leuchte des Wissens, und die sorgliche Pflege von Generationen ließ sie hoch und höher aufstrahlen, so daß das übrige, noch in tiefes Dunkel gehüllte Abendland staunend zu der ungewohnten Helle aufblickte. Bibliotheken von einer Ausdehnung, wie die Welt seit der Zerstörung der alexandrinischen sie noch nicht gesehen, wurden gegründet, und Bauwerke von fast märchenhafter Herrlichkeit stiegen aus dem Boden auf. Freilich nicht viel mehr als ein Jahrhundert sollte diese höchste Blüte dauern; von verheerenden Stürmen wurde der

Thron der Omajjaden niedergeworfen. Kriegszüge wilder afrikanischer Eroberer zerstörten die Blüte der Kultur auf der Halbinsel, die sich nur mühsam unter den Trümmern wieder emporrang. Aus den galizischen Bergen wurde das Kreuz wieder mehr und mehr nach Süden herabgetragen. Indessen erst acht Jahrhunderte, nachdem die ersten kühnen Söhne des Propheten über den „Berg des Tarik" ihren Einzug in Andalusien gehalten, mußten deren letzte Enkel an denselben Küsten das grünende und blühende Land ihrer Väter verlassen, um im öden Afrika das Brot der Verbannung zu essen. Wenn ich dieser großen Episode der Geschichte hier nachdenke, ist mir oft, als könne sie nur ein Traum gewesen sein; ich suche nach einem Gemäuer, das noch Kennzeichen an sich trüge, es sei von den Muhammedanern errichtet, nach einer arabischen Inschrift; allein vergebens. In Gibraltar, das immer einer der Hauptplätze der Moslimen gewesen und mit zahlreichen stattlichen Vorratshäusern für den heiligen Krieg geprangt, hat sich keine Spur, kein Denkzeichen erhalten, daß hier einst das Banner des Propheten geweht.

Die Nähe von Afrika erkennt man an der Menge von Marokkanern, die sich an dieser Seite der Meerenge niedergelassen haben. Während das schöne andalusische Kostüm mehr und mehr im Verschwinden ist, während die Griechen sich ihrer Nationaltracht zu schämen anfangen, zeigen diese Söhne des Propheten einen guten Geschmack, indem sie sich fortwährend, auch inmitten der Europäer, nach der Sitte ihrer Väter kleiden. — Bei der Leichtigkeit, von Gibraltar nach Tanger, dem bedeutendsten Hafenplatz des Königreichs Marokko, überzusetzen, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, diesen Ausflug, den ich schon früher gemacht, jetzt zu wiederholen. Doch nicht lange, nachdem ich das Schiff bestiegen, fing ich an, zu bereuen, daß ich nicht am Lande geblieben. Das Meer war sehr stürmisch, und das kleine Dampfschiff wurde

wie eine Nußschale umhergeschleudert. Ich mache auf einem großen und guten Fahrzeuge lieber eine weite Seereise, als auf einem kleinen eine solche kurze Fahrt, und scheue es mehr, von Calais nach Dover hinüber zu schiffen, als von der englischen Küste nach Lissabon zu fahren, indem die Dampfschiffe auf der ersten Strecke unbegreiflich schlecht, auf der zweiten vortrefflich sind. Tanger bietet zwar in seinen Gebäuden nichts von dem, was die größeren Städte des Orients anziehend macht; aber es ist immerhin interessant, wenige Stunden, nachdem man Europa verlassen, sich inmitten einer ganz muhammedanischen Bevölkerung zu befinden. Am Morgen nach meiner Ankunft hörte ich den Isan der Muezzin, diesen heiligen Ruf, bei dessen Klange sich in der ganzen islamitischen Welt, also fast auf einem Viertel der bewohnten Erde, die Gläubigen andachtsvoll zur Erde werfen. Die sieben oder acht Worte, aus denen dieser Ruf besteht, sind, so hohl und inhaltsarm sie auch sein mögen, doch im ganzen Bereich der menschlichen Sprache sicherlich diejenigen, welche die mächtigste Wirkung auf große Volksmassen geübt haben. Bei ihrem Klange stürzten sich seit dem Beginn des Islam Hunderttausende, die Waffen in der Hand, den Feindesheeren entgegen und wälzten sich aus der arabischen Wüste durch Persien bis nach Indien, im Westen bis nach den großen Inseln des mittelländischen Meeres, nach Spanien und Frankreich hin, um die Bekenner anderer Religionen zu zwingen, jene Worte nachzusprechen. Wenn sie in diesem löblichen Bestreben ihren Tod auf dem Schlachtfelde fanden, hielten sie sich für sicher, zum Lohn für ihre rühmliche Anstrengung direkt in den Himmel einzugehen. — Auf dem Dampfschiffe, mit dem ich die Ueberfahrt machte, hatten sich auch einige arme Marokkaner befunden, die sich in Tanger der Karawane anschließen wollten, welche alljährlich von dort nach Mekka abgeht. Die Wallfahrt nach der heiligsten Stadt des Islam, eine Glaubenspflicht

für jeden Muhammedaner, wird noch jetzt sehr allgemein geübt. Für die Bewohner dieser dem Meere nahegelegenen Gegenden ist sie jetzt durch die Dampfschiffahrt erleichtert; aber die Aermeren können den Kostenbetrag hierzu nicht erschwingen und ziehen daher, wie die erwähnten Marokkaner, unter unzähligen Mühsalen den ungeheuren Weg längs der Nordküste von Afrika, über Aegypten und durch die arabische Wüste nach Mekka. — Die Straßen von Tanger, an sich armselig und der glänzenden Bazars entbehrend, welche Kairo, Aleppo, Damaskus schmücken, bieten doch einen durch seine Fremdartigkeit überraschenden Anblick. Ich fand auf dem Marktplatze einen Rawi oder Geschichtenerzähler, um den sich stets eine begierig lauschende Zuhörerschaft drängte. Obgleich ich mich so viel mit dem Arabischen beschäftigt habe, gelang es mir nicht, ihn zu verstehen. Das Hindernis für ein solches Verständnis finde ich in der Korruption der Vulgärsprache, welche kaum noch das feinausgebildete Idiom des Koran und der arabischen Literatur erkennen läßt. Nun wechselt dieser korrumpirte Dialekt noch dazu erstaunlich nach den verschiedenen Gegenden, und nachdem ich auf meiner Reise nach Petra durch den täglichen Umgang mit Beduinen es dahin gebracht hatte, leidlich mit ihnen sprechen zu können, war ich bald darauf in Syrien außer Stande, die Eingeborenen zu verstehen, oder mich ihnen verständlich zu machen. — Der berühmteste Sohn Tangers, ja des ganzen Kaisertums Marokko war der Reisende Ibn Batuta. Er machte seine Weltfahrten im vierzehnten Jahrhundert, dem nämlichen, welchem auch die ersten europäischen Reisenden Marco Polo und Mandeville angehörten. Allein der Araber übertraf die beiden Genannten in der Ausdehnung seiner Streifzüge durch die entlegensten Gegenden, indem er nicht nur in Asien mindestens ebenso weit vordrang wie sie, sondern auch das Innere von Afrika besuchte und eine Zeit lang in Timbuktu lebte, jener geheimnisvollen Stadt,

welche noch Jahrhunderte lang nach ihm kein Europäer gesehen hat. Seine Reisen in Asien fallen in die Zeit der Mongolenherrschaft, und er durchstreifte dieses ungeheure Reich fast in seiner ganzen Ausdehnung, im Osten bis tief nach China hinein, im Süden bis in das Innere von Indien und nach den Inseln des indischen Archipels, im Norden bis in die Tatarei. Seine umfangreiche Reisebeschreibung ist bisher in Europa nur durch einen Auszug bekannt geworden. Nach demselben zu urteilen, zeichnet sich Ibn Batuta vor seinen beiden europäischen Kollegen, besonders aber vor Mandeville, durch die größere Zuverlässigkeit aus. Er berichtet keine Fabeleien gleich dem Engländer, der die Wunder der Alexanderromane als wahrhaft von ihm geschaute Thatsachen anführt, und zum Beispiel erzählt, er habe das Paradies in Indien gesehen, das auf einem bis an den Mond hinanreichenden Berge von Diamanten liege, und in welchem sich der Baum der Sonne mit goldenen, der Baum des Mondes mit silbernen Blättern befinde; indem er ferner von den Geschlechtern Gog und Magog und den dreiundzwanzig Königen, welche Alexander zwischen zwei Berge einschloß, vom Vogel Phönix, von den Amazonen, den Meerweibern, den Riesen und Zwergen, den Greifen und so weiter spricht.

26.

Cintra, im Mai 1854.

Da Wege und Fuhrwerke in Portugal nicht die besten sind, so habe ich die Reisen, die ich in diesem Lande zu unternehmen beabsichtigte, zu Pferde gemacht. Ich habe dies nicht bereut; denn wenn ich auch oft mit schlechten Nachtquartieren vorlieb nehmen mußte, sah ich das Land viel besser, als es sonst der Fall gewesen wäre; dasselbe nahm sich recht freund-

lich aus. Freilich, welches Land, wenn es nicht eben die Wüste ist, erschiene in dieser Jahreszeit nicht als schön? Mein erstes Ziel war Coimbra, welches, wenn auch Oporto jetzt durch seinen Weinhandel zu größerer Ausdehnung gelangt ist, doch als die zweite Stadt des Königreichs angesehen werden muß und von Alters her eigentlich dessen Hauptstadt war. Coimbra, schon seit Jahrhunderten Universität und von zahlreichen Studenten besucht, liegt malerisch auf Hügeln am Mondego; ein Portugiese könnte es, wie Hölderlin es von Heidelberg that, die „ländlich-schönste" seiner Heimatstädte nennen. Für die engen und winkeligen Gassen entschädigt die reizende Umgebung. Mich lockte es besonders, hier die Stätte kennen zu lernen, wo Camoëns einen Teil seiner Jugend verbrachte. Es ist mir ein Bedürfnis, den Fußstapfen großer Männer nachzugehen, die Eindrücke der Natur auf mich wirken zu lassen, die sie vor mir empfangen; durch die Jahrhunderte hindurch glaube ich so eine persönliche Bekanntschaft anzuknüpfen. Wenn ich am Mondego wandelte, dachte ich: Auf diesem Stein, unter dieser Weide hat der Dichter gesessen und dem Spiele der Wellen zugeschaut, hier hat er von seiner Katharina geträumt, die er vielleicht schon früh kennen lernte, mit der aber sich zu vereinen oder in deren Nähe zu treten ihm das grausame Schicksal verwehrte. Hier hat er von einer goldenen Zukunft und von Kränzen phantasirt, die einst seine Stirne schmücken würden. Vielleicht ist er dann, als ein Leben voll Gram und düsterer Wechselfälle hinter ihm lag, wieder hierher zurückgekehrt und hat an der nämlichen Stelle, wo kühne Hoffnungen seine Brust geschwellt, das Scheitern aller seiner Pläne beweint. Eben hier am Mondego, dessen Ufer sehr angenehme Spaziergänge darbieten, habe ich die lyrischen Gedichte des Camoëns von neuem gelesen, die schöneren mehrmals, und es hat sich in mir die Ueberzeugung befestigt, daß auf ihnen, weit mehr als auf seinem Epos, sein Ruhm beruht.

Es weht darin ein Anhauch von der tiefen Melancholie des Nordens, wie ich ihn kaum bei einem südlichen Lyriker, selbst bei Petrarca nicht, gefunden habe. Auch in den Liebesgedichten zittert diese Saite. Man hat Uebersetzungen von den lyrischen Poesien des Camoëns bei uns versucht; aber wenn dieselben auch nicht ganz mißlungen sind, können sie doch nicht entfernt die Wirkung der Originale hervorbringen, welche eben am Klang der südlichen Sprache und an deren weicher Melodie haftet. Die Lyrik ist von allen Formen der Dichtkunst diejenige, welche sich am schwersten in ein fremdes Idiom verpflanzen läßt. Bei den Uebertragungen aus südlichen Sprachen kommt noch die Schwierigkeit hinzu, daß ein Sonett mit seinen vierfachen Reimen sich höchstens in einzelnen günstigen Fällen befriedigend wiedergeben läßt, daß indes bei der Uebertragung einer ganzen Sammlung solcher Sonette ein stark fühlbarer Zwang unvermeidlich wird. Noch schwieriger, ja im Grunde ganz unmöglich scheint mir die genügende Nachbildung einer Canzone mit der Reimordnung des Originals. Die Reime im Italienischen, Spanischen und Portugiesischen nämlich sind so vollklingend, daß sie sich noch bemerklich machen, wenn auch eine ganze Anzahl von Zeilen dazwischen liegt. Der deutsche Reim aber, der so viel schwächeren Ton hat, verhallt in letzterem Falle gänzlich. Wenn man nun Canzonen übersetzen will, so weiß ich allerdings keine Rettung vor solchem Uebelstand; aber ganz verkehrt scheint es mir, diese Form, wie es doch zum Beispiel in den „Todtenkränzen“ von Zedlitz, einem sonst recht schönen Werke, geschehen ist, in deutschen Originalgedichten anzuwenden; in diesem Falle müßte man die Strophen jedenfalls so umwandeln, daß die Reime einander näher ständen.

Wie an die Jugendschicksale des Camoëns, so ward ich in Coimbra auch an die tragische Geschichte der Ines de Castro erinnert, welche einen der schönsten Bestandteile seines Gedichtes

bildet. Der Infant Dom Pedro hatte die schöne Hofdame Ines schon während Lebzeiten seiner Gemahlin leidenschaftlich geliebt, und als letztere gestorben, sich heimlich mit ihr vermählt. Im Kloster der heiligen Clara zu Coimbra verbrachte er einige glückliche Jahre mit ihr, und sie schenkte ihm mehrere Kinder. Aber Feinde und Neider wollten ihn sein Glück nicht lange genießen lassen. Sein Vater, König Alfonso, ward von bösen Ratgebern aufgestachelt, daß er von ihm heischte, eine andere Ehe einzugehen. Als der Infant Pedro sich dessen weigerte, beschloß Alfonso, Ines tödten zu lassen, ward jedoch von den Bitten der schönen Unglücklichen gerührt, so daß er wieder von dem Entschluß abstand. Zuletzt indes gewannen die Feinde der Ines wieder die Oberhand und ermordeten sie infolge eines zu dem Zwecke erlangten königlichen Befehles. Eine Empörung des Sohnes gegen den Vater war die Folge davon. Als der letztere zwei Jahre nachher gestorben, suchte Pedro, nun König geworden, zunächst seine Rachbegier zu stillen. Er wußte die Auslieferung der Mörder von Peter dem Grausamen von Castilien, zu dem sie geflohen waren, zu erlangen und ließ sie, nach Sitte der Zeit, grausam hinrichten. Hierauf berief er die Großen und ersten Würdenträger des Reiches nach Castanheda und erklärte in feierlicher Versammlung, daß Ines de Castro seine rechtmäßige Gemahlin gewesen und mit Einwilligung des Papstes zu Braganza von dem Erzbischof von Guarda ihm angetraut worden sei. Die Gebeine der Todten wurden aus dem Sarge geholt, in prachtvolle Gewänder gehüllt und, während der Schädel mit einer Krone geschmückt ward, auf einen Thron erhöht. Alle Großen und Würdenträger nahten sich der Leiche und huldigten ihr als ihrer wahren Königin. Ein Mausoleum der Kirche zu Alcobaza empfing alsdann die Reste der Ines de Castro, und einige Jahre nachher wurde ihr treuer Dom Pedro eben dort beigesetzt. Die zwei Statuen auf den Sarkophagen sind

von wunderbarer Schönheit, und die tiefste Empfindung hat dem Künstler, der sie geschaffen, die Hand geführt. Die Häupter der beiden Liebenden befinden sich dicht bei einander, damit, wie der Chronist sagt, ihre Blicke am Tage der Auferstehung sogleich einander begegnen. Ihr Schlaf ist jedoch so tief, daß man glaubt, sie werden nie mehr erwachen; und was können sie nach den Stürmen des Lebens mehr wünschen, als so auf immer neben einander zu schlummern? Bisweilen, wenn der bleiche Schein der Frühe durch das Gitter bricht, mögen sie glauben, das sei das Morgenrot der ewigen Liebe, dessen Strahl zu ihnen herabzittere; oder wenn bei Nacht vom Muttergottesbilde her der Schimmer des Altarlämpchens zu ihnen herüberflimmert, erheben sie sich halb von ihrem steinernen Pfühl, hören, wie ihre Gebeine ineinander zerfallen, pressen Lippe fest an Lippe und sinken dann wieder in den seligen Schlummer zurück.

Wie dieses Grabmal in Alcobaza, so habe ich in Coimbra jenseits der über den Mondego führenden Brücke die sogenannte „Villa der Thränen" besucht, in deren Garten die schöne Ines ermordet wurde. Zwischen uralten Zedern fließt dort ein klarer Bach, an welchem die Greuelthat vollbracht worden sein soll. Man zeigte mir auf dem Grunde des Wassers einen hellen Marmorquader, auf welcher deütlich ein roter Flecken zu erkennen war. Nach der Meinung von Coimbra's Bewohnern rührt dieser von dem Blute der Ines her; vermutlich aber ist er, wenn nicht absichtlich angebracht und von Zeit zu Zeit neu aufgefrischt, ein in dem Stein befindliches Eisenoxyd.

Die Geschichte der Ines de Castro ist in ganz Portugal populär und von früh an diejenige gewesen, welche die tragische Muse dieses Landes sich vorzugsweise zur Bearbeitung erwählt hat. Keines der verschiedenen portugiesischen Trauerspiele, welche den Stoff behandeln, scheint jedoch dem Drama des Spaniers Luis Velez de Guevara, „Nach dem Tode herrschen",

den Preis abgewonnen zu haben. Der Stoff hat große Aehnlichkeit mit dem von Agnes Bernauer, scheint mir aber glücklicher zu sein; denn während bei dem letztern die schließliche Versöhnung des Herzogs Albrecht mit dem Vater immer etwas Unbefriedigendes haben muß, läßt sich einer Inestragödie durch die Krönung der ermordeten Gattin Dom Pedro's ein schöner Schluß geben.

Von Alcobaza begab ich mich nach der Kirche von Batalha, dem großartigsten Dome germanischen Stils, welchen Portugal aufzuweisen hat. Nur wenige Bauwerke lassen sich an Erhabenheit mit diesem vergleichen. Ein feierliches Halbdunkel wallt durch die hohen Bogenfenster herein und gleitet längs der Schiffe und Säulenreihen zu den Grabdenkmalen nieder, in welche sich die Fürsten und Krieger so vieler Jahrhunderte gebettet haben. Unter allen diesen Monumenten betrachtete ich eines mit der größten Bewegung; es war das des Dom Fernando, genannt der standhafte Prinz. Ein Bruder des berühmten Infanten Heinrich des Seefahrers, welcher Portugal zuerst auf die Spur der großen Länderentdeckungen leitete, war auch Fernando von Jugend auf von hohem Streben erfüllt. Allein nicht sowohl das Trachten, die Macht der portugiesischen Krone zu erhöhen, wie der Wunsch, das Reich des christlichen Glaubens auszubreiten, leuchtete ihm vor. Schon mehrmals hatte er Kriegsunternehmungen nach der marokkanischen Küste gerichtet und mit Glück durchgeführt, und die Portugiesen besaßen infolge derselben die Festung Ceuta als Stützpunkt für weitere Expeditionen. Nun beschloß Fernando einen größern Kriegszug, von welchem er sich die Unterwerfung eines bedeutenden Teils der Berberei versprach. Aber diesmal wandte sich das Glück gegen ihn; ein gewaltiges, von Marokko herangerücktes muhammedanisches Heer umzingelte seine verhältnismäßig nur kleine Schar. Er fiel in die Hände der Sieger und wurde in die Gefangenschaft nach Fez

fortgeschleppt. Hier behandelte der Sultan ihn anfänglich mit Milde, indem er glaubte, die höchsten Forderungen für seine Auslösung stellen zu können. In Portugal war man, da der König seinen Bruder aufs zärtlichste liebte, zu Gewährung von Allem bereit; nur zur Herausgabe der Festung Ceuta, welche verlangt wurde, konnte man sich noch nicht entschließen. Der Infant selbst war am entschiedensten gegen die Auslieferung dieses Bollwerks der christlichen Herrschaft in Afrika und erklärte, eher jedes Leiden über sich ergehen lassen zu wollen. Nun wurde ihm die härteste Sklavenarbeit aufgebürdet, während er Nachts in tiefem unterirdischem Kerker schmachten mußte. Der König von Portugal entschloß sich zuletzt, um den Bruder zu retten, zum Aeußersten. Es wurde in Uebereinstimmung mit den Ständen des Reiches eine Urkunde entworfen, laut welcher gegen die Befreiung des Infanten die Festung Ceuta wieder in den Besitz der Muhammedaner gelangen sollte. Als die Gesandtschaft, welche dem Dom Fernando dieses Schriftstück und damit seine Erlösung bringen sollte, in Fez anlangte, waren die Kräfte des letzteren durch die erduldeten Martern schon tief gebeugt, und er wankte nur noch wie ein Schattenbild dahin. Allein obgleich er noch grausamere Behandlung und ein nahes, furchtbares Ende voraussehen mußte, verweigerte er aufs entschiedenste, um solchen Preis befreit zu werden, und zerriß eigenhändig die Urkunde, in welcher sein Leben und seine Rettung verbrieft war. Bald darauf erlag er den nun über ihn verdoppelt gehäuften Mißhandlungen. — Gewiß wird die That dieses portugiesischen Prinzen für immer als eine der größten dastehen, welche die Geschichte verzeichnet hat; die echte Glorie des Helden und Märtyrers schmückt seine Stirne. Denn nicht in thörichter Geringschätzung des Lebens für ein erträumtes Himmelreich ist er in den Tod gegangen, sondern für das höchste Gut, das Vaterland, und indem er nach eigener, freier Wahl seine Rettung, die er schon in Händen

hielt, zurückwies und schmachvollen Tod duldete, damit nur die teure Kreuzesfahne nicht von den Mauern von Ceuta herabgenommen würde, vollbrachte er Größeres als mancher Feldherr in hundert Schlachten. Aus dem düsteren unterirdischen Sklavenkerker, in welchem er, aller Welt verborgen, geendet, ist so sein Ruhm glanzvoll, riesengroß emporgestiegen und überstrahlt den aller anderen Königssöhne der Halbinsel. Den Heiligenschein ums Haupt, die wallende Fahne in der Rechten, hat man ihn oft den Heeren der Portugiesen voranschreiten und sie zum Siege führen gesehen.

Nach meinen verschiedenen Streifzügen durch das Land bietet mir jetzt Cintra den willkommensten Ruheort. Nur wenige Gegenden vereinigen in gleich hohem Grade Großartigkeit mit Anmut, wie dies portugiesische Tivoli. Mächtige Bergabhänge, mit Korkeichen und Südfruchthainen überdeckt, tief hinabstürzende Bergschluchten, welche die Lorbeerrose mit einem funkelnden Gürtel umsäumt und aus denen der Duft des Thymian und der wilden Myrte emporstäubt, dann oben Felsenzacken, in phantastischen Formen zum Himmel emporgetürmt, ihr Scheitel von halbzerfallenen maurischen Castellen gekrönt und, überallhin aus dem üppiggrünen Pflanzenwuchs hervorleuchtend, weiße Villen — das ist ein Landschaftsbild von einziger Schönheit. Nur ein kleiner Spaziergang führt dann von hier nach dem Dorfe Collares, wo sich das Meer in seiner ganzen Herrlichkeit aufthut. So vereinigt diese Gegend die Reize von Tivoli und Sorrent. Wenn ihr die Fülle rauschender Wasserstürze abgeht, welche das alte Tibur beleben, so gibt ihr dafür die ungleich größere Majestät der sie umgebenden Gebirgsformen und dann die Verbindung von Schönheiten der Binnenland- und Küstenscenerie reichlichen Ersatz. In jeder Frühe bietet mir eine Wanderung von wenigen Stunden die Genüsse beider. Kaum daß der erste blasse Schein am Horizont das Herannahen des Tages

verkündet, klimme ich die steilen Klippenwege empor, die zu dem Schlosse Penha führen, und sehe nun nach und nach die über mir gleich Adlernestern auf den höchsten Bergspitzen schwebenden alten Gemäuer im roten Morgenstrahl aufleuchten, während das Licht sich allmälich zu den Hängen, Abgründen und Thälern hinabsenkt. Dann gönne ich mir einige Rast auf der Höhe des Felsens. Das Schloß, von dem gegenwärtigen König ausgebaut, muß einen wonnigen Sommersitz darbieten. Die Renovation ist geschmackvoll; doch hätte dabei der arabische Stil strenge festgehalten werden sollen. Seltsam erscheint es, wie alle Erinnerungen an die Herrschaft der Muhammedaner in Portugal in Vergessenheit zurückgesunken sind. Auch das Schloß in Cintra war ehemals ein maurischer Palast; aber von den Herrschern, welche ihn bewohnt, weiß man kaum den Namen, geschweige denn Näheres über ihre Regierung. Wie viel ich auch bei den arabischen Schriftstellern, die mir zugänglich waren, darüber nachgeforscht, so habe ich doch nichts aufzufinden vermocht. Ganze Dynastien mit den Völkern, die sie beherrscht, sind schon jetzt, kaum fünfhundert Jahre nachdem sie geblüht, so gänzlich im Gedächtnis der Menschen ausgelöscht, als wären sie nie gewesen. — Von Penha führt mich mein Gang dann wieder auf schroffen Wegen abwärts, oft durch Bergpartien, wo man in die Alpen versetzt zu sein glauben kann. Dann geht es dem Meer entgegen, und nachdem mich noch eben Gebirgswildnis umfangen, schweift mir der Blick vom hohen Klippengestade auf die schäumende Flut hinaus, während von unten her aus den Grotten und Höhlen der Chorgesang der Wogen zu meinem Ohre emporhallt. An einem steilen, fast senkrecht in das Meer hinabstürzenden Felsen vollführen hier junge Leute jedesmal, so oft sich ein Fremder zeigt, für ein paar Kupfermünzen das halsbrechende Wagstück, an dem Gestein in die Tiefe hinabzuklettern, und es hilft nichts, dagegen zu protestiren.

Wenn ich bei hochgestiegener Sonne nach Cintra zurückkehre, erwartet mich in dem trefflichen Hotel die wohlbesetzte Frühstückstafel. Cintra dient der gesammten Diplomatie aus Lissabon zum Sommeraufenthalt, und so habe ich hier verschiedene sehr angenehme Bekanntschaften gemacht. Es war mir erfreulich, an mehreren Mitgliedern der englischen, österreichischen und französischen Gesandtschaft zu erfahren, daß doch nicht alle Diplomaten ganz in ihrem meistens so nichtsbedeutenden Beruf und in dem äußerlichen Gesellschaftsleben aufgehen. Die Nachmittagsstunden verbringe ich in den schattigen Lauben und in dem grünen Dickicht, das den Ort zu allen Seiten umgibt, bald lesend, bald schreibend. Oft auch lasse ich vom nahe gelegenen Ufer des Oceans, das wie eine weit vorgeschobene Warte in das Abendmeer hinausspringt, die Blicke von Welle zu Welle hingleiten, bis ich fern am äußersten Horizont den Jenseitsstrand vor mir auftauchen zu sehen glaube, himmelhohe Berge, als wären die Alpen auf die Pyrenäen getürmt, ihre Gipfel von einem Strahlenglanz umflossen, der von dem Morgenrot künftiger Jahrhunderte auszuströmen scheint. Von neuem erwacht in mir die Sehnsucht, die Fahrt auszuführen, die im vergangenen Jahre scheiterte, und jene Gegenden Amerika's zu besuchen, wo sich die tropische Natur am großartigsten offenbart, zunächst Brasilien mit seinen Riesenflüssen, dann die Hochgebirge und Thäler der Cordilleren. Aber auch diesmal kann ich mich nicht von den Bleigewichten freimachen, die mich in der alten Welt zurückhalten.




Ende des zweiten Bandes.



